†Fabiola mit Handzeichnungen v. Eduard v. Steinle 1810-1886.
von Prinzessin Johann Georg v. Sachsen käuflich
erworben - 1945 - März.

Friedrich Christian, Herzog zu Sachsen.
Markgraf v. Meissen.

Mein Onkel Prinz Johann Georg hatte dies Werk von der Familie
Steinle direkt erworben noch vor dem Weltkrieg 1914/18.

Die Illustrationen zu diesem Werke schuf der
Meister, wie sein Sohn Dr. Alphons Steinle
in seinem Buch „Briefwechsel Steinles mit sei-
nen Freunden" Freiburg 1897 berichtet (begann 1855)*
im Hochsommer des Jahres 1885 in Bad Ragaz/
Schweiz, als „Ferienbeschäftigung".
Siehe Band I. S. 165.

*Siehe Band I S. 82

M. Emanuel Markgraf
von Meißen

Emmetladen 8. Mai 1974



Erstes Capitel.

Diogenes.

Die Scenen, durch welche wir bis jetzt den Leser geführt haben, fielen in eine der Perioden des Friedens, oder besser gesagt, des Waffenstillstands, welche oft zwischen zwei Verfolgungen in der Mitte lagen. Schon haben wir aber auf unserm Wege Kriegsgerüchte vernommen und das Alarmschlagen ganz deutlich gehört. Das Brüllen der Löwen in der Nähe des Amphitheaters, welches den Sebastianus überraschte, aber nicht erschreckte, die Nachrichten aus dem Morgenlande, die Andeutungen des Fulvius und die Drohungen des Corvinus,

Die Inschrift des oben abgebildeten Grabsteins ist vom Cömeterium des h. Sebastianus und heißt: „Diogenes, der Todtengräber, in Frieden beigesetzt am achten Tage vor dem ersten October." — S. Boldetti I. 15, p. 60.

— das alles hat uns darauf vorbereitet, daß in Kurzem die Schrecken der Verfolgung wieder erscheinen werden, und daß Christenblut fließen muß, in einem vollern und edelern Strome, als bis dahin das Paradies des Neuen Bundes benetzt hatte. Die Kirche in ihrer steten ruhigen Sorgfalt kann die vielen Zeichen eines drohenden Kampfes nicht übersehen und die Vorbereitungen auf denselben nicht unterlassen. Von dem Augenblicke an, wo sie eifrig sich zu waffnen beginnt, datiren wir die zweite Periode unserer Erzählung. Es ist der Beginn des Kampfes.

Es war gegen Ende October, als ein junger Mann, der uns nicht unbekannt ist, fest in seinen Mantel gehüllt — denn es war dunkel und ziemlich kühl — durch die engen Straßen des Districtes von Rom ging, welcher Suburra hieß. Ueber die Ausdehnung und die genaue Lage dieser Stadtgegend ist man jetzt nicht einig, sie lag aber jedenfalls in der unmittelbaren Nähe des Forum. Da das Laster leider zu oft mit der Armuth verbunden ist, so hatten beide hier ein gemeinsames Asyl gefunden. Pankratius schien in diesem Theile der Stadt nicht sehr zu Hause zu sein; er schlug mehrere Male einen verkehrten Weg ein, bis er endlich die Straße fand, die er suchte. Nun war freilich, da an den Thüren keine Nummern waren, das Haus, welches er suchte, noch ein ungelöstes Problem, aber doch kein unlösbares. Er sah sich nach dem nettesten Hause in der Straße um, und da eines derselben sich durch Reinlichkeit und guten baulichen Zustand vor den andern deutlich auszeichnete, so klopfte er unbedenklich an der Thüre desselben an. Sie wurde von einem alten Manne geöffnet, dessen Namen wir auch schon kennen gelernt haben, — Diogenes. Er war groß und breitschulterig; man sah ihm an, er war gewohnt, Lasten auf den Schultern zu tragen, und er ging in Folge davon etwas gebückt. Sein Haar war silberweiß und hing an den Seiten eines großen massiven Kopfes herab. Seine Gesichtszüge hatten einen stark melancholischen Ausdruck, zwar ruhig, aber feierlich traurig; er sah aus, wie Einer, der viel unter den Todten gelebt hat und sich in ihrer Gesellschaft am glücklichsten fühlt. Seine beiden Söhne,

Majus und Severus, schöne athletische Jünglinge, waren bei ihm. Der Erste war damit beschäftigt, eine Grabschrift auf ein altes Stück Marmor einzugraben oder, besser gesagt, einzukratzen; auf der Rückseite der Marmorplatte sah man noch Spuren einer heidnischen Grabschrift, welche der jetzige Besitzer ausgekratzt hatte. Pankratius sah die Arbeit an und lachte; es war auch kaum ein Wort richtig geschrieben. Die Inschrift lautete nämlich:

DE BIANOBA
POLLECLA QVE ORDEV BENDET DE BIANOBA. [1])

Der andere Sohn machte eine rohe Zeichnung, in welcher man Jonas, vom Fische verschlungen, und Lazarus, von den Todten erweckt, unterscheiden konnte. Beide waren mit Kohle auf ein Brett gezeichnet, — es sollte offenbar eine Skizze sein für ein anderswo in dauerhafterer Weise auszuführendes Gemälde. Der alte Diogenes war, als an der Thüre gepocht wurde, damit beschäftigt, einen neuen Stiel an eine alte Hacke zu machen.

Diese verschiedenartigen Beschäftigungen in einer Familie würden uns vielleicht überraschen. Den jungen Besucher überraschten sie gar nicht; denn er wußte, daß die Familie dem ehrenwerthen und frommen Stande der Fossores oder Todtengräber auf den christlichen Begräbnißplätzen (Cömeterien) angehörte. Diogenes war der Vorsteher dieser Bruderschaft.

Mit Berufung auf die Versicherung eines dem h. Hieronymus gleichzeitigen ungenannten Schriftstellers haben einige neuere Alterthumsforscher angenommen, die Fossores hätten in der alten Kirche zu den niedern Klerikern gehört, wie die Lectores oder Vorleser. Wiewohl aber diese Ansicht unhaltbar ist, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß dieses Amt von Personen verwaltet wurde, welche von den kirchlichen Behörden ernannt und bestätigt wurden. Das einheitliche System, welches bei dem Ausgraben, Anordnen und Ausfüllen der zahlreichen Be-

[1]) De via nova — Pollecla, quae hordeum vendit de via nova. — „Von der neuen Straße; Pollecla, die Gerstenverkäuferin auf der neuen Straße." — Die Inschrift wurde in dem Cömeterium des Kallistus gefunden.

gräbnißplätze um Rom herum beobachtet ist, ein System, welches zudem von Anfang an so vollständig ist, daß man keine bestimmte Hindeutungen auf etwa im Laufe der Zeit vorgenommene Verbesserungen und Veränderungen findet, — berechtigt zu der Annahme, daß diese bewunderungswerthen und ehrwürdigen Arbeiten unter Einer Leitung und wahrscheinlich von einer zu dem Ende gebildeten Corporation ausgeführt wurden. Es war dies aber nicht, wie jetzt in England, eine Begräbnißplatz- oder Nekropolis-Gesellschaft, welche das Beerdigen der Todten zu einer Speculation macht, sondern eine fromme und kirchlich anerkannte Bruderschaft, welche zu dem Ende zusammengetreten war.

Eine Reihe von interessanten Inschriften, welche in dem Cömeterium der h. Agnes gefunden worden sind, zeigt, daß sich dieses Geschäft in bestimmten Familien forterbte und von Großvater, Vater und Söhnen an demselben Orte besorgt wurde.[1]) So erklärt sich auch die große Geschicklichkeit und die sich gleichbleibende Praxis, welche wir in den Katakomben bemerken. Die Fossores hatten aber offenbar in dieser unterirdischen Welt auch noch eine höhere Aufgabe oder sogar Jurisdiction. Die Kirche hatte zwar für alle ihre Kinder Gräber; aber es war natürlich, daß einige etwas für ihren Begräbnißplatz bezahlten, wenn sie ihn an einem besonders beliebten Orte, z. B. in der Nähe des Grabes eines Martyrers, haben wollten. Diese Todtengräber besorgten dergleichen Käufe, welche in den alten Cömeterien oft erwähnt werden. Die folgende Inschrift z. B. wird auf dem Capitol aufbewahrt:

EMPTV LOCVM AB ARTEMISIVM VISOMVM HOC EST
ET PRAETIVM DATVM FOSSORI HILARO IDEST
FOL NOOD PRAESENTIA SEVERI FOSS ET LAVRENTI.[2])

Das heißt: „Dieses ist der Platz für zwei Leichen, welchen

[1]) S. das Werk des Pater Marchi über die „Architektur des unterirdischen christlichen Rom" (im J. 1844 erschienen), welches hier vielfach benutzt worden ist.

[2]) Soll heißen: Emptus locus ab Artemisio bisomus hic est, et pretium datum fossori Hilaro, id est folles . . . in praesentia Severi Fossoris et Laurentii.

„Artemisius gekauft hat, und den Preis hat er bezahlt dem „Todtengräber Hilarius, nämlich ... [1]) Beutel, — in Gegen„wart des Todtengräbers Severus und des Laurentius." — Der zuletzt Genannte war wahrscheinlich der Zenge des Käufers, Severus der Zeuge des Verkäufers. Wie dem aber auch sein mag, wir glauben jetzt dem Leser Alles vorgelegt zu haben, was über das Geschäft des Diogenes und seiner Söhne bekannt ist.

Wir verließen den Pankratius, wie er sich an den rohen Versuchen des Majus in der Kunst des Meißels ergötzte. Er fragte ihn danach: „Machst du immer diese Inschriften selbst?"

„O nein", antwortete der Künstler aufblickend und lächelnd; „ich mache nur Inschriften für arme Leute, welche keine bessere Hand bezahlen können. Dieses war eine gute Frau, welche einen kleinen Kramladen auf der neuen Straße hatte, und du kannst denken, daß sie dadurch nicht reich geworden ist, zumal sie sehr ehrlich war. Und doch ist mir ein sonderbarer Gedanke in den Sinn gekommen, als ich ihre Grabschrift machte."

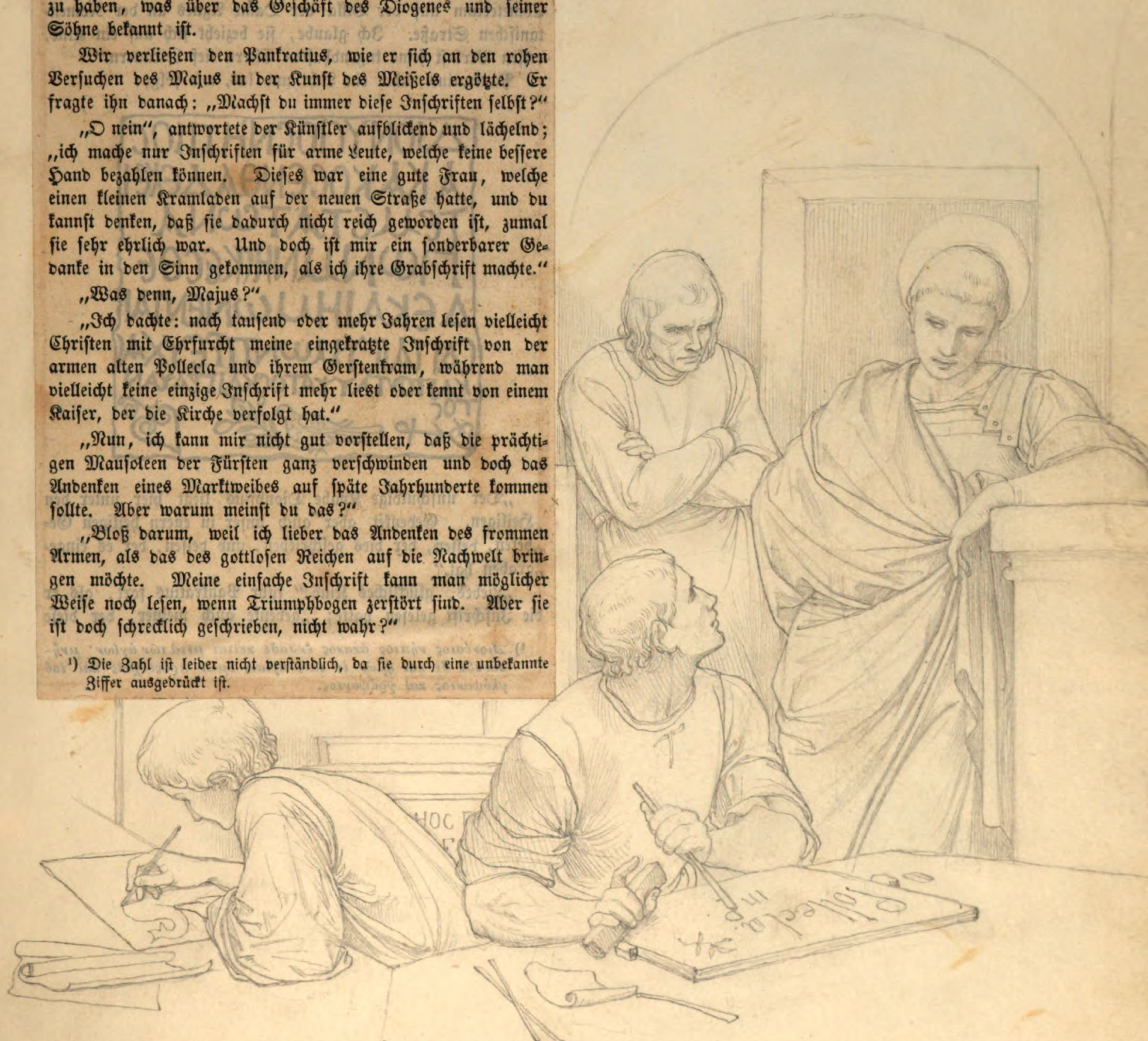
„Was denn, Majus?"

„Ich dachte: nach tausend oder mehr Jahren lesen vielleicht Christen mit Ehrfurcht meine eingekratzte Inschrift von der armen alten Pollecla und ihrem Gerstenkram, während man vielleicht keine einzige Inschrift mehr liest oder kennt von einem Kaiser, der die Kirche verfolgt hat."

„Nun, ich kann mir nicht gut vorstellen, daß die prächtigen Mausoleen der Fürsten ganz verschwinden und doch das Andenken eines Marktweibes auf späte Jahrhunderte kommen sollte. Aber warum meinst du das?"

„Bloß darum, weil ich lieber das Andenken des frommen Armen, als das des gottlosen Reichen auf die Nachwelt bringen möchte. Meine einfache Inschrift kann man möglicher Weise noch lesen, wenn Triumphbogen zerstört sind. Aber sie ist doch schrecklich geschrieben, nicht wahr?"

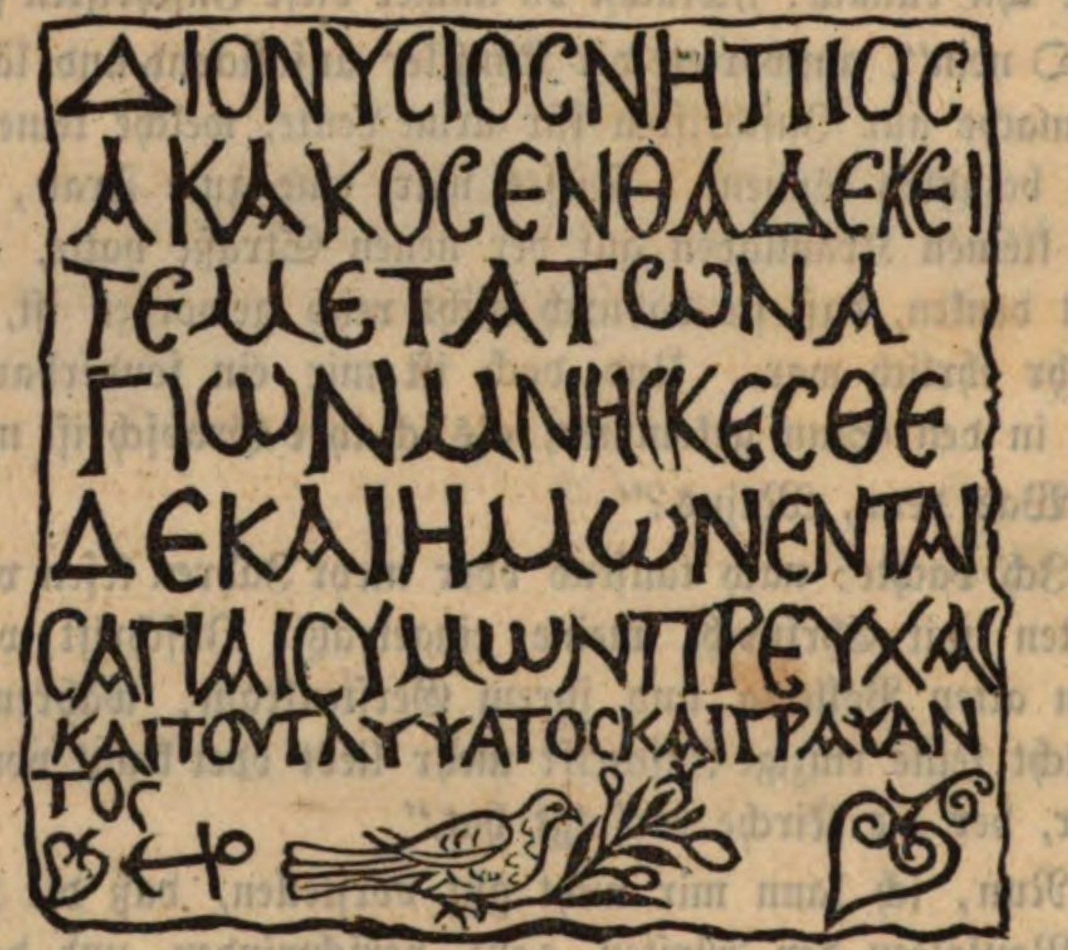
[1]) Die Zahl ist leider nicht verständlich, da sie durch eine unbekannte Ziffer ausgedrückt ist.



„Das thut nichts; sie ist einfach, und das ist so gut, als wäre sie schön geschrieben. Was ist da für eine Platte an die Wand gelehnt?"

„Ja, das ist eine wirklich schöne Inschrift, die uns gebracht worden ist, um sie aufzustellen; du wirst sehen, daß sie Einer verfaßt und ein Anderer eingegraben hat. Sie kommt in das Cömeterium auf der Villa der Dame Agnes an der Nomentanischen Straße. Ich glaube, sie bezieht sich auf ein Kind, dessen Verlust seine tugendhaften Eltern tief betrauern."

Pankratius nahm ein Licht und las, wie folgt: [1])



„Der unschuldige Knabe Dionysius liegt hier unter den „Heiligen. Gedenket aber auch unser in euern heiligen Ge„beten, dessen, der dies geschrieben, und dessen, der es einge„graben hat."

„Liebes, glückliches Kind!" fuhr Pankratius fort, als er die Inschrift gelesen hatte; „gedenke auch meiner, der diese

[1]) *Διονύσιος νήπιος ἄκακος ἐνθάδε κεῖται μετὰ τῶν ἁγίων· μνήσκεσθε δὲ καὶ ἡμῶν ἐν ταῖς ἁγίαις ὑμῶν προσευχαῖς καὶ τοῦ γλύψαντος καὶ γράψαντος.*

Inschrift liest, gleich dem, der sie geschrieben, und dem, der sie eingegraben, in deinen heiligen Gebeten!"

„Amen", antwortete die fromme Familie.

Pankratius fiel aber der gedämpfte Ton auf, in welchem Diogenes das Wort sprach. Er wandte sich um, und sah den alten Mann eifrig damit beschäftigt, das Ende eines kleinen Keiles abzuschneiden, welchen er in die Spitze des Stiels seiner Hacke hineingesteckt hatte, damit sie im Eisen fest bliebe, — wobei er aber jeden Augenblick, als könnte er nicht gut sehen, mit seiner harten Hand über die Augen fuhr. „Was hast du, mein guter, alter Freund?" fragte der Jüngling freundlich. „Warum macht dich diese Grabschrift des jungen Dionysius so weich?"

„Es ist nicht die Grabschrift selbst; aber sie erinnert mich an so Vieles, was geschehen ist, und an so Vieles, was vielleicht bald geschieht, daß ich fast zittere, wenn ich an das Eine oder das Andere denke."

„Was hast du denn für traurige Gedanken, Diogenes?"

„Siehst du, das ist einfach genug, ein gutes Kind, wie Dionysius, auf den Arm zu nehmen, welches in Leinwand, von Spezereien duftend, gewickelt ist, und es in sein Grab zu legen. Seine Eltern mögen weinen, aber es hat einen leichten Uebergang vom Schmerze zur Freude gehabt. Aber es ist eine ganz andere Sache, und es gehört ein Herz dazu, welches durch die Gewohnheit so hart geworden ist, wie das meinige" (wieder fuhr er mit der Hand über die Augen), „wenn man das zerrissene Fleisch und die zerbrochenen Glieder eines andern Knaben eilig sammeln, hastig in sein Sterbetuch wickeln, dann in ein anderes Tuch voll Kalk, statt voll Balsam, schlagen und schnell in ihr Grab schieben muß.[1]) Wie gern möchte man den Leib eines Martyrers anders behandeln!"

[1]) In dem Cömeterium von St. Agnes hat man in Gräbern Stücke Kalk gefunden, worin verschiedene Theile des Leibes genau abgedrückt sind, mit Abdrücken von feiner Leinwand inwendig und gröberer auswendig. Was die Spezereien und den Balsam angeht, so bemerkt Tertullian, die Araber und Sabäer wüßten wohl, daß



„Freilich, Diogenes; allein ein tapferer Offizier zieht das einfache Soldatengrab auf dem Schlachtfelde dem geschnitzten Sarkophag auf der Appischen Straße vor. Aber kommen denn solche Scenen, wie du sie jetzt beschrieben, in Zeiten der Verfolgung öfter vor?"

„Gar nicht selten, mein guter junger Herr. Ich bin überzeugt, ein frommer Jüngling, wie du, muß schon einmal an dem Jahrestage das Grab des Restitutus in dem Cömeterium des Hermes besucht haben."

„Das habe ich auch; und ich habe ihn fast beneidet um sein frühes Martyrthum. Hast du ihn begraben?"

„Ja, und seine Eltern ließen ein schönes Grab machen; es ist das Arcosolium seiner Krypta.[1]) Mein Vater und ich machten es aus sechs hastig zusammengesuchten Marmorplatten und ich grub die Inschrift ein, die noch da ist. Ich glaube, ich schrieb besser, als Majus da", fügte der alte Mann, jetzt ganz heiter, bei.

„Das will nicht viel sagen, Vater", entgegnete sein Sohn eben so munter; „aber da ist eine Abschrift der Inschrift, die du gemacht hast", fügte er bei, indem er aus einer Anzahl Pergamentblätter eines hervorzog.

„Ich erinnere mich der Inschrift noch ganz gut", sagte Pankratius, indem er das Blatt ansah und vorlas, wobei er die orthographischen, aber nicht die grammatischen Fehler verbesserte:

AELIO FABIO RESTVTO
FILIO PIISSIMO PARI N
TεS FECERVNT QVIVI
XIT ANNI. S XVIII MENS
VII INIRENE.

„Dem Aelius Fabius Restitutus, ihrem frommen Sohne,

die Christen jährlich mehr für ihre Todten verbrauchten, als die Heiden für ihre Götter.

[1]) Diese Ausdrücke werden später erklärt werden.

„errichteten seine Eltern (dieses Grab). Er lebte achtzehn Jahre „und sieben Monate. In Frieden.“ [1])

Pankratius fuhr fort: „Welch’ ein herrlicher Jüngling, daß er schon in einem solchen Alter Christus bekannt hat!“

„Gewiß“, erwiderte der alte Mann; „aber du hast wohl immer geglaubt, sein heiliger Leib ruhe allein in seinem Grabe. Nach der Inschrift muß auch Jeder dies annehmen.“

„Freilich habe ich das immer geglaubt. Ist es denn nicht so?“

„Nein, edeler Pankratius, es liegt Einer mit ihm in demselben Bette, der jünger ist, als er selbst. Als wir das Grab des Restitutus schlossen, wurde uns der Leib eines Knaben von höchstens zwölf oder dreizehn Jahren gebracht. O, ich werde den Anblick nie vergessen! Er war über ein Feuer gehängt gewesen und sein Kopf, sein Rumpf und seine Glieder bis fast an die Kniee waren bis auf die Knochen verbrannt; und er war so entstellt, daß kein Gesichtszug mehr zu erkennen war. Armer Knabe! wie muß er gelitten haben! Aber warum sollte ich ihn bemitleiden? — Wir waren damals sehr eilig; und wir dachten, der Jüngling von achtzehn Jahren würde seinem Mitkämpfer von zwölf den Raum nicht mißgönnen, sondern ihn als jüngern Bruder anerkennen; und so legten wir ihn zu den Füßen des Aelius Fabius. Aber wir hatten kein zweites Blutfläschchen, welches wir hätten beifügen können zum Zeichen, daß ein zweiter Martyrer dort ruhe; denn das Feuer hatte das Blut in seinen Adern ausgetrocknet.“ [2])

„Welch’ ein edeler Knabe! Wenn der Erste älter, so war der Zweite jünger, als ich. Was meinst du, Diogenes, könnte

[1]) Aelio Fabio Restituto, filio piissimo, parentes fecerunt. Qui vixit annis XVIII, mensibus VII. In irene.

[2]) Am 22. April 1823 wurde dieses Grab unverletzt gefunden. Als man es öffnete, fand man die Gebeine weiß, glänzend und glatt wie Elfenbein. Ober dem Kopfe lag das Blutfläschchen. Zu den Füßen lag das Skelett eines Knaben von zwölf oder dreizehn Jahren, schwarz und verkohlt, namentlich am Kopfe und an den obern Theilen bis zur Mitte der Schenkel herab, von wo an bis zu den Füßen die Gebeine allmälig weißer wurden. Die beiden Leiber ruhen jetzt in reicher Verhüllung unter dem Altare des Jesuiten-Collegiums zu Loreto.

es nicht sein, daß du mir in diesen Tagen den nämlichen Dienst zu leisten hättest?"

„O nein, das hoffe ich nicht", sagte der alte Todtengräber, und seine Stimme wurde wieder gedämpft. „Ich bitte dich, rede nicht davon. Sicher wird meine eigene Stunde früher kommen. Warum werden auch die alten Bäume geschont und die jungen Sprößlinge abgeschnitten?"

„Komm, komm, mein guter Freund, ich wollte dich nicht betrüben. Aber ich hätte beinahe meinen Auftrag vergessen. Morgen bei Tagesanbruch sollst du in das Haus meiner Mutter kommen, um die Vorbereitungen in den Cömeterien für die bevorstehende Verfolgung zu besprechen. Unser heiliger Papst wird dort sein mit den Priestern der Titel, den Diakonen der Regionen und den Notaren, die jetzt wieder vollzählig sind, und du sollst als oberster Fossor beigezogen werden, daß Alles angeordnet werden kann."

„Ich werde nicht ausbleiben, Pankratius."

„Und nun habe ich noch eine Bitte an dich", fügte der Jüngling bei.

„Eine Bitte an mich?" fragte der alte Mann verwundert.

„Ja; du wirst, glaube ich, deine Arbeit unverzüglich zu beginnen haben. Nun habe ich zwar schon oft aus Andacht unsere heiligen Cömeterien besucht, aber noch nie habe ich sie eigentlich genau besehen, und das möchte ich gern mit dir thuen, da du sie so gut kennst."

„Das wird mir eine sehr große Freude machen", antwortete Diogenes, etwas geschmeichelt durch das Compliment, aber noch mehr erfreut über das Interesse, welches Pankratius für das an den Tag legte, was ihm so sehr theuer war. „Nachdem ich meine Aufträge erhalten habe, werde ich gleich nach dem Cömeterium des Kallistus gehen. Erwarte mich vor der Porta Capena, eine halbe Stunde vor Mittag, und wir wollen zusammen hingehen."

„Aber ich werde nicht allein kommen", fuhr Pankratius fort; „zwei junge Leute, welche kürzlich getauft worden sind, wünschen

sehr, unsere Cömeterien kennen zu lernen, von denen sie noch nicht viel wissen, und haben mich gebeten, sie mitzunehmen."

„Jeder, der dein Freund ist, soll immer willkommen sein. Wie heißen sie — damit kein Irrthum vorkommt?"

„Der Eine ist Tiburtius, der Sohn des frühern Präfecten Chromatius, der Andere ist ein junger Mann Namens Torquatus."

Severus stutzte etwas und sagte: „Bist du auch überzeugt, Pankratius, daß diesem Letztern zu trauen ist?"

Diogenes verwies seinem Sohne diese Frage und sagte: „Daß er in der Gesellschaft des Pankratius zu uns kommt, ist Sicherheit genug."

„Ich gestehe", unterbrach ihn Pankratius, „daß ich ihn nicht so genau kenne, wie den Tiburtius, welcher gewiß ein frommer und edeler junger Mann ist. Indeß, Torquatus gibt sich viele Mühe, Alles genau kennen zu lernen, und scheint es ernst zu meinen. Was macht dich seinetwegen besorgt, Severus?"

„Es ist freilich nur eine unbedeutende Sache. Als ich heute Morgen früh zu dem Cömeterium ging, trat ich in die Bäder des Antoninus ein." [1])

„Wie!" unterbrach ihn Pankratius lachend, „besuchst du so vornehme Vergnügungsorte?"

„Doch nicht", antwortete der ehrsame Künstler; „aber du weißt vielleicht nicht, daß Cucumio, der Capsarius, [2]) und seine Frau Christen sind?"

„Ist es möglich? Wo findet man doch nicht überall Christen!"

„Ja, dem ist so, und sie lassen für sich ein Grab anlegen im Cömeterium des Kallistus, und ich hatte ihnen die Inschrift zu zeigen, welche Majus dafür gemacht hat."

„Hier ist sie", sagte dieser und zeigte Folgendes vor:

CVCVMIO ET VICTORIA
SE VIVOS FECERVNT
CAPSARARIVS DE ANTONINIANAS. [3])

[1]) Besser bekannt unter dem Namen „Bäder des Caracalla".
[2]) So hieß der Mann, welcher die Kleider der Badenden verwahrte, — von capsa, Kiste.
[3]) „Cucumio und Victoria machten (das Grab) für sich bei ihren

„Ausgezeichnet!" rief Pankratius aus, durch die Schnitzer der Inschrift ergötzt; „aber wir vergessen den Torquatus."

„Als ich also in das Gebäude kam", fuhr Severus fort, „fand ich zu meinem großen Erstaunen zu dieser frühen Stunde in einer Ecke diesen Torquatus in lebhafter Unterredung mit dem Sohne des gegenwärtigen Präfecten, dem Corvinus, dem vorgeblichen Krüppel, der sich in das Haus der Agnes einschlich, weißt du, als ein ungenannter Wohlthäter (Gott möge ihn segnen!) dort reiche Almosen unter die Armen vertheilen ließ. Keine gute Gesellschaft für einen Christen, dachte ich, zumal zu einer solchen Stunde."

„Das ist wahr, Severus", antwortete Pankratius tief erröthend; „aber er ist noch jung im Glauben, und wahrscheinlich wissen seine alten Bekannten noch nichts von seiner Bekehrung. Wir wollen das Beste hoffen."

Die beiden jungen Männer erboten sich, den Pankratius, der sich jetzt zum Weggehen anschickte, durch die arme und verrufene Nachbarschaft zu begleiten. Er nahm ihr Anerbieten mit Freuden an und wünschte dem alten Todtengräber freundlich gute Nacht.

Zweites Capitel.

Die Cömeterien.

M. ANTONI
VS . RESTVTV
S. FECIT . YPO
GEVSIBI . ET
SVIS . FIDENTI
BVS . IN . DOMINO [1]

Lebzeiten. (Er war) Capsarius der Antoninischen (Bäder)." Die Inschrift wurde in dem Cömeterium des Kallistus gefunden und zuerst veröffentlicht von Pater Marchi, der sie aber irriger Weise als im Cömeterium des Prätextatus gefunden bezeichnet.

[1]) M. Antonius Restitutus fecit hypogeum sibi et suis, fidentibus in

Es scheint uns fast, als hätten wir eine Person vernachlässigt, deren Charakter und Gedanken wir im Anfange unserer Geschichte geschildert haben, die fromme Lucina. Ihre Tugenden gehörten freilich zu den stillen und bescheidenen Tugenden, die nicht leicht in die Oeffentlichkeit kommen oder äußerlich hervortreten. — Ihr Haus, welches ein Titel oder eine Pfarrkirche war oder, besser gesagt, eine solche umschloß, war jetzt auch die Wohnung des Papstes. Das Nahen einer heftigen Verfolgung — in welcher die Beherrscher des geistigen Reiches Christi sicher darauf rechnen konnten, daß man ihnen zuerst als Feinden des Kaisers nachspürte, — machte es nöthig, daß der Oberhirt der Kirche seine gewöhnliche Wohnung mit einem sichereren Aufenthalte vertauschte. Es wurde dazu das Haus der Lucina gewählt und es blieb zu ihrer großen Freude die päpstliche Wohnung unter dem jetzigen und dem folgenden Pontificate, unter welchem die wilden Thiere dorthin gebracht wurden, daß der Papst Marcellus sie in seiner eigenen Wohnung füttere; — diese widerliche Strafe hatte bald seinen Tod zur Folge.

Lucina war mit vierzig Jahren [1]) unter die Diakonissinnen aufgenommen worden und fand Beschäftigung genug in den Pflichten dieses Amtes. Die Beaufsichtigung der Weiber in der Kirche, die Verpflegung der Kranken und Armen ihres Geschlechtes, die Anfertigung und das Im-Stande-Erhalten heiliger Gewänder und der Leinwand für den Altar, und der Unterricht von Kindern und Frauenzimmern, die auf die Taufe vorbereitet wurden, so wie die Dienstleistungen bei der Taufe derselben — das Alles lag den Diakonissinnen ob und gab ihnen

Domino. — „Marcus Antonius Restitutus hat dieses unterirdische Grab gemacht für sich und die Seinigen, welche auf den Herrn vertrauen." — Die Inschrift ist unlängst in dem Cömeterium der hh. Nereus und Achilleus gefunden worden. Es ist eigenthümlich, daß in der im vorigen Capitel angeführten Inschrift auf den Martyrer Restitutus und wieder in dieser eine Silbe des Namens ausgelassen ist. Es ist eine Silbe, die beim Aussprechen leicht verschluckt wurde.

[1]) Sechszig Jahre war das bestimmte Alter, aber mitunter wurden schon Personen von vierzig Jahren aufgenommen.

Beschäftigung genug außer ihren häuslichen Geschäften. Mit der Erfüllung dieser beiden Classen von Pflichten brachte Lucina ruhig ihr Leben zu. Das Hauptziel desselben schien erreicht zu sein: ihr Sohn hatte sich Gott geweiht und war bereit, sein Blut für den Glauben zu vergießen. Ihn zu überwachen und für ihn zu beten, war mehr eine Freude, als eine weitere Beschäftigung für sie.

Frühmorgens an dem festgesetzten Tage fand die im vorigen Capitel erwähnte Versammlung statt. Es wird genügen, zu erwähnen, daß in derselben genaue Anweisungen über das Einsammeln von Almosen gegeben wurden, um die Cömeterien zu erweitern und die Todten zu beerdigen, um diejenigen zu unterstützen, welche sich während der Verfolgung verborgen halten mußten, um die Gefangenen zu unterhalten und sich Zutritt zu ihnen zu verschaffen, und endlich um die Leiber der Martyrer loszukaufen. Ferner wurde für jede Region ein Notar bestimmt, um die Acten der Martyrer zu sammeln und interessante Vorfälle aufzuzeichnen. Die Cardinäle oder Titular-Priester erhielten Anweisungen über die Verwaltung der Sacramente, namentlich der heiligen Eucharistie, während der Verfolgung, und jedem wurden ein oder mehrere Cömeterien überwiesen, um dort in den unterirdischen Kirchen die heiligen Geheimnisse zu feiern. Der Papst wählte für sich das Cömeterium des Kallistus, was den Diogenes, als erster Todtengräber desselben, nicht wenig, aber in ganz unschuldiger Weise stolz machte.

Der gute alte Mann schien eher heiter als traurig zu sein bei den erschütternden Vorzeichen einer bevorstehenden Verfolgung. Kein commandirender Ingenieur-Offizier könnte bei der Vertheidigung einer seiner Geschicklichkeit zur Beschützung anvertrauten belagerten Stadt kräftiger und bestimmter seine Befehle ertheilen, wie Diogenes seine Mittheilungen den unter seiner Leitung stehenden Aufsehern der verschiedenen Cömeterien machte, welche er nach seinem Hause bestellt hatte, um die Anweisung der erwähnten Versammlung zu vernehmen.

Der Schatten des Sonnenzeigers an der Porta Capena zeigte auf Mittag, als er mit seinen beiden Söhnen vor der-

selben ankam; er fand die drei jungen Männer schon dort. Sie gingen zwei und zwei die Appische Straße entlang und etwa zwei Meilen vor dem Thore [1]) gingen sie auf verschiedenen Wegen, indem sie sich um verschiedene längs der Straße liegende Gräber herumschlichen, in die nämliche Villa auf der rechten Seite der Straße. Hier fanden sie Alles vor, was sie beim Herabsteigen in die unterirdischen Cömeterien bedurften, wie Kerzen, Laternen und Feuerzeug. Severus schlug vor, da der Führer und der Fremden gleich viele seien, so möchten sie sich in Paare theilen; bei der Vertheilung wählte er sich den Torquatus zum Begleiter; weshalb, das können wir uns leicht denken.

Es würde wahrscheinlich unsere Leser ermüden, der ganzen Unterhaltung der Gesellschaft zu folgen. Diogenes beantwortete nicht allein alle an ihn gerichteten Fragen, sondern hielt auch von Zeit zu Zeit ganz verständige kleine Vorträge über die Gegenstände, welche er als besonders anziehend betrachtete. Wir glauben aber, es wird für unsere Freunde interessanter und belehrender sein, wenn wir den ganzen Stoff mehr im Zusammenhange darstellen; zudem werden sie auch etwas über die spätere Geschichte dieser bewunderungswürdigen Anlagen, in welche wir unsere jungen Pilger hineingeführt haben, zu erfahren wünschen.

Die Geschichte der alten christlichen Begräbnißplätze oder Cömeterien, der Katakomben, wie sie gewöhnlich genannt werden, läßt sich in drei Abschnitte theilen: von ihrem Beginne bis zur Zeit unserer Erzählung oder ein paar Jahre später; von diesem Zeitpunkte bis zum achten Jahrhundert; endlich von da an bis auf unsere Zeit, wo wir Grund haben zu hoffen, daß eine neue Epoche beginnt.

Wir haben es durchgängig vermieden, den Namen „Katakomben" zu gebrauchen, weil das unsere Leser zu der irrigen Meinung hätte verleiten können, als sei dieses der ursprüng-

[1]) Jetzt St. Sebastian. Die ältere Porta Capena lag fast eine (englische) Meile mehr nach der Stadt hin, als das jetzige Thor.

liche oder ein allgemeiner Name dieser alten christlichen Krypten gewesen. Dem ist nicht so: Rom ist mit einem Kreise von etwa sechszig Cömeterien umgeben, von denen die meisten unter dem Namen eines oder mehrerer Heiligen bekannt sind, deren Leiber dort ruhten; so haben wir die Cömeterien der hh. Nereus und Achilleus, der h. Agnes, des h. Pankratius, des Prätextatus, der Priscilla, des Hermes u. s. w. Mitunter wurden die Cömeterien auch nach dem Orte benannt, wo sie lagen. [1]) Das Cömeterium des h. Sebastianus hatte neben verschiedenen andern Namen auch den Ad Catacumbas. [2]) Die Bedeutung dieses Wortes ist ganz unbekannt; es bezieht sich vielleicht auf den Umstand, daß die Reliquien der hh. Petrus und Paulus eine Zeit lang in einer Krypta in der Nähe des Cömeteriums, welche noch vorhanden ist, beigesetzt waren. Diesen Namen hatte also zuerst dieses einzelne Cömeterium; später erhielt er eine allgemeinere Bedeutung, und jetzt nennen wir gewöhnlich den ganzen Complex dieser unterirdischen Räumlichkeiten „die Katakomben".

Ueber ihre Entstehung ist im vorigen Jahrhundert gestritten worden. Durch zwei oder drei unbestimmte und zweideutige Stellen verleitet, behaupteten einige gelehrte Alterthumsforscher, die Katakomben seien ursprünglich heidnische Aushöhlungen gewesen, zu dem Zwecke, für die Bauten in der Stadt Sand zu graben. Diese Sandgruben hießen Arenaria, und ebenso werden dann und wann die christlichen Cömeterien genannt. Aber eine wissenschaftliche und genauere Untersuchung, wie namentlich der sorgfältige Pater Marchi sie angestellt, hat diese Theorie vollständig widerlegt. Die Katakomben hatten oft, wie man noch sehen kann, ihren Eingang in diesen Sandgruben, welche selbst unterirdisch sind und ohne Zweifel sehr geeignet waren, das Cömeterium zu verdecken; aber mehrere Umstände beweisen, daß sie nie zu christlichen Beerdigun-

[1]) Z. B. Ad Nymphas, Ad Ursum pileatum, Inter duas lauros, Ad Sextum Philippi u. s. w.

[2]) Wahrscheinlich zusammengesetzt aus der griechischen Präposition κατά und dem lateinischen Verbum cumbere.

gen benutzt, noch auch in christliche Cömeterien verwandelt wurden.

Wer Sand aus der Erde hervorholen will, wird seine Grube so nahe unter der Oberfläche anlegen, wie möglich ist, den Eingang dazu möglichst bequem machen, um das Material herausschaffen zu können, und endlich die Grube so geräumig machen, als die Sicherheit des Gewölbes und die Quantität dessen, was er sucht, gestattet. Alles dieses finden wir auch bei den „Arenaria“, deren es noch viele um Rom herum gibt. Die Katakomben aber sind nach gerade entgegengesetzten Grundsätzen angelegt.

Die Katakombe geht gewöhnlich gleich durch eine steile Treppe unter die Schichten losen und zerreibbaren Sandes [1]) hinab, in die Schichte, wo derselbe zu einem weichen, aber haltbaren Stein verhärtet ist, auf dessen Oberfläche man noch jetzt jeden Schlag der Hacke deutlich erkennen kann. Hat man diese Tiefe erreicht, so ist man in dem ersten Stockwerke des Cömeteriums; denn eine Treppe führt weiter zu einem zweiten und dritten tiefern Stockwerke, die alle nach demselben System angelegt sind.

Man kann eine Katakombe in drei Theile eintheilen, in die Gänge oder Straßen, in die Kammern oder Plätze und in die Kirchen. Die Gänge sind lange, enge Galerien, ziemlich regelmäßig ausgehauen, so daß der Boden und die Decke mit den Seiten rechte Winkel bilden; sie sind oft so enge, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können. Sie laufen mitunter eine lange Strecke ganz gerade aus, werden aber von andern durchkreuzt, und diese wieder von andern, so daß sie ein vollständiges Labyrinth oder Netz von unterirdischen Corridoren bilden. Sich in ihnen zu verirren, könnte leicht verderblich werden.

Aber diese Gänge haben nicht, wie man aus dem Namen schließen könnte, bloß den Zweck, zu etwas Anderm zu führen.

[1]) Es ist dies der rothe vulcanische Sand, welcher Puzzolana genannt wird und der zur Anfertigung des sogenannten römischen Cements so gut zu gebrauchen ist.

Sie sind selbst die Katakomben oder das Cömeterium. Ihre Wände, so wie die Seitenwände der Treppen sind ganz voll Gräber, das heißt, es sind darin Reihen von großen und kleinen Aushöhlungen, welche lang genug sind, um einen menschlichen Leichnam, vom Kinde bis zum erwachsenen Manne, aufzunehmen; die Leiche liegt mit der Seite nach der Galerie hin. Mitunter sind bis zu vierzehn, mitunter nur drei oder vier solcher Reihen übereinander. Die Größe der Gräber ist so genau abgemessen, daß wahrscheinlich die Leiche neben dem Grabe lag, während dasselbe ausgehöhlt wurde.

Wenn die Leiche, in Leinwand eingewickelt, wie wir von Diogenes gehört haben, in ihre enge Höhle gelegt worden war, so wurde diese hermetisch verschlossen, entweder durch eine Marmorplatte oder gewöhnlicher durch mehrere breite Ziegelsteine, welche mit den Ecken in eine zu dem Ende in den Felsen gehauene Rinne gesetzt und dann ringsum mit Cement verkittet wurden. Die Inschrift wurde in den Marmor eingegraben oder in den noch feuchten Mörtel eingeschrieben. Tausende von Inschriften der ersten Art sind gesammelt worden und werden in Museen und Kirchen aufbewahrt; viele der letztern Art hat man abgeschrieben und veröffentlicht. Bei weitem die meisten Gräber sind aber ohne Inschrift.

Der Leser könnte nun noch fragen, in welche Periode die Beerdigung in den Katakomben falle, und wie der Anfang und das Ende dieser Periode bestimmt werde. Wir wollen die Frage möglichst kurz zu beantworten suchen.

Es liegt kein Beweis dafür vor, daß die Christen vor der Anlage der Katakomben einen andern Begräbnißplatz gehabt hätten. Zwei Grundsätze, die so alt sind, wie das Christenthum selbst, leiten auf diese Weise der Beerdigung hin. Der erste ist die Weise, wie Christus beerdigt wurde: Er wurde in ein Grab in einer Höhle gelegt, in Leinwand eingewickelt, mit Spezereien einbalsamirt, und ein Stein, auf welchen ein Siegel gedrückt wurde, schloß sein Grab. Da der h. Paulus den Herrn so oft als das Vorbild unserer Auferstehung darstellt und davon redet, daß wir mit Ihm begraben würden in

der Taufe, so war es natürlich, daß Seine Jünger nach Seinem Beispiele begraben zu werden wünschten, um so bereit zu sein, mit Ihm wieder aufzuerstehen.

Dieses Harren auf die Auferstehung war der zweite Gedanke, welcher die Anlegung dieser Begräbnißplätze veranlaßte. Alle darauf bezüglichen Ausdrücke weisen auf die Auferstehung hin. Das Wort „begraben" kommt in den christlichen Inschriften nicht vor. „In Frieden beigesetzt", „die Beisetzung (depositio) des N. N." — das sind die gewöhnlichen Ausdrücke: die Todten werden nur für einige Zeit, bis sie wiedergefordert werden, dem Grabe anvertraut, wie man ein Unterpfand oder eine Kostbarkeit zur sichern aber nur zeitweisen Bewahrung irgendwo hinterlegt. Schon der Name Cömeterium weiset darauf hin, daß es nur ein Ort ist, wo Viele ruhen, wie in einem Schlafsaale, eine Zeit lang schlummernd, bis die Morgenröthe kommt und der Posaunenschall sie weckt. Darum wird das Grab auch schlechthin „der Platz" oder noch gewöhnlicher „das Plätzchen" [1]) der in Christus Gestorbenen genannt.

Diese beiden Ideen, welche zusammen bei der Anlegung der Katakomben von Einfluß gewesen sind, wurden aber nicht erst später in das christliche System eingeschoben, sondern müssen in den ältesten Zeiten besonders lebhaft gewesen sein. Darum verabscheute man die heidnische Sitte, die Leichen zu verbrennen; und nichts weist darauf hin, daß diese Sitte zu irgend einer Zeit von Christen sei adoptirt worden.

Aber in den Katakomben selbst finden wir viele Beweise für ihre frühe Entstehung. Die noch erhaltenen Malereien derselben weisen auf eine Zeit hin, wo die Kunst noch blühte. Ihre Symbole und ihr symbolischer Charakter selbst sind ein charakteristisches Kennzeichen einer sehr frühen Zeit; denn die Vorliebe für symbolische Darstellungen nahm mit der Zeit ab. Wiewohl Inschriften mit Angabe des Datums selten sind, so geben doch von 10,000, welche der gelehrte und scharfsinnige

[1]) Locus, loculus.

Ritter de Rossi gesammelt hat und herausgeben will, gegen 300 das Datum nach den Consuln an, und zwar aus allen Perioden, von den ersten Kaisern bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts (350 n. Chr.). — Eine andere eigenthümliche und interessante Sitte gibt uns weitere Data über die Gräber. Beim Verschließen des Grabes drückten die Verwandten oder Freunde oft, um dasselbe zu bezeichnen, in den feuchten Bewurf desselben eine Münze, eine Camee oder einen geschnittenen Stein, mitunter auch eine Muschel oder ein Steinchen ein, wahrscheinlich um das Grab wiederfinden zu können, auch wenn dasselbe keine Inschrift hatte. Man findet fortwährend viele derartige Gegenstände, und hat schon lange viele derselben gesammelt. Nicht selten aber ist die Münze herabgefallen, hat jedoch einen klaren und scharfen Abdruck in dem Cemente zurückgelassen, auf welchem das Datum noch zu erkennen ist. Diese Data reichen mitunter in die Zeit des Domitian oder eines andern der ersten Kaiser hinauf.

Man könnte fragen, warum die Christen Gewicht darauf legten, das Grab sicher wiederzufinden. Außer den Motiven der natürlichen Pietät wird regelmäßig ein Grund in den Grabschriften genannt. Wenn uns jetzt Mangel an Raum hinderte, das Datum des Todes einer Person vollständig anzugeben, so würden wir eher den Tag, als das Jahr auslassen. Das ist geschichtlicher, und Niemand liegt etwas daran, den Tag zu wissen, an welchem Jemand starb, wenn er das Jahr nicht weiß; das Jahr aber, auch ohne den Tag, ist eine wichtige Notiz. Und doch geben uns nur wenige christliche Inschriften das Todesjahr an, tausende aber ganz genau den Tag, an welchem Jemand gestorben ist, sei es in der Hoffnung der Gläubigen auf das ewige Leben, sei es als Martyrer. Das erklärt sich leicht: für beide Classen von Gestorbenen wurde an ihrem Sterbetage eine jährliche Gedächtnißfeier gehalten; darum mußte man den Sterbe**tag** genau kennen, und darum wurde nur dieser aufgezeichnet.

In einem Cömeterium, nahe bei dem, in welchem wir unsere drei jungen Freunde bei Diogenes und seinen Söhnen

gelassen haben,[1]) wurden unlängst Inschriften, die sich auf beide Classen von Gestorbenen beziehen, neben einander gefunden. Eine in griechischer Sprache erwähnt die „Beisetzung der Augenda am dreizehnten Tage vor den Kalenden (dem ersten Tage) des Juni" und fügt dann die einfache Anrede bei:

ZHCAIC ENKω KAI
EPωTA YΠEPHMωN

„Lebe im Herrn und bitte für uns."[2])

Ein anderes Bruchstück lautet wie folgt:

.....N. IVN-
.......IVIBAS-
IN PACE ET PETE
PRO NOBIS

„...Nonen des Juni... Lebe in Frieden und bitte für uns."[3])

Ein drittes lautet:

VICTORIA . REFRIGERER [ET]
ISSPIRITVS . TVS IN BONO

„Victoria, mögest du erquickt werden und möge dein Geist im Glücke sein."[4])

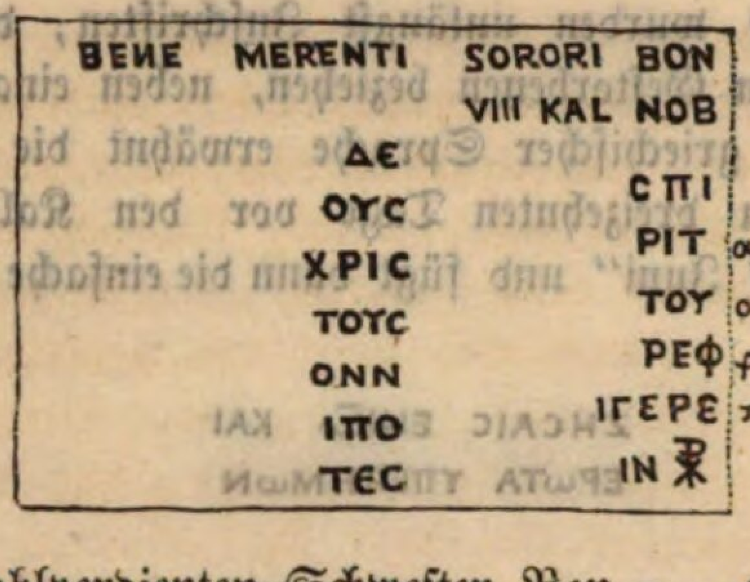
Diese letzte Inschrift erinnert uns an eine andere höchst eigenthümliche, die neben einem Grabe im Cömeterium des Prätextatus (nicht weit von dem des Kallistus) in den Mörtel eingekratzt gefunden wurde. Sie ist erstens dadurch merkwürdig, daß sie in lateinischer Sprache abgefaßt, aber in griechischen Buchstaben geschrieben ist; dann darum, weil sie ein Zeugniß für die Gottheit Christi enthält, und endlich, weil darin die Bitte ausgesprochen wird, daß Gott die Hingeschiedenen erquicken möge. Wir füllen die Lücken aus, welche durch das Abfallen einiger Stücke Mörtel entstanden sind:

[1]) Im Cömeterium der hh. Nereus und Achilleus.

[2]) *Ζήσαις ἐν κυρίῳ καὶ ἐρώτα ὑπὲρ ἡμῶν.*

[3]) . . . Nonas Jun. . . Vivas in pace et pete pro nobis.

[4]) Victoria, refrigereris [et] spiritus tuus in bono.



„Der wohlverdienten Schwester Bon . . . am achten Tage „vor den Kalenden des November. Gott, Christus, der „Allmächtige möge deinen Geist erquicken in Christo.“ [1])

Trotz dieser Digression über die auf den Gräbern stehenden Gebete wird der Leser hoffentlich nicht vergessen haben, wie wir mit dem Beweise beschäftigt waren, daß die christlichen Cömeterien von Rom ihren Ursprung in den ältesten Zeiten hätten. Wir haben nun noch die Frage zu beantworten, bis zu welcher Zeit sie benutzt wurden. Nachdem der Kirche der Friede wiedergegeben worden, veranlaßte eine religiöse Gesinnung manche Christen zu dem Wunsche, bei den Martyrern und den Frommen früherer Zeit beerdigt zu werden; aber gewöhnlich begnügten sie sich damit, unter dem Fußboden begraben zu werden. Darum sind die Grabsteine, welche oft in dem Schutte der Katakomben und mitunter noch an ihrem Platze gefunden werden, und welche Consuln aus dem vierten Jahrhundert nennen, dicker und größer und die Inschriften darauf besser eingegraben und minder einfach stilisirt, als auf den Grabsteinen aus früherer Zeit, welche in die Seitenwände gemauert sind. Aber noch vor dem Ende des vierten Jahrhunderts werden diese Denkmäler seltener, und spätestens im fünften Jahrhundert hörte man auf, in den Katakomben zu begraben. Papst Damasus, welcher 384 starb, scheute sich, wie er uns in seiner Grabschrift sagt, sich in die Gesellschaft der Heiligen einzudrängen.

[1]) Bene merenti sorori Bon. . . . VIII. Kal. Nov. Deus Christus Omnipotens spiritum tuum refrigeret in Christo.

Restitutus, dessen Grabschrift wir unmittelbar unter der Ueberschrift dieses Capitels mitgetheilt haben, kann demnach wohl als im Namen der alten Christen überhaupt sprechend angesehen werden. Wie er sagt, er habe für sich und die Seinigen ein unterirdisches Grab angelegt, so können die alten Christen als ihr ausschließliches Werk und Eigenthum die unterirdische Stadt in Anspruch nehmen, deren Straßen zusammen tausend (englische) Meilen lang sind, und welche sechs Millionen schlummernde Bewohner hat, die auf den Herrn vertrauen und ihre Auferweckung durch Ihn erwarten.[1])

Drittes Capitel.

Was Diogenes von den Katakomben nicht erzählen konnte.

Diogenes lebte während der ersten Periode der Geschichte der Cömeterien, wiewohl kurz vor dem Ende derselben; hätte er einen Blick in ihre zukünftigen Schicksale thuen können, er hätte eine Epoche, die sein Herz erfreut haben würde, nahe bevorstehen, aber eine andere darauf folgen sehen, die ihn tief betrübt haben würde. Wiewohl darum der Gegenstand dieses Capitels in keiner unmittelbaren Beziehung zu unserer Erzählung steht, so wird dasselbe doch wesentlich dazu dienen, die Erzählung mit der jetzigen Topographie ihrer Scene in Verbindung zu bringen.

Nachdem der Kirche Friede und Freiheit wiedergegeben worden, wurden diese Cömeterien von Andächtigen viel besucht. Jedes derselben erhielt seinen Namen von einem oder mehrern der dort begrabenen Martyrer, und an den Jahrestagen dieser Martyrer drängten sich Schaaren von Bürgern und von Pilgern zu ihren Gräbern, wo die göttlichen Geheimnisse dar-

[1]) Diese Zahlen gibt Pater Marchi als das Resultat einer sorgfältigen Untersuchung an. Es mag hier noch erwähnt werden, daß bei der Anlage dieser Cömeterien der aus einer Galerie wegzuschaffende Sand in eine andere schon ausgehöhlte gebracht wurde. Darum findet man jetzt manche ganz verschüttet.

gebracht und Homilien zu ihrem Lobe gehalten wurden. Daraus entstanden die ersten Marthyrologien oder Kalender der Tage der Marthyrer, woraus die Gläubigen ersahen, wohin sie zu gehen hatten. „Zu Rom auf der Salarianischen, oder der Appischen, oder der Ardeatinischen Straße", — der Art sind die Andeutungen, die wir fast bei jedem Tage im römischen Marthyrologium lesen, welches jetzt freilich durch die Zusätze aus spätern Zeiten einen viel größern Umfang erhalten hat.[1])

Die gewöhnlichen Leser des Marthyrologiums kennen wohl schwerlich die Wichtigkeit dieser Angaben; dieselben haben aber dazu gedient, einige sonst zweifelhafte Cömeterien nachzuweisen. Dabei kommt uns noch eine andere Classe von werthvollen Schriften zu Hülfe; ehe wir sie aber erwähnen, wollen wir die Veränderungen betrachten, welche diese Andacht in den Cömeterien zur Folge hatte. Zunächst wurden geräumigere Eingänge und bequemere Treppen angelegt; ferner wurden Mauern gebaut, um die zusammenfallenden Galerien zu stützen, und hie und da wurden trichterförmige Oeffnungen in den Gewölben angebracht, um Licht und Luft einströmen zu lassen. End-

[1]) Einige Sätze aus dem alten Kalendarium Romanum mögen als Beispiel dienen:

III. Non. Mart. Lucii in Callisti.
VI. Id. Dec. Eutichiani in Callisti.
XIII. Kal. Feb. Fabiani in Callisti, et Sebastiani ad Catacumbas.
VIII. Id. Aug. Systi in Callisti.

Wir haben gerade Stellen gewählt, welche auf das Cömeterium des Kallistus Bezug haben, weil wir, gerade wo wir mit dem Niederschreiben dieses Capitels beschäftigt waren, die Nachricht erhalten haben, daß man die Gräber und Grabschriften der genannten vier Päpste und des h. Antherus in einer Kapelle des Cömeteriums des Kallistus gefunden hat, mit einer Inschrift in Versen von dem h. Papste Damasus. Einige andere Beispiele aus dem alten Kalendarium sind:

Prid. Kal. Jan. Sylvestri in Priscillae.
IV. Id. (Aug.) Laurentii in Tiburtina.
III. Kal. Dec. Saturnini in Thrasonis.

Dieses Kalendarium steht bei Ruinart, Acta Mart. t. 3.

lich wurden Basiliken oder Kirchen über den Eingängen angelegt, welche gewöhnlich unmittelbar zu dem hauptsächlichsten Grabe führten; dieses hieß dann die Confessio der Kirche. Der Pilger, welcher in der heiligen Stadt ankam, besuchte dann — wie noch jetzt Sitte ist — alle diese Kirchen, stieg in die Confessio hinab und kam, ohne seinen Weg lange suchen zu müssen, durch gut unterhaltene Gänge unmittelbar zu dem Grabe des berühmtesten Martyrers und dann weiter zu andern, welche vielleicht auch Gegenstand der Andacht waren.

Während dieser Periode, wovon wir reden, wurde nicht gestattet, ein Grab zu öffnen und einen Leib herauszunehmen. Durch Oeffnungen, die man in die Seitenwand des Grabes machte, wurden Tücher oder Schleier, die sogenannten Brandea, hineingesteckt, um die Reliquien des Martyrers zu berühren; diese Tücher wurden nach fernen Ländern gebracht und sehr in Ehren gehalten. Kein Wunder also, daß es dem h. Ambrosius, dem h. Gaudentius und andern Bischöfen so schwer wurde, Leiber oder große Reliquien von Martyrern für ihre Kirchen zu bekommen. — Eine andere Art von Reliquien bestand in dem sogenannten Oel eines Martyrers. Es war dieses das (oft mit Balsam vermischte) Oel, welches in einer Lampe neben seinem Grabe brannte. Oft steht ein runder steinerner Pfeiler, etwa drei Fuß hoch und oben ausgehöhlt, neben einem Monumente; dieser trug wahrscheinlich die Lampe oder diente dazu, den Inhalt derselben zu vertheilen. Der h. Gregorius der Große schrieb der Königin Theodelinde, er sende ihr eine Sammlung der Oele derjenigen Päpste, welche Martyrer seien; die denselben beigefügte Liste hat Mabillon in der Schatzkammer zu Monza abgeschrieben; — sie ist abgedruckt bei Ruinart; [1]) — sie befindet sich noch dort, mit den Fläschchen, welche die Oele in Metallröhren versiegelt enthalten.

Diese Scheu, die Grabesruhe der Heiligen zu stören, zeigt sich sehr schön in einem Vorfalle, den der h. Gregorius von Tours erzählt. Zu den Martyrern, welche in der alten römi-

[1]) Acta Mart. t. 3.

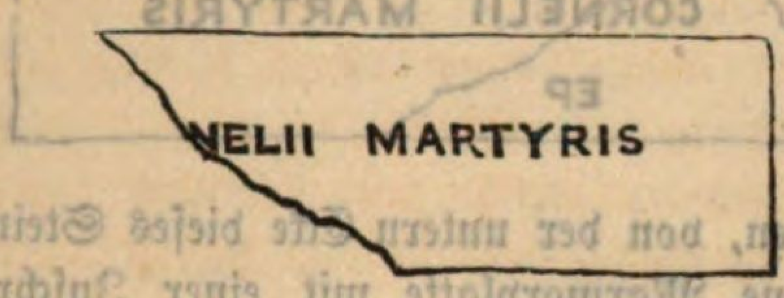
schen Kirche am höchsten verehrt wurden, gehören die Heiligen Chrysanthus und Daria. Die Gräber derselben wurden durch zahlreiche dort stattfindende Krankenheilungen so berühmt, daß die Christen über denselben ein Gemach mit einem schön gearbeiteten Gewölbe anlegten, das heißt, in den Felsen aushaueten, wo sich die Schaaren der Betenden versammelten. Die Heiden entdeckten dieses; der Kaiser ließ die Betenden einschließen, den Eingang vermauern und von oben, wahrscheinlich durch das Luminare oder Luftloch, Erde und Steine herabschütten und die Versammelten lebendig begraben, so daß sie auf ähnliche Weise starben, wie die beiden Heiligen vor ihnen. Der Ort war unbekannt zur Zeit, als der Kirche der Friede wiedergegeben wurde, bis er durch eine göttliche Offenbarung wieder bekannt wurde. Man gestattete aber nun den Pilgern nicht mehr, diesen heiligen Ort zu betreten, sondern nur, ihn durch ein in der Wand angebrachtes Fenster zu betrachten; man sah so nicht nur die Gräber der Martyrer, sondern auch die Leiber derjenigen, welche dort lebendig begraben waren. Und da diese grausame Verschüttung stattgefunden hatte, als man gerade mit den Vorbereitungen zur Darbringung der h. Eucharistie beschäftigt war, so sah man noch die silbernen Gefäße umherliegen, in welchen der Wein für das heilige Opfer herbeigebracht wurde. [1])

Es ist klar, daß Pilger, die nach Rom kamen, ein Handbuch für die Cömeterien bedurften, um zu wissen, was sie zu besuchen hätten. Ebenso ist es ganz natürlich, daß die heimgekehrten Pilger ihre weniger glücklichen Bekannten durch Berichte über das, was sie gesehen hatten, zu erbauen suchten. Es sind noch mehrere derartige Berichte (Itinerarien) erhalten, welche für uns nicht minder interessant sind, als für die nicht gereisten Bekannten der Verfasser. Die erste Stelle unter denselben nehmen Verzeichnisse aus dem vierten Jahrhundert ein: in dem einen sind die Begräbnißplätze der römischen Päpste, in dem

[1]) S. Greg. Turon. de gloria mart. l. 1. c. 28, bei Marchi a. a. O. S. 81. Man hat ein Epigramm des h. Damasus auf diese Martyrer (Carm. 28) auf diesen Vorfall bezogen.

andern die von Martyrern angegeben.[1]) Daran schließen sich drei verschiedene Wegweiser für die Katakomben, die um so interessanter sind, als sie eine verschiedene Reihenfolge einhalten, aber in ihren Angaben ganz genau übereinstimmen.

Um den Werth dieser Documente zu zeigen und zugleich die Veränderungen zu beschreiben, welche in den Katakomben während der zweiten Periode ihrer Geschichte stattfanden, wollen wir kurz über einen Fund berichten, den man in dem Cömeterium gethan hat, wo wir unsere kleine Gesellschaft verlassen haben. In dem Schutt nahe bei dem Eingange einer Katakombe, deren Namen noch zweifelhaft war, und welche man für die des Prätextatus gehalten hatte, fand man ein Stück von einer Marmorplatte, welche quer von der Linken zur Rechten durchgebrochen war, mit folgenden Buchstaben:



[2])

Der junge Ritter de Rossi erklärte gleich, das sei ein Stück von der Grabschrift des h. Papstes Cornelius; man werde wahrscheinlich unten sein Grab von einer besondern Form finden, und da alle oben erwähnten Itinerarien dieses Grab übereinstimmend in das Cömeterium des Kallistus verlegten, so habe diese Katakombe, nicht die bei St. Sebastian, welche einige hundert Schritte davon entfernt ist, Anspruch auf die Ehre dieses Namens. Er ging noch weiter und sagte vorher, da diese Schriften behaupteten, der h. Cyprianus sei neben Cornelius begraben, so werde man bei dem Grabe etwas finden, woraus sich diese Angabe erklären lasse; denn es war bekannt, daß der Leib des erstern in Afrika ruhte. — Es dauerte nicht lange, und alle diese Vermuthungen bestätigten sich. Man fand, daß die große Treppe [3]) gleich auf einen geräumigern Platz

[1]) Von Bucherius im J. 1634 veröffentlicht.
[2]) (Von) ... nelius, dem Martyrer.
[3]) Die Krypta wurde, glauben wir, früher entdeckt, als die Treppe.

führte, welcher durch Ziegelmauern aus der Zeit nach den Verfolgungen eingefaßt war und von oben Licht und Luft erhielt. Zur Linken war ein Grab, gleich den andern in den Felsen eingehauen, und ohne daß außerhalb über demselben ein Bogen angebracht war. Es war aber weit und geräumig, und es waren keine andern Gräber unterhalb oder oberhalb oder zu den Seiten desselben; nur ein einziges war sehr hoch oberhalb desselben. Dort fand man das fehlende Stück der Marmorplatte; das zuerst gefundene Stück wurde aus dem Kircher'schen Museum, wo es aufbewahrt wurde, herbeigeholt und beide paßten genau auf einander und bedeckten das Grab in folgender Weise:



[1])

Weiter unten, von der untern Ecke dieses Steines bis zum Boden war eine Marmorplatte mit einer Inschrift gewesen, wovon aber nur links ein Stück übrig geblieben, der Rest abgebrochen und verloren gegangen war. Oberhalb des Grabes war eine andere Platte in den Sandstein eingefügt gewesen, wovon sich das rechte Ende erhalten hat, und wovon man einige andere Stücke im Schutt wiederfand; nicht genug, um die Inschrift vollständig wieder herzustellen, aber genug, um zu erkennen, daß es eine Inschrift in Versen von dem Papste Damasus gewesen war. Wie läßt sich aber nachweisen, daß die Verse von Damasus waren? Sehr leicht. Wir wissen nicht nur, daß dieser bereits erwähnte heilige Papst sehr gern Verse auf die Gräber der Martyrer schrieb,[2]) sondern die zahlreichen Inschriften, die sich von ihm noch erhalten haben, sind auch in eigenthümlich und sehr zierlich geformten Buchstaben geschrieben, die bei dem Alterthumsforscher unter dem Namen

[1]) Von Cornelius, dem Martyrer und Bischof.

[2]) Solche Inschriften bilden den größten Theil seiner uns noch erhaltenen poetischen Werke.

„Damasianische" bekannt sind. Auf diesen Marmor-Bruchstücken stehen aber Stücke von Versen in solchen Schriftzügen.

Auf der Wand rechts vom Grabe, aber noch auf der nämlichen Fläche, waren zwei ganze Figuren in priesterlicher Kleidung und mit Heiligenscheinen um den Kopf gemalt, augenscheinlich byzantinische Arbeiten aus dem siebenten Jahrhundert. Unten auf der Wand zur Linken jeder Figur standen ihre Namen, von denen ein Buchstabe unter den andern gesetzt war; einige Buchstaben waren verwischt, wir wollen sie in liegender Schrift ergänzen:

SCI+ CORNELI PP   SCI+ CIPRIANI.[1])

So konnte ein Fremder, welcher diese beiden Inschriften neben den Bildern las und wußte, daß die Kirche das Fest der beiden Martyrer an demselben Tage feiert, leicht zu der Meinung verleitet werden, Beide seien hier neben einander beigesetzt. — Zur rechten Seite des Grabes endlich steht ein etwa drei Fuß hoher Säulenstumpf in der früher angegebenen Weise, oben ausgehöhlt; und unsere Vermuthung über den Zweck solcher Säulen wird dadurch bestätigt, daß der h. Gregorius in dem Verzeichniß der der lombardischen Königin übersandten Oele auch Oel des h. Cornelius, Oleum S. Cornelii, erwähnt.

Wir sehen also, wie während der zweiten Periode die ursprünglich einfachen Cömeterien sowohl mehr ausgeschmückt,

[1]) „(Bild) des h. Papstes Cornelius, — des h. Cyprianus." Auf der andern Seite, auf einer schmalen unter einem rechten Winkel daranstoßenden Wand sind zwei ähnliche Bilder; aber nur einer der beiden Namen ist noch zu entziffern, der des h. Sixtus, oder wie er hier und sonst geschrieben ist, Sustus. — Auf den Bildern der berühmtesten Heiligen liest man noch, in den Mörtel eingekratzt, in Schriftzügen aus dem siebenten Jahrhundert, die Namen von Solchen, welche die Gräber besucht haben. Zwei Priester haben z. B. ihren Namen so eingeschrieben:

+LEO PRB IOANNIS PRB.

In dem alten römischen Kalendarium heißt es vom h. Cyprianus: „XVIII. Kal. Oct. Cypriani in Africa: Romae celebratur in Callisti."

„Am 14. Sept. (Deposition) des Cyprianus in Afrika; zu Rom „wird sie in dem Cömeterium des Kallistus gefeiert."

wie auch bequemer eingerichtet wurden. Man braucht aber darum nicht zu glauben, daß zu befürchten sei, man könne diese spätern Verzierungen mit den Erzeugnissen der ältern Zeit verwechseln. Der Unterschied ist so groß, daß man gerade so leicht ein Bild von Rubens mit einem Bilde von Beato Angelico verwechseln, wie eine byzantinische Figur in die beiden ersten Jahrhunderte versetzen könnte.

Wir kommen jetzt zu der dritten Periode dieser heiligen Cömeterien, zu der traurigen Periode ihrer Verwüstung. Als die Lombarden und später die Saracenen die Umgegend von Rom zu verheeren anfingen und die Katakomben der Gefahr der Entweihung ausgesetzt waren, ließen die Päpste die Leiber der berühmtesten Marthyrer von dort nach den Basiliken der Stadt bringen. Das dauerte bis zum achten oder neunten Jahrhundert, in welchen noch von Reparaturen berichtet wird, welche die Päpste in den Cömeterien ausführten. Fortan wurden die Katakomben nicht mehr so viel von Andächtigen besucht, und die über den Eingängen derselben stehenden Kirchen wurden zerstört oder verfielen. Nur diejenigen blieben bestehen, welche befestigt waren und vertheidigt werden konnten; dahin gehören die außerhalb der Mauern liegenden Basiliken St. Paulus auf der Straße nach Ostium, St. Sebastianus auf der Appischen Straße, St. Laurentius auf der Tiburtinischen Straße oder dem Ager Veranus, St. Agnes auf der Nomentanischen Straße, St. Pankratius auf der Aurelianischen Straße, und St. Peter auf dem Vatican, die größte unter allen. Um die zuerst und um die zuletzt genannte Basilika herum lagen besondere Flecken oder Vorstädte, und um einige der andern sieht man noch Spuren von starken Mauern.

Merkwürdig ist es aber, daß der junge Alterthumsforscher, den wir oft rühmlich erwähnt haben, zwei der Basiliken über dem Eingange zum Cömeterium des Kallistus fast ganz erhalten wiedergefunden hat; die eine war zu einem Stalle und Backhause, die andere zu einem Weinkeller gemacht. Die eine ist wahrscheinlich die von dem mehrerwähnten Papste Damasus erbaute Basilika. — Die durch die Luftlöcher hineingeflossene

Erde, die Verwüstungen, welche im Laufe von Jahrhunderten durch solche Personen angerichtet wurden, die von den Weinbergen aus durch unbewachte Eingänge darin eindringen konnten, die zerstörende Macht der Zeit und des Wetters — das Alles hat uns nur Ruinen von den alten Katakomben übrig gelassen. Es ist indeß noch Manches da, für dessen Erhaltung wir der Vorsehung danken müssen. Es ist noch genug übrig geblieben, um die uns erhaltenen Berichte aus bessern Zeiten zu bestätigen, und diese hinwiederum sind uns behülflich zur Reconstruction der Ruinen. Der jetzt regierende Papst hat in einigen Jahren mehr für diese heiligen Orte gethan, als seit Jahrhunderten dafür geschehen war. Die Commission, welche er zu diesem Zwecke eingesetzt hat, leistet Erstaunliches. Mit sehr beschränkten Mitteln läßt sie systematisch arbeiten; nichts wird von dem Platze, wo es gefunden worden, weggenommen, sondern Alles, so weit es angeht, wieder hergestellt, wie es ursprünglich gewesen; von allen Malereien werden genaue Zeichnungen gemacht und von allen Theilen, die untersucht sind, Pläne aufgenommen. Um diese schönen Resultate zu erzielen, hat der Papst aus eigenen Mitteln Weinberge und Felder gekauft, namentlich bei Tor Marancia, wo das Cömeterium der hh. Nereus und Achilleus liegt, und über dem Cömeterium des Kallistus. — Auch der französische Kaiser hat Künstler nach Rom gesandt, welche ein prächtiges, vielleicht etwas zu sehr überladenes Werk über die Katakomben bearbeitet haben — ein wahrhaft kaiserliches Unternehmen.

Aber es ist Zeit, daß wir unsere Gesellschaft wieder aufsuchen und unsern Besuch in diesen wundervollen Städten hingeschiedener Heiligen unter der Leitung unserer Freunde, der Todtengräber, beendigen.

Viertes Capitel.

Was Diogenes von den Katakomben erzählte.

Alles, was wir unsern Lesern von der ersten Periode der Geschichte des unterirdischen Rom, wie die Alterthumsforscher die Katakomben gern nennen, gesagt haben, hat ohne Zweifel

Diogenes seinen jungen Zuhörern viel besser vorgetragen, als sie mit der Kerze in der Hand langsam durch eine lange gerade Galerie gingen, welche zwar von vielen andern durchkreuzt wurde, welche sie aber nicht verließen. Er erzählte ihnen in verschiedenen durch einzelne Pausen unterbrochenen Vorträgen, was wir in unserm prosaischen zweiten Capitel zusammengestellt haben.

Endlich wandte sich Diogenes rechts, und Torquatus sah ängstlich um sich: „An wie vielen Kreuzwegen“, fragte er, „mögen wir wohl vorbeigekommen sein, ehe wir diese Haupt-Galerie verlassen haben?“

„Es sind ihrer viele“, antwortete Severus trocken.

„Wie viele meinst du denn wohl, zehn oder zwanzig?“

„Wenigstens so viele, glaube ich; ich habe sie aber nie gezählt.“

Torquatus aber hatte sie gezählt; er fragte nur, um ganz sicher zu sein, daß er richtig gezählt habe. Er fuhr fort, indem er noch immer stehen blieb: „Wie weißt du denn, wo du von der ersten Richtung abgehen mußt? — O, was ist dies denn?“ fragte er weiter, indem er sich stellte, als untersuche er eine kleine Nische an der Ecke. Severus aber beobachtete ihn scharf und sah, daß er ein Zeichen in den Sand machte.

„Komm, komm voran“, sagte er, „sonst verlieren wir die Andern aus den Augen und sehen nicht, welchen Weg sie einschlagen. Diese kleine Nische ist dazu da, um eine Lampe darein zu setzen; du wirst an jeder Ecke eine finden. Was uns angeht, so kennen wir alle Gänge hier unten so genau, wie du die Straßen der Stadt dort oben.“

Torquatus war froh über das, was er von den Lampen hörte. (Es waren das die kleinen irdenen Lampen, die augenscheinlich eigens für die Katakomben gemacht waren, deren man so viele dort findet). Aber nicht zufrieden damit, zählte er, so genau er konnte, die Ecken, an denen sie vorbeikamen, und wiederholt blieb er bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande stehen und untersuchte einzelne Stellen genauer. Se-

verus aber beobachtete ihn mit Luchsaugen und ließ nichts seiner Aufmerksamkeit entgehen.

Endlich traten sie durch ein Thor in ein viereckiges Gemach, welches reich mit Malereien verziert war.

„Wie nennt ihr dies?“ fragte Tiburtius.

„Es ist eine Krypta oder ein Cubiculum, deren es in unsern Cömeterien sehr viele gibt“, antwortete Diogenes. „Zuweilen sind dieselben bloße Familienbegräbnisse, gewöhnlich aber enthalten sie das Grab irgend eines Martyrers, an dessen Jahrestage wir hier zusammen kommen. Siehe dort das Grab uns gegenüber, welches zwar mit der Mauer zusammenhängt, aber überwölbt ist. Dieses wird bei solchen Gelegenheiten der Altar, worauf die göttlichen Geheimnisse gefeiert werden. Ihr kennt ja diese Sitte?“

„Vielleicht haben meine beiden Freunde“, unterbrach ihn Pankratius, „die erst kürzlich getauft worden sind, noch nichts davon gehört; aber mir ist die Sitte wohl bekannt. Es ist gewiß eine der herrlichsten Auszeichnungen der Martyrer, daß der heilige Leib und das kostbare Blut des Herrn über ihrer Asche geopfert wird, und daß sie so zu den Füßen Gottes ruhen. [1]) Aber laß uns die Malereien dieser Krypta genauer besehen.“

„Der Malereien wegen habe ich euch lieber in dieses Gemach geführt, als in viele andere des Cömeteriums. Es ist eins der ältesten und enthält eine sehr vollständige Reihe von

[1]) „Sic venerarier ossa libet,
Ossibus altar et impositum;
Illa, Dei sita sub pedibus,
Prospicit hæc, populosque suos
Carmine propitiata fovet.“
Prudentius, Peristeph. 3, 43.

Ihre Gebeine verehren wir hier
Und den Altar, der darüber erbaut;
Sie aber ruht zu den Füßen des Herrn,
Blicket auf uns und gewähret dem Lied,
Das wir ihr weihen, geneigtes Gehör.

Der Ausdruck, daß ein Martyrer „unter den Füßen Gottes“ liege, bezieht sich auf die wirkliche Gegenwart Christi im h. Altarssacramente.

Malereien von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Zeit; denn die jüngsten sind von der Hand meines Sohnes."

„Nun denn, Diogenes, so erkläre sie meinen Freunden der Reihe nach", sagte Pankratius. „Ich glaube, ich kenne die meisten, aber nicht alle; und jedenfalls höre ich auch gern deine Beschreibung."

„Ich bin kein Gelehrter", antwortete der alte Mann bescheiden; „aber wenn man sechszig Jahre, als Mann und als Knabe, unter Gegenständen gelebt hat, so lernt man sie besser kennen, als Andere, weil man sie lieber gewinnt. Alle hier Anwesenden sind ja in die heiligen Geheimnisse eingeweiht", fügte er bei und hielt inne.

„Ja", antwortete Tiburtius, „wenngleich nicht so vollständig unterrichtet, wie Convertiten gewöhnlich sind; Torquatus und ich haben die heilige Communion empfangen."

„Nun gut", fuhr der Todtengräber fort. „Die Malereien am Gewölbe sind natürlich die ältesten; denn sie sind angefertigt worden, als die Krypta ausgehauen wurde, während die Wände verziert wurden, als die Gräber angelegt waren. Ihr seht, das Gewölbe ist mit einer Art von Gitterwerk mit Weintrauben bemalt, vielleicht um den wahren Weinstock darzustellen, dessen Rebzweige wir sind. Dort seht ihr den Orpheus sitzen und lieblich spielen, nicht bloß für seine Heerde, sondern auch für die wilden Thiere, die bezaubert um ihn herum stehen."

„Wie, das ist ja ein ganz heidnisches Gemälde!" unterbrach Torquatus verwundert und etwas sarkastisch. „Was hat das mit dem Christenthum zu thuen?"

„Es ist eine Allegorie, Torquatus", entgegnete Pankratius freundlich, „und zwar eine sehr beliebte. Den Gebrauch heidnischer Bilder hat man, wenn sie an sich unverfänglich waren, für erlaubt gehalten. Du siehst zum Beispiel dort am Gewölbe Masken und andere heidnische Verzierungen: und solche Malereien sind gewöhnlich aus einer sehr alten Zeit. So wurde auch der Heiland unter dem Symbol des Orpheus dargestellt, um sein heiliges Bild vor Verhöhnung und Entweihung

durch die Heiden zu schützen. Sieh, dort in jenem Bogen hast du eine neuere Darstellung des nämlichen Gegenstandes."

„Ich sehe da", sagte Torquatus, „einen Hirten mit einem Lamme auf den Schultern; — das ist der gute Hirt, das kann ich verstehen; ich erinnere mich der Parabel."

„Aber warum wird dieser Gegenstand so oft dargestellt?" fragte Tiburtius. „Ich habe diese Darstellung auch in andern Cömeterien gesehen."

„Wenn du dort über das Arcosolium [1]) siehst", antwortete Severus, „so findest du eine vollständigere Darstellung der Scene. Aber ich meine, es ist besser, wir fahren erst da fort, wo wir angefangen haben, bis wir mit dem Gewölbe fertig sind. Du siehst dort die Figur rechts?"

„Ja", antwortete Tiburtius; „es ist ein Mann, der in einem Kasten zu sitzen scheint, mit einer Taube, die auf ihn zufliegt. Soll das die Sündfluth darstellen?"

„Ja", sagte Severus; „und sie ist das Symbol der Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, und der Erlösung der Welt. Das ist unser Anfang und hier ist unser Ende: Jonas, aus dem Schiffe geworfen und von dem Fische verschlungen und dann ruhig unter seiner Hütte sitzend, — die Auferstehung mit dem Herrn und die ewige Ruhe als ihre Frucht."

„Wie natürlich ist diese Darstellung an einem solchen Orte!" bemerkte Pankratius. „Und hier", fuhr er fort, auf die andere Seite weisend, „haben wir eine andere Darstellung der nämlichen trostvollen Lehre."

„Wo?" fragte Torquatus gleichgültig; „ich sehe nichts, als eine ringsum eingewickelte stehende Figur, wie ein großes Kind, in einem kleinen Tempel, und eine andere Person ihr gegenüber."

[1]) So hießen die mit einem Bogen verzierten Gräber, welche mit einem drei Fuß hohen Heerde mit einem Bogen darüber verglichen werden könnten; die Gemälde hätte man sich inwendig über dem Heerde zu denken. Die Titel-Vignette dieses Bändchens stellt ein verziertes Arcosolium dar, aber mit einem etwas höhern Bogen. Die Gemälde sind aus den Cömeterien. Unter dem Gewölbe sind der gute Hirt und Moyses an den Felsen schlagend dargestellt.

„Ganz recht", sagte Severus; „so stellen wir die Auferweckung des Lazarus immer dar. Hier siehst du einen rührenden Ausdruck der Hoffnungen unserer Väter in der Verfolgung: die drei babylonischen Jünglinge im Feuerofen."

„Nun ja", sagte Torquatus; „ich meine, wir könnten jetzt zum Arcosolium übergehen, daß wir mit diesem Gemache fertig werden. Was sind das für Bilder rings um das Arcosolium?"

„Links siehst du die Vermehrung der Brode und Fische. Der Fisch [1]) ist, wie du weißt, das Symbol Christi."

„Wie so?" fragte Torquatus ungeduldig. Severus sah den Pankratius an, da er wünschte, daß dieser, als der besser Unterrichtete, antworten möge.

„Es gibt zwei Ansichten über den Ursprung dieses Symbols", sagte der Jüngling bereitwillig. „Einige finden die Bedeutung in dem Worte selbst, da die fünf Buchstaben des griechischen Wortes für Fisch die Anfangsbuchstaben der griechischen Worte sind, welche „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland", bedeuten. [2]) Andere finden die Bedeutung in dem Symbole: wie der Fisch im Wasser geboren wird und lebt, so wird der Christ durch die Taufe aus dem Wasser geboren und mit Christus darin begraben. [3]) Darum haben wir auch unterwegs auf Gräbern das Bild eines Fisches oder das Wort „Fisch", eingegraben gefunden. Nun fahr' fort, Severus."

„Ferner zeigt uns die Verbindung von Brod und Fisch bei derselben Vermehrung, wie in der Eucharistie Christus die Speise Aller wird. [4]) — Gegenüber siehst du Moyses, der

[1]) Es wird gewöhnlich das griechische Wort gebraucht und Christus schlechtweg der Ichthys, ἰχθύς, genannt.

[2]) Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Ὑιὸς Σωτήρ. Diese Erklärung geben der h. Optatus (adv. Parm. l. 3) und der h. Augustinus (Civ. D. 18, 23.).

[3]) Dies ist Tertullian's Erklärung (de bapt. l. 2, c. 2).

[4]) In dem nämlichen Cömeterium befindet sich noch ein anderes interessantes Gemälde. Auf einem Tische liegt ein Brod und ein Fisch; ein Priester breitet seine Hände darüber aus; gegenüber sieht man eine weibliche Figur in anbetender Stellung. Der Priester

Wasser aus dem Felsen schlägt, woraus Alle tranken. Der Felsen ist Christus, welcher sowohl unser Trank, wie unsere Speise ist.“ [1])

„Nun kommen wir endlich an den guten Hirten“, sagte Torquatus.

„Ja“, fuhr Severus fort; „du siehst ihn in der Mitte des Arcosolium in seiner einfachen Tunica und in Beinkleidern mit dem verirrten Lamme auf der Schulter; zwei andere stehen zu seiner Seite, der träge Widder zur Rechten, das sanfte Schaf zur Linken, — der Büßer nimmt den Ehrenplatz ein. Auf einer Seite siehst du auch eine Person, welche offenbar von ihm beauftragt ist, zu predigen. Beide beugen sich vorwärts und reden zu Schafen, welche nicht zur Heerde gehören. Eins auf jeder Seite scheint auf ihre Worte nicht zu achten, sondern grast ruhig weiter, während ein anderes den Kopf und die Augen emporhebt und sie aufmerksam ansieht und zuhört. Es fällt reichlicher Regen; das ist die Gnade Gottes. Es ist nicht schwer, dieses Bild zu deuten.“

„Aber warum ist dieses Bild so oft dargestellt?“ fragte Tiburtius zum zweiten Male.

„Wir glauben“, antwortete Severus, „daß dieses und die meisten ähnlichen Bilder aus der Zeit stammen, wo die Novatianische Ketzerei so große Verwüstungen in der Kirche anrichtete.“

„Was ist denn das für eine Ketzerei?“ fragte Torquatus gleichgültig; denn die Sache schien ihn nicht sehr zu interessiren.

ist der nämliche, welcher auf einem andern Bilde ganz nahe dabei als die Taufe spendend dargestellt ist. In einem andern Gemache, aus welchem kürzlich der Schutt weggeräumt wurde, hat man sehr alte Verzierungen gefunden, Masken u. dgl., und unter andern auch schwimmende Fische, welche Brodkörbe und Weinflaschen auf dem Rücken tragen.

[1]) Unter dem Bilde des Moyses wird in den Cömeterien oft der h. Petrus dargestellt. Auf einem Glasgemälde, welches diese Scene darstellt, steht über dem Kopfe der Person, welche an den Felsen schlägt: PETRVS.

„Es war das, oder vielmehr es ist das die Ketzerei", antwortete Pankratius, „welche lehrt, es gebe Sünden, welche die Kirche nicht vergeben könne; welche zu groß seien, als daß Gott sie verzeihen könne."

Pankratius bemerkte nicht, welchen Eindruck diese Worte machten; aber Severus, welcher die Augen von Torquatus nicht abwandte, sah, wie er abwechselnd erröthete und erblaßte.

„Ist das eine Ketzerei?" fragte der Verräther verwirrt.

„Gewiß; es ist eine schreckliche Ketzerei", antwortete Pankratius, „wenn man die Barmherzigkeit Dessen beschränken will, welcher kam, nicht die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder zur Buße. Die katholische Kirche hat immer gelehrt, ein Sünder könne, seine Sünden möchten auch noch so häßlich und zahlreich sein, wenn er sie wahrhaft bereue, durch das Sacrament der Buße Verzeihung erlangen. Darum hat sie immer dieses Bild des guten Hirten so sehr geliebt, welcher bereit ist, in die Wüste zu eilen, um ein verlorenes Schaf wiederzusuchen."

„Aber vorausgesetzt", sagte Torquatus, offenbar tief ergriffen, „es wäre Jemand Christ geworden und hätte die heilige Communion empfangen, wäre dann abgefallen und in Laster versunken und — und" — (seine Stimme bebte) — „hätte beinahe seine Brüder verrathen, würde einem Solchen die Kirche nicht jede Hoffnung verschließen?"

„Nein, nein", antwortete der Jüngling; „das sind gerade die Verbrechen, um die es sich handelt; weil die Katholiken glauben, daß auch diese Verzeihung erlangen können, darum werden sie von den Novatianern angefeindet. Die Kirche ist ja eine Mutter, deren Arme stets offen sind, um ihre verirrten Kinder wieder aufzunehmen."

Dem Torquatus traten Thränen in die Augen; seine Lippen bebten und waren in Begriff, das Schuldbekenntniß auszusprechen, welches für einen Augenblick gleichsam aus dem Herzen emporstieg; aber es war, als wäre ein schwarzer giftiger Tropfen mit demselben emporgestiegen und hätte ihn gewürgt; — und nach einem Augenblicke wurde sein Gesichtsausdruck

hart und verstockt; er biß auf die Lippe und sprach, indem er gleichgültig zu reden suchte: „Eine tröstliche Lehre für den, welcher ihrer bedarf!"

Nur Severus erkannte, daß in dem Herzen dieses Menschen ein Augenblick der Gnade verscherzt, und durch einen verzweifelten Gedanken ein Hoffnungsfunke erstickt worden war. — Diogenes und Majus, welche sich entfernt hatten, um in der Nähe eine Stelle zum Aushauen einer neuen Galerie auszusuchen, kehrten jetzt zurück und Torquatus sprach zu dem alten Todtengräber: „Wir haben nun die Galerien und die Kammern gesehen; ich möchte jetzt auch noch gern die Kirche sehen, wo wir uns werden zu versammeln haben."

Diogenes ahnte nichts Schlimmes und wollte ihn dorthin führen, als sein Sohn ihn mit den Worten zurückhielt: „Ich glaube, Vater, es ist für heute zu spät. Du weißt, wir haben zu arbeiten. Unsere jungen Freunde werden uns entschuldigen, zumal sie die Kirche ohnehin bald, und zwar in besserm Zustande sehen werden, da der heilige Papst darin zu celebriren beabsichtigt."

Sie stimmten bei, und als sie wieder an dem Punkte ankamen, wo sie die erste geradeaus laufende Galerie verlassen hatten, um das verzierte Gemach zu besuchen, bat Diogenes sie, zu warten, ging einige Schritte weit in einen Gang gegenüber und sagte:

„Wenn ihr diesem Corridor nachgeht und euch dann rechts wendet, kommt ihr zur Kirche. Ich habe euch aber bloß darum hierhergebracht, um euch ein Arcosolium mit einem schönen Gemälde zu zeigen. Ihr seht da die heilige Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Arme, und die Weisen aus dem Morgenlande beten es an: es sind dieser hier vier dargestellt, wiewohl wir gewöhnlich nur drei zählen." [1])

[1]) Dieses Gemälde kommt in den Katakomben mehrere Male vor; ein Exemplar wurde unlängst, wenn ich mich recht erinnere, im dem Cömeterium der hh. Nereus und Achilleus gefunden. (Die Titelvignette enthält eine Zeichnung davon.) Es ist viel älter, als das Concil von Chalcedon, aus dessen Zeit man gewöhnlich diese Art und Weise der Darstellung des Herrn datirt.

Alle bewunderten das Gemälde; der arme Severus aber war sehr bekümmert darüber, daß sein guter Vater unbedachtsam dem Torquatus gezeigt hatte, wo die Kirche lag, und es ihm zugleich leicht gemacht hatte, den Weg wieder zu finden, indem er ihn auf ein so bemerkenswerthes Gemälde aufmerksam machte.

Als die Fremden weg waren, theilte er seinem Bruder seine Beobachtungen mit, indem er bemerkte: „Dieser Mensch wird uns noch Verdruß machen; ich traue ihm gar nicht.“ — In kurzer Zeit hatten sie alle Zeichen, welche Torquatus unterwegs an den Ecken gemacht hatte, vernichtet. Aber das genügte nicht, da er auch die Kreuzwege gezählt hatte; und sie entschlossen sich daher, den jetzigen Weg nach der Kirche zu verschütten und einen andern Gang dazu einzurichten. Zu dem Ende brachten sie den Sand aus den neuen Anlagen an das Ende einer Galerie, welche den Hauptgang durchkreuzte, wo dieser niedrig war. Sie ließen vorläufig den Sand in Haufen dort liegen, um erst die Gläubigen von der beabsichtigten Veränderung in Kenntniß zu setzen.

Fünftes Capitel.

Ueber der Erde.

Damit der Leser sich von dieser langen unterirdischen Excursion etwas erholen kann, führen wir ihn zum zweiten Male nach dem „glücklichen“ oder „gesegneten“ Campanien, [1]) wie alte Schriftsteller es hätten nennen können. Wir haben Fabiola dort verlassen, wie sie durch einige Sätze, welche sie geschrieben gefunden hatte, sehr in Erstaunen versetzt war. Sie kamen ihr vor, wie ein Brief aus einer andern Welt; sie wußte aber nicht, welchen Charakter sie ihm beilegen sollte. Sie wünschte mehr darüber zu erfahren, wagte es aber kaum, zu fragen. Den nächsten Tag und die darauf folgenden erhielt sie viel Besuch; es kam ihr oft der Gedanke, dem Einen oder

[1]) Campania felix, wie Arabia felix.

Andern unter den Besuchern die geheimnißvollen Sätze zu zeigen, aber sie hatte nicht den Muth dazu.

Unter Andern kam eine Dame, welche gleich ihr ein philosophisch tadelloses und kalt tugendhaftes Leben führte, und sie sprachen zusammen über die Tagesmeinungen. Fabiola zog das Pergamentblatt hervor, um die Fremde dadurch in Staunen und Verlegenheit zu versetzen; aber es war ihr unmöglich, ihr dasselbe zu zeigen; es war ihr, als hätte sie es dadurch profanirt. Ein Gelehrter, der in allen Zweigen der Wissenschaft und Literatur sehr belesen war, besuchte sie längere Zeit und sprach sehr schön über die erhabenern Ansichten der ältern Schulen. Sie fühlte sich versucht, ihn wegen ihres Fundes zu befragen; aber die Sätze schienen ihr doch auch wieder zu erhaben zu sein, als daß er sie verstehen könnte. Merkwürdig, daß sie, die edele und stolze römische Dame, so oft sie Weisheit und Trost suchte, sich unwillkürlich zu ihrer christlichen Sklavin hingezogen fühlte! So auch jetzt. Sobald sie, nach mehrern Tagen, von Besuchen und Gesellschaften nicht mehr in Anspruch genommen war und sich mit Syra allein fand, zog sie ihr Pergament hervor und zeigte es dieser. Die Bewegung, welche das Lesen der Sätze in Syra hervorrief, entging ihrer Gebieterin; nachdem sie gelesen, blickte sie ganz ruhig auf.

„Dieses Pergament", sagte Fabiola, „habe ich von der Villa des Chromatius, wahrscheinlich durch ein Mißverständniß, mitgenommen. Ich kann mir die Sätze nicht aus dem Sinne schlagen und bin ganz verwirrt dadurch."

„Warum denn, meine edele Gebieterin? Ihr Sinn scheint doch klar genug zu sein."

„Ja, aber gerade das beunruhigt mich. Mein natürliches Gefühl empört sich gegen diese Ansicht; ich meine, ich müßte einen Mann hassen, welcher eine Beleidigung nicht rächt und nicht Haß mit Haß vergilt. Zu vergeben, wäre schon viel; aber Gutes zu thuen für Böses, scheint mir eine unnatürliche Anforderung an die menschliche Natur zu sein. Trotzdem aber, daß ich alles das fühle, weiß ich, daß ich mich genöthigt

gesehen habe, dich für ein Benehmen zu achten, welches dem gerade entgegengesetzt ist, was ich natürlicher Weise hätte erwarten müssen."

„O, sprich nicht von mir, meine liebe Gebieterin, sondern sieh nur auf den einfachen Grundsatz; du achtest ihn auch bei Andern. Verachtest du oder achtest du den Aristides, weil er einem ungebildeten Feinde den Gefallen erwies, seinen eigenen Namen auf die Scherbe zu schreiben, womit derselbe für seine Verbannung stimmte? Verachtest du, als eine römische Dame, oder ehrst du den Namen des Coriolanus für seine großmüthige Nachsicht gegen euere Stadt?"

„Ich verehre Beide, ganz gewiß, Syra; aber du weißt, sie waren Heroen, keine gewöhnliche Menschen."

„Und warum sollten wir nicht Alle Heroen sein?" fragte Syra lachend.

„Ich bitte dich, Kind! In welcher Welt sollten wir denn leben? Es ist sehr unterhaltend, von den Thaten solcher wundervollen Leute zu lesen; aber man möchte sie doch nicht gern von gewöhnlichen Menschen alle Tage vollbracht sehen?"

„Warum nicht?" wiederholte die Sklavin.

„Warum nicht? Möchtest du denn wohl ein Kind, welches du zu verpflegen hättest, mit Schlangen in der Wiege spielen oder sie erdrücken sehen, wie Hercules? Ich möchte nicht, daß mir ein Herr, den ich zu Tische geladen, kaltblütig erzählte, er habe an jenem Morgen einen Minotaurus getödtet oder eine Hydra erwürgt, oder daß mir ein Freund anböte, die Tiber durch meine Ställe zu leiten, um sie zu reinigen. Bewahre uns der Himmel vor einem Heroen-Geschlecht, sage ich." Und Fabiola lachte herzlich bei dem Gedanken.

In derselben muntern Laune fuhr Syra fort: „Aber gesetzt, wir hätten das Unglück, in einem Lande zu leben, wo es solche Ungeheuer gäbe, Centauren und Minotauren, Hydra's und Drachen. Wäre es dann nicht besser, daß gewöhnliche Menschen heldenmüthig genug wären, sie zu bekämpfen, als daß man aus einem andern Welttheile einen Theseus oder Hercules kommen lassen müßte, um sie zu vernichten?

In der That, in diesem Falle würde ein Mensch, der sie bekämpfte, den Namen Heros um nichts mehr verdienen, wie ein Löwenjäger in meinem Vaterlande."

„Ganz recht, Syra; aber ich sehe nicht ein, was du damit beweisen willst."

„Dieses: Zorn, Haß, Neid, Ehrgeiz, Habsucht sind für mich eben so gut Ungeheuer, wie Schlangen und Drachen; und sie greifen gewöhnliche Menschen ebensowohl an, wie große. Warum sollte ich nicht eben so gut mich bestreben, sie zu überwinden, wie Aristides oder Coriolanus oder Cincinnatus? Warum sollen wir das den Heroen allein überlassen, was wir eben so gut thuen können?"

„Und hältst du dies denn wirklich für einen allgemein gültigen sittlichen Grundsatz? Thust du das, so fürchte ich, du fliegst zu hoch."

„Nein, theuere Gebieterin. Du warst überrascht, als ich die Behauptung aussprach, innere und ungesehene Tugend sei eben so nöthig, wie die äußere und sichtbare; ich fürchte, ich muß dich noch mehr überraschen."

„Fahre fort und scheue dich nicht, mir Alles zu sagen."

„Nun denn, der Grundsatz des Systems, zu welchem ich mich bekenne, ist dieser: daß wir das als eine alltägliche und gewöhnliche Tugend, ja als einfache Pflicht ansehen und üben müssen, was alle andern Gesetzbücher, auch die reinsten und erhabensten, die es geben kann, als heroisch und als Beweis einer ungewöhnlichen Tugend ansehen."

„Das ist in der That ein sehr hohes Ideal; aber übersieh dabei nicht einen wichtigen Umstand. Der Heros wird unterstützt und gehoben durch das Lob der Welt; seine Handlung wird aufgezeichnet und es wird der Nachwelt überliefert, wenn er seine Leidenschaften zügelt oder etwas vollbringt, was als eine erhabene That angesehen wird. Aber wer sieht, wer beachtet oder wer belohnt einen armen gewöhnlichen Menschen, welcher in stiller Verborgenheit ihn nachahmt?"

Syra erhob mit feierlichem, ehrfurchtsvollem Blicke ihre Augen und ihre rechte Hand zum Himmel und sagte langsam:

„Sein Vater, der im Himmel ist, der Seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte!"

Fabiola schwieg eine Zeit lang in ehrfurchtsvollem Staunen; dann sagte sie milde und achtungsvoll: „Wiederum, Syra, hast du meine Philosophie besiegt; deine Weisheit ist eben so consequent, wie erhaben. Eine heroische Tugend, auch wenn sie nicht gesehen wird, schreibst du als die gewöhnliche tägliche Tugend eines Jeden vor. Die Menschen müssen allerdings mehr werden, als was die Götter nach dem gewöhnlichen Glauben sind, um das zu versuchen; aber schon die Idee ist eine ganze Philosophie werth. Kannst du mich noch höher führen?"

„O, noch viel, viel höher!"

„Und wohin würdest du mich endlich führen?"

„Dahin, wo dein Herz dir sagen würde, es habe nun Frieden gefunden."

Sechstes Capitel.

Berathungen.

Die Verfolgung hatte nun schon einige Zeit im Morgenlande unter Diokletianus und Galerius gewüthet, und Maximianus hatte bereits das Decret erhalten, worin ihm befohlen wurde, sie auch im ganzen Abendlande zu beginnen. Es war aber beschlossen worden, die Verfolgung solle nicht bloß die Unterdrückung, sondern die völlige Ausrottung des christlichen Namens bewirken. Niemand sollte verschont werden; mit den Häuptern der Religion wollte man beginnen, um dann bis zur gänzlichen Niedermetzelung der ärmsten Classen fortzuschreiten. Zu dem Ende war es nöthig, dafür zu sorgen, daß die verschiedenen Zerstörungswerkzeuge in grausamer Harmonie zusammenwirkten, daß alle mögliche Mittel angewandt wurden, um einen vollständigen Erfolg zu erzielen, und auch, daß

die Majestät des kaiserlichen Befehls den niederschmetternden Schlag noch großartiger und furchtbarer machte.

Darum hatte der Kaiser, wiewohl voll Ungeduld, sein blutiges Werk zu beginnen, auf das Zureden seiner Rathgeber beschlossen, das Edict geheim zu halten, bis es gleichzeitig in allen Provinzen des Abendlandes veröffentlicht werden könnte. So schwebte die Gewitterwolke eine Zeit lang unheimlich und geheimnißvoll über ihren Opfern, bis sie plötzlich über sie hereinbrach und über sie ausgoß „Feuer, Hagel, Schnee, Eis und brausenden Sturm."[1])

Im November berief Maximianus Herculeus die Versammlung, in welcher die zu ergreifenden Maßregeln endgültig beschlossen werden sollten. Die höchsten Hof- und Staatsbeamten waren dazu eingeladen worden. Der bedeutendste unter ihnen, der Stadtpräfect, brachte seinen Sohn Corvinus mit, den er als Hauptmann einer Abtheilung von bewaffneten Polizeidienern vorgeschlagen hatte, welche den Christen unablässig nachspüren und nachstellen sollten und wozu man die wildesten Feinde derselben ausgewählt hatte. Die Präfecten oder Statthalter von Sicilien, Italien, Spanien, Afrika und Gallien waren gleichfalls zugegen, um ihre Anweisungen entgegen zu nehmen. Außerdem waren einige Gelehrte, Philosophen und Redner eingeladen, darunter unser alter Bekannter Calpurnius; auch viele Priester, welche aus verschiedenen Gegenden nach Rom gekommen waren, um strenge Maßregeln gegen die Christen zu erwirken, hatten den Befehl erhalten, sich bei dieser Zusammenkunft einzufinden.

Die gewöhnliche Residenz der Kaiser lag, wie wir gesehen haben, auf dem Palatinischen Hügel. Es gab aber in Rom noch einen andern Palast, wo sie sich gern aufhielten und welchem namentlich Maximianus Herculeus den Vorzug gab. Unter Nero wurde nämlich der reiche Senator Plautius Lateranus des Hochverraths angeklagt und natürlich mit dem Tode bestraft. Sein ungeheueres Vermögen wurde von dem Kaiser confiscirt, und dazu gehörte auch dieses Haus, welches

[1]) Ps. 148, 8.

Juvenal und andere Schriftsteller als ein ungewöhnlich großes und prächtiges schildern. Es lag sehr schön auf dem Cölischen Hügel, am südlichen Ende der Stadt, so daß man von dort eine Aussicht hatte, die selbst in der Nähe von Rom nicht ihres Gleichen fand. Das Auge hatte da die ganze Campagna vor sich, von kolossalen Aquäducten durchschnitten, von Straßen mit ihrer Einfassung von Marmorgräbern durchkreuzt und überall mit glänzenden Villen übersäet, gleich Edelsteinen in das dunkele grüne Email der Lorbeern und Cypressen eingefaßt. Darüber hinaus erblickte das Auge des Abends die purpurne Hügelreihe, worauf Alba und Tusculum mit ihren „Töchtern", um einen orientalischen Ausdruck zu gebrauchen, wie auf einem Polster üppig hingestreckt da lagen, hell glänzend in der untergehenden Sonne. Die felsige Kette der Sabinischen Berge zur Linken und die goldene Fläche der See zur Rechten des Beschauers schlossen diese vollendet schöne Landschaft ein.

Wir würden dem Maximianus eine Eigenschaft zuschreiben, die er nicht besaß, wollten wir von ihm annehmen, er habe aus Sinn für das Schöne eine so wundervoll gelegene Residenz vorgezogen. Der Grund davon lag vielmehr in der Pracht der Gebäude, die er selbst noch mehr verschönert hatte, und vielleicht auch darin, daß er von dort bequem aus der Stadt auf die Eber- und Wolfsjagd eilen konnte. — Gebürtig aus Sirmium in Slavonien und darum nach römischen Begriffen ein Barbar, von ganz niedriger Herkunft, bloß ein glücklicher Soldat, ohne alle Bildung, ohne alle hervorragende Eigenschaften mit Ausnahme seiner thierischen Kraft, welche seinem Beinamen Herculeus alle Ehre machte, — war er von einem andern Barbaren, Diokles, bekannt als Kaiser Diokletianus, mit dem Purpur bekleidet worden. Gleich diesem habsüchtig bis zur Gemeinheit und verschwenderisch bis zur Gedankenlosigkeit, den nämlichen rohen Lastern und schändlichen Sünden ergeben, die eine christliche Feder nicht näher bezeichnen mag, ohne Zügel für seine Leidenschaften, ohne Sinn für Gerechtigkeit und ohne Gefühl der Menschlichkeit, hatte dieses

Ungeheuer nie aufgehört, Alle zu unterdrücken, zu Grunde zu richten oder zu vernichten, welche ihm im Wege standen. Für ihn war die bevorstehende Verfolgung, was ein Festmahl für einen Schlemmer ist, welcher etwas Ungewöhnliches bedarf, um die Eintönigkeit täglicher Excesse erträglich zu machen. Von riesiger Gestalt, mit den wohlbekannten Gesichtszügen seines Volksstammes, mit Haaren auf dem Kopfe und im Gesichte, die mehr gelb als roth, und zottig und wild waren gleich einem Büschel Stroh, mit unruhig umherrollenden Augen, aus denen Argwohn, Liederlichkeit und Rohheit zugleich strahlten, — flößte Maximianus, beinahe der Letzte unter Rom's Tyrannen, durch seinen bloßen Anblick Jedem Schrecken ein, nur nicht einem Christen. Ist es zu verwundern, daß er dieses Geschlecht und seinen Namen haßte?

In der großen Basilika oder Halle des Lateranensischen Palastes [1]) also hatte Maximianus seinen buntscheckigen Rath versammelt; bei Todesstrafe war geboten, die Verhandlungen geheim zu halten. In der halbkreisförmigen Apsis am obern Ende der Halle saß der Kaiser auf einem reichverzierten elfenbeinernen Throne, und vor ihm standen seine gehorsamen und fast zitternden Räthe. Eine auserlesene Abtheilung der Leibwache bewachte den Eingang, und der Befehlshaber derselben, Sebastianus, lehnte sich nachlässig an die innere Seite der Thüre, achtete aber aufmerksam auf Alles, was gesprochen wurde.

Der Kaiser ahnte nichts davon, daß die Halle, in welcher er saß und welche er später mit dem anstoßenden Palaste, als einen Theil der Mitgift seiner Tochter Fausta, dem Constantinus schenkte, durch diesen an das Oberhaupt der Religion kommen sollte, die er vernichten wollte, und daß sie unter Beibehaltung des Namens „Lateranensische Basilika" die Kathedrale von Rom werden würde, „die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises". [2]) Er ahnte nichts davon, daß auf

[1]) Aedes Lateranae.

[2]) „Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput", heißt die Lateranensische Basilika in der Inschrift über ihrem Eingange und auf Münzen.

dem Platze, wo jetzt sein Thron stand, bald ein Stuhl würde aufgestellt werden, von welchem aus ein unsterbliches Geschlecht von geistlichen und weltlichen Herrschern Befehle ertheilen sollte, welche bis zu Ländern dringen, die der römischen Macht unbekannt waren.

Zuerst wurde, aus einer gewissen Höflichkeitsrücksicht gegen die Religion, den Priestern das Wort gegeben; und jeder derselben trug seine Sache vor: hier war ein Fluß über seine Ufer getreten und hatte auf den benachbarten Ebenen großen Schaden angerichtet; dort hatte ein Erdbeben eine Stadt zum Theile zerstört; an den nördlichen Grenzen drohten die Barbaren einzufallen; im Süden wüthete die Pest unter der frommen Bevölkerung; bei allen diesen Fällen hatten die Orakel erklärt, die Christen seien an Allem Schuld, die Duldung gegen sie erzürne die Götter und ihre bösen Zauberkünste brächten Unglück über das Reich. Ja einige Orakel hatten sogar zum Schmerze der Frommen offen erklärt, sie würden gar keine Antwort mehr geben, bis die verhaßten Nazarener ausgerottet wären; und das große Orakel zu Delphi hatte kein Bedenken getragen, zu erklären, „der Gerechte" gestatte den Göttern nicht, zu reden.

Danach kamen die Philosophen und Redner, und jeder hielt eine lange und künstliche Rede. Maximianus gab während derselben unzweideutig zu erkennen, daß er sich langweile; da aber die Kaiser im Morgenlande eine ähnliche Versammlung gehalten hatten, so hielt er es für seine Pflicht, sie trotz seiner Langeweile zu Ende reden zu lassen. Die gewöhnlichen Verleumdungen wurden zum zehntausendsten Male wiederholt und von den Versammelten beklatscht: — daß die Christen Kinder mordeten und verzehrten, daß sie abscheuliche Verbrechen begingen, daß sie die Leiber der Martyrer anbeteten, daß sie einen Eselskopf verehrten, und — was freilich nicht ganz dazu paßte — daß sie Ungläubige wären und keinem Gott dienten. Diese Mährchen fanden alle Glauben, wiewohl die Erzähler derselben wahrscheinlich ganz wohl wußten, daß es nur gute

heidnische Lügen waren, welche dazu dienten, den Schrecken vor dem Christenthume rege zu erhalten.

Endlich aber erhob sich der Mann, welcher im Rufe stand, daß er die Lehren des Feindes am gründlichsten studirt habe und sein gefährliches Treiben am besten kenne. Man glaubte von ihm, er habe die Bücher der Christen selbst gelesen und seine Widerlegung ihrer Irrthümer sei ganz niederschmetternd für sie. Er genoß ein solches Ansehen bei den Seinigen, daß, wenn er behauptet hätte, die Christen hätten irgend einen monströsen Grundsatz, und wenn ihr Papst selbst dem widersprochen hätte, Jeder schon den Gedanken lächerlich gefunden haben würde, auf die Aussage des Papstes über seinen eigenen Glauben mehr Gewicht zu legen, als auf die Behauptung des Calpurnius.

Er behandelte die Sache anders, als die bisherigen Redner, und setzte durch seine Gelehrsamkeit die andern Sophisten in großes Erstaunen. Er habe, sagte er, die Originalschriften nicht allein der Christen, sondern auch ihrer Vorfahren, der Juden, gelesen. Diese seien unter dem König Ptolemäus Philadelphus wegen einer Hungersnoth in ihrem eigenen Lande nach Aegypten gekommen und hätten dort nach dem schlauen Rathe ihres Anführers Josephus, eines ihrer großen Geschichtschreiber, alles Korn aufgekauft und nach ihrer Heimath geschickt. Darauf habe Ptolemäus sie gefangen gesetzt und gesagt: da sie alles Korn aufgegessen, sollten sie nun von dem Stroh leben und damit Ziegelsteine zum Bau einer großen Stadt machen. Demetrius Phalereus habe von ihnen sehr viele merkwürdige Geschichten ihrer Vorfahren gehört und habe den Moyses und den Aaron, ihre beiden gelehrtesten Männer, mit halbgeschorenem Barte in einen Thurm eingeschlossen, damit sie alle ihre alten Nachrichten in griechischer Sprache aufschrieben. Diese seltenen Bücher habe er gesehen und seine Darstellung beruhe ausschließlich auf denselben. Dieses jüdische oder christliche Volk habe alle Könige und Völker bekriegt und vernichtet, die ihm in den Weg getreten seien. Es sei Grundsatz bei den Christen, wenn sie eine Stadt einnähmen, alle Einwohner über die

Klinge springen zu lassen. Das komme daher, daß sie unter der Leitung ihrer herrschsüchtigen Priester ständen; so habe einmal ein gewisser König Saul, der auch Paulus genannt werde, einen armen gefangenen Monarchen, Namens Agag, verschont, die Priester aber hätten denselben herbeiführen und in Stücke hauen lassen. „Nun stehen aber", fuhr er fort, „diese Christen noch unter der Herrschaft der nämlichen Priesterschaft und sind noch bis zur Stunde bereit, unter deren Leitung das große römische Reich zu stürzen, uns Alle auf dem Forum zu verbrennen und sogar mit gottloser Hand sich an den geheiligten und ehrwürdigen Häuptern unserer göttlichen Kaiser zu vergreifen."

Ein Schrei des Entsetzens erscholl bei diesem Satze in der ganzen Versammlung. Es wurde aber bald wieder still; denn der Kaiser that seinen Mund auf, um zu reden.

„Was mich angeht", sagte er, „so habe ich einen andern und stärkern Grund, diese Christen zu verabscheuen. Sie haben es gewagt, im Herzen des Reichs und in dieser Stadt eine höchste religiöse Auctorität zu begründen, die vordem unbekannt war, die von der Regierung des Staates unabhängig ist und keine geringere Gewalt über sie hat, als diese. Früher war die souveraine Gewalt des Kaisers in religiösen sowohl wie in bürgerlichen Angelegenheiten allgemein anerkannt; darum führt er noch den Titel Pontifex Maximus, einen Titel, welchen diese Menschen ihm hochverrätherischer Weise rauben wollen; denn sie haben eine damit in Widerspruch stehende Gewalt begründet und ihre Unterthanentreue ist demgemäß eine getheilte. Ich hasse darum diese Priesterherrschaft über meine Unterthanen als einen Eingriff in meine Rechte, und ich erkläre, ich möchte lieber von einem neuen Nebenbuhler hören, der nach meiner Krone strebte, als von der Wahl eines dieser Priester in Rom." [1])

[1]) Wörtlich so drückte sich der Kaiser Decius über die Wahl des h. Cornelius zum Papste aus: „Cum multo patientius audiret levari adversum se aemulum principem, quam constitui Romae Dei sacerdotem." S. Cypr. Ep. 52 ad Antonianum p. 69. ed. Maur. Kann es einen stärkern Beweis dafür geben, daß unter

Der Kaiser sprach diese Worte mit rauher, heiserer Stimme und mit einer gemeinen, fremden Betonung; sie wurden aber mit ungeheuerm Beifall aufgenommen. Es wurden neue Pläne entworfen, um das Edict gleichzeitig im ganzen Abendlande veröffentlichen und es vollständig, bis zur gänzlichen Ausrottung der Christen ausführen zu können.

Endlich wandte sich der Kaiser an Tertullus und sagte: „Präfect, du sagtest, du hättest Jemand vorzuschlagen, der diese Maßregeln leiten und die Verräther erbarmungslos verfolgen könne.“

„Er ist hier, Herr; es ist mein Sohn Corvinus.“ Mit diesen Worten führte Tertullus den jungen Mann zu den Stufen des Thrones, wo derselbe niederkniete. Maximianus sah ihn scharf an, brach in ein häßliches Gelächter aus ~~und~~ sagte: „Auf mein Wort, ich ~~glaube,~~ er taugt dazu. Aber, ~~Präfect, ich~~ hätte nicht gedacht, daß du einen so häßlichen Sohn hättest. Ich sollte meinen, er sei gerade, was wir brauchen; alle Eigenschaften eines gründlichen, gewissenlosen Wüstlings prägen sich in seinem Gesichte aus.“

Dann wandte er sich an Corvinus, der scharlachroth war vor Wuth, Angst und Scham, und sagte zu ihm: „Nimm dich zusammen, Bursche! Ich verlange ordentliche Arbeit, keine Pfuschereien. Ich bezahle gut, wenn ich gut bedient werde; aber ich bezahle auch, wenn ich schlecht bedient werde. Nun mach' dich fort, und vergiß nicht: dein Rücken steht mir für einen kleinen Fehler, dein Kopf für einen größern. Die Fasces der Lictoren enthalten sowohl ein Beil, wie Stöcke.“

Der Kaiser stand auf, um sich zu entfernen; da fiel sein Blick auf Fulvius, welcher als bezahlter Hofspion auch eingeladen worden war, sich aber möglichst im Hintergrunde hielt. „He da, mein orientalischer Freund“, rief er ihm zu, „komm näher!“

Fulvius gehorchte scheinbar freudig, aber mit innerlichem Widerstreben, ungefähr so, als wäre er aufgefordert worden, sehr nahe zu einem Tiger hinzutreten, ohne ganz darüber beruhigt zu

den heidnischen Kaisern die päpstliche Macht auch äußerlich wahrnehmbar war, so daß sie sogar die Eifersucht der Kaiser rege machte?

sein, ob dessen Kette auch stark genug sei. Er hatte gleich Anfangs bemerkt, daß sein Aufenthalt in Rom dem Maximianus nicht angenehm war, obschon er nicht recht wußte, warum. Der Grund lag nicht bloß darin, daß der Tyrann schon Günstlinge genug zu bereichern und Spione genug zu bezahlen hatte, auch ohne daß ihm Diokletianus noch mehr aus Asien zuschickte. Das war allerdings ein Grund mit; aber dazu kam noch, daß er vermuthete, Fulvius sei hauptsächlich zu dem Zwecke nach Rom geschickt worden, um ihn selbst zu überwachen und über das, was an seinem Hofe vorfiele, nach Nikomedia zu berichten. Er mußte ihn nun freilich dulden und beschäftigen, aber er hatte Mißtrauen und Abneigung gegen ihn, und das war bei ihm schon gleichbedeutend mit Haß.

Es war eine kleine Genugthuung für Corvinus, zu hören, wie sein gebildeterer Verbündete öffentlich eben so grob, wie er selbst, mit folgenden Worten angeredet wurde: „Bleib' mir mit deinen glatten, heuchlerischen Mienen weg, Mensch! Ich will Thaten, kein Lächeln. Du bist als ein famoser Complotjäger hieher gekommen, als eine Art von Iltis, um Verschwörer aus ihren Nestern zu rupfen oder ihre Eier für mich auszusaugen. Ich habe aber bis jetzt noch nichts zu sehen bekommen, und doch habe ich dir Gelder vorgeschossen, um dein Geschäft zu beginnen. Nun bekommst du aber an diesen Christen Arbeit genug; darum halte dich bereit, und zeige uns, was du kannst. Du kennst meine Weise; darum sieh scharf um dich, oder du wirst etwas sehr Scharfes vor dir zu sehen bekommen. — Das Vermögen der Verurtheilten wird zwischen den Anklägern und dem Staatsschatze getheilt, falls ich nicht besondere Gründe habe, es ganz an mich zu nehmen. Nun kannst du gehen."

Die Meisten dachten, diese „besondern Gründe" würden in der Wirklichkeit sich als sehr allgemeine erweisen.

Siebentes Capitel.

Ein dunkeler Tod.

Einige Tage nach Fabiola's Rückkehr von ihrer Villa hielt es Sebastianus für seine Pflicht, sie zu besuchen und ihr von dem Gespräche zwischen Corvinus und ihrer schwarzen Sklavin so viel mitzutheilen, als ohne unnöthige Unannehmlichkeiten für irgend Jemand anginge. Wir haben bereits bemerkt, daß unter den vielen vornehmen jungen Männern, welche Fabiola im Hause ihres Vaters kennen gelernt hatte, keiner ihre Bewunderung und Achtung gewonnen hatte, als Sebastianus. So unbefangen, so hochherzig, so tapfer und doch so bescheiden, so mild, so wohlwollend in seinem Handeln und Reden, so frei von Selbstsucht und so besorgt für Andere, so vollkommen Adel und Einfachheit, hohe Weisheit und praktischen Verstand zu Einem Charakter verschmelzend, — erschien er ihr als ein vollendetes Bild männlicher Tugend, welches nicht leicht durch die Zeit leiden oder auf die Dauer ermüden könnte.

Als ihr darum gemeldet wurde, der Tribun Sebastianus wünsche sie in einer der Hallen unten im Hause allein zu sprechen, da klopfte ihr das Herz bei einer so ungewöhnlichen Nachricht und tausend sonderbare Gedanken über den möglichen Zweck dieses Besuches stiegen in ihr auf. Diese Aufregung wurde nicht vermindert, als Sebastianus, nachdem er seine scheinbare Zudringlichkeit entschuldigt, mit einem Lächeln bemerkte, er wisse wohl, wie sie von den vielen Bewerbern um ihre Hand schon genug belästigt werde, und bedauere darum sehr, sich genöthigt zu sehen, die Liste derselben mit dem Namen eines neuen Bewerbers zu vermehren, der sich bis jetzt noch nicht erklärt habe. Wenn diese zweideutige Einleitung Fabiola verwunderte und vielleicht ihr schmeichelte, so wurde sie sehr unangenehm enttäuscht, als sie hörte, es handele sich um den rohen und dummen Corvinus; denn selbst ihr Vater, der sonst, wenn es sich nicht um Geschäftssachen handelte, eben kein großer Menschenkenner war, hatte doch den Corvinus bei dem Mahle, wozu er ihn eingeladen, hinlänglich

durchschaut, um ihn seiner Tochter durch diese Beiwörter zu charakterisiren.

Da Sebastianus zwar nicht die moralische, wohl aber die physische Wirkung von Afra's Zaubertränken fürchtete, so hielt er es für gut, Fabiola von der Verabredung in Kenntniß zu setzen, welche dieselbe mit Corvinus getroffen; er fügte aber bei, es scheine hauptsächlich darauf abgesehen zu sein, dem Corvinus Geld abzulocken. Von dem, was die Beiden über die Christen gesprochen hatten, sagte er natürlich nichts. Er rieth der Fabiola, sich vor der Verrätherei ihrer Sklavin zu hüten, und sie versprach, derselben ihre nächtlichen Ausgänge zu untersagen. Sie glaubte gar nicht, daß Afra wirklich das zu versuchen beabsichtige, was sie Corvinus versprochen hatte, und sie fürchtete auch nichts von Künsten, die sie auf's Tiefste verachtete. Afra's letzte Worte schienen ihr zudem hinlänglich zu beweisen, daß sie den Corvinus nur hintergehe. Dabei war sie aber natürlich sehr unwillig darüber, daß zwei so verächtliche Menschen so über sie verhandelten, und daß man sie als ein habsüchtiges Weib dargestellt hatte, welches für Gold zu erkaufen sei.

„Ich weiß es wohl zu erkennen", sagte sie endlich zu Sebastianus, „wie gütig es von dir ist, daß du kommst, um mich zu warnen, und ich bewundere die zarte Weise, wie du eine so widerliche Sache dargelegt, und das Wohlwollen, womit du alle dabei Betheiligten behandelt hast."

„Ich habe jetzt nur gethan", antwortete der Soldat, „was ich für jeden Menschen thuen würde, — ihn wo möglich vor Unglück und Gefahr zu behüten."

„Für alle deine Freunde, willst du wohl sagen", entgegnete Fabiola lächelnd; „sonst, fürchte ich, könntest du dein ganzes Leben mit solchen Werken uneigennützigen Wohlwollens zubringen."

„Immerhin! besser könnte ich es ja doch nicht zubringen."

„Das ist gewiß nicht dein Ernst, Sebastianus. Wenn du Jemand, der dich immer gehaßt und dir nachgestellt hätte, von einem Unglück bedroht sähest, welches ihn unschädlich

machen würde, wolltest du dann wohl die Hand ausstrecken, um ihn zu retten oder ihm zu helfen?"

„Gewiß. Wenn Gott Seinen Sonnenschein und Seinen Regen gleichmäßig Seinen Feinden, wie Seinen Freunden sendet, soll der schwache Mensch dann eine andere Regel der Gerechtigkeit haben?"

Diese Worte überraschten Fabiola: lauteten sie doch fast gerade so, wie die Worte auf ihrem räthselhaften Pergamentblatte und wie die sittlichen Theorien ihrer Sklavin. „Du bist im Morgenlande gewesen, glaube ich", fragte sie plötzlich; „hast du dort diese Grundsätze kennen gelernt? Ich habe nämlich eine Person in meiner Umgebung, die freiwillig eine Sklavin bleibt und eine seltene sittliche Weisheit besitzt; sie hat mir die nämlichen Ideen vorgetragen; und sie ist eine Asiatin."

„Ich habe sie in keinem fernen Lande kennen gelernt, sondern sie mit der Muttermilch eingesogen; ursprünglich aber stammen sie allerdings aus dem Morgenlande."

„Die Grundsätze sind gewiß an sich schön", bemerkte Fabiola; „aber der Tod würde uns überraschen, ehe wir sie halb ausgeführt hätten, wollten wir sie zur Richtschnur unseres Handelns wählen."

„Und wie könnte uns der Tod besser treffen, wenn auch nicht überraschen, als wenn wir so unsere Pflicht thäten, sollten wir sie auch nicht vollkommen erfüllt haben?"

„Was mich angeht", fuhr die Dame fort, „so stimme ich dem alten epikuräischen Dichter bei. Die Welt ist ein Gastmahl, von dem ich gern aufstehen will, wenn ich gesättigt bin, — ut conviva satur, [1]) — aber nicht eher. Ich möchte das Buch des Lebens ganz durchlesen und es ruhig schließen, nachdem ich die letzte Seite gelesen."

Sebastianus schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Die letzte Seite des Buches dieser Welt steht in der Mitte des Bandes, wo gerade das Wort „„Tod"" geschrieben ist. Aber auf der folgenden Seite beginnt dann das Buch eines neuen Lebens, und das hat keine letzte Seite."

[1]) „Wie ein gesättigter Gast."

„Ich verstehe dich", entgegnete Fabiola heiter; „du bist ein tapferer Soldat und sprichst als solcher. Du mußt immer zum Tode bereit sein, der dir auf tausenderlei Weise nahen kann; wir sehen ihn selten plötzlich nahen; er tritt zu dem Schwachen sanfter und verstohlener hinzu. Du denkst ohne Zweifel an ein herrlicheres Geschick: wenn die Pfeile des Feindes deine Brust durchbohren und du mit Ehren bedeckt niedersinkst; du denkst an das mit Trophäen bedeckte Grab des Kriegers; für dich beginnen nach dem Tode die strahlenden Blätter des Buches des Ruhmes."

„Nein, nein, schöne Dame", rief Sebastianus lebhaft aus. „Ich meine es nicht so! Ich achte den Ruhm für nichts, den man nur mit der in die Zukunft schauenden Phantasie genießen kann. Ich spreche von dem gewöhnlichen Tode, wie er mich gleich dem ärmsten Sklaven treffen kann, von dem Tode, der mich durch ein langsames entkräftendes Fieber, durch eine langwierige schleichende Auszehrung, durch schmerzliche, allmälig aufzehrende Geschwüre oder, wenn du willst, durch noch grausamere von der Wuth der Menschen ersonnene Qualen hinwegraffen kann. In welcher Weise der Tod kommen mag, er kommt von einer Hand, die ich liebe."

„Und meinst du denn wirklich, du könntest einen solchen Tod willkommen heißen?"

„So froh der Schwelger ist, wenn die Thüren des Speisesaales weit geöffnet werden, und er die hellen Lampen, den reichbesetzten Tisch und die kostbaren Gerichte sieht und die zierlich gegürteten, mit Rosen bekränzten Diener; so entzückt die Braut ist, wenn ihr der Bräutigam angemeldet wird, der mit reichen Geschenken kommt, um sie in ihre neue Heimath zu führen: — so erfreut wird mein Herz sein, wenn der Tod in was immer für einer Gestalt die Thore öffnet, — eisern auf dieser Seite, aber golden auf der andern, — welche zu einem neuen und ewigen Leben führen. Es liegt mir nichts daran, wie häßlich und finster der Bote ist, welcher mir das Nahen Dessen verkündet, der himmlisch schön ist."

„Und wer ist das?" fragte Fabiola gespannt. „Kann er nicht anders gesehen werden, als nach dem Tode?"

„Nein", antwortete Sebastianus; „denn Er ist es, der uns vergelten muß, nicht allein für unser Leben, sondern auch für unsern Tod. Wohl denen, die ebensowohl ihr innerstes Herz, worin Er allezeit gelesen hat, rein und unschuldig bewahrt haben, wie ihre Handlungen tugendhaft gewesen sind; sie dürfen hoffen, Ihn anzuschauen, dessen wahre Belohnungen erst dann beginnen."

„Ganz wie Syra's Ansichten!" dachte Fabiola. Aber ehe sie wieder sprechen konnte, um weiter darüber zu fragen, trat ein Sklave ein, blieb auf der Schwelle stehen und sagte ehrerbietig: „Es ist eben ein Bote von Bajä [1]) angekommen."

„Entschuldige mich, Sebastianus", sagte Fabiola. „Laß ihn gleich herein kommen."

Der Bote trat ein, mit Staub bedeckt und ganz erschöpft; sein ermüdetes Pferd hatte er am Thore stehen lassen. Er überreichte der Fabiola ein versiegeltes Packet.

Ihre Hand zitterte, als sie dasselbe annahm, und während sie den Faden losriß, fragte sie zögernd: „Von meinem Vater?"

„Es betrifft ihn wenigstens", war die bedenkliche Antwort.

Sie öffnete den Brief, sah hinein, stieß einen Schrei aus und sank zusammen. Sebastianus fing sie auf, ehe sie zu Boden fiel, legte sie auf ein Ruhebett, und ließ sie dann unter den Händen ihrer Dienerinnen, welche eintraten, sobald sie den Schrei hörten.

Ein einziger Blick in den Brief hatte ihr Alles gesagt. Ihr Vater war todt.

Achtes Capitel.

Noch dunkeler.

Als Sebastianus auf den Hof kam, fand er eine kleine Gruppe von Sklaven um den Boten versammelt, welcher ihnen Näheres über den Tod ihres Herrn erzählte.

[1]) Ein viel besuchter Badeort bei Neapel.

Der Brief, welchen Fabiola ihrem Vater vor seiner Abreise nach Asien durch Torquatus übersandte, hatte seinen Zweck erreicht: er kam nach seiner Villa und blieb dort einige Tage bei seiner Tochter. Er war ungewöhnlich liebevoll gegen sie; und als sie Abschied von einander nahmen, schienen sie Beide zu ahnen, daß sie sich nicht wiedersehen würden. Fabius wurde aber bald wieder heiter, als er nach Bajä kam, wo eine Gesellschaft von vornehmen Schwelgern ihn erwartete und wo er bleiben zu müssen glaubte, bis sein Schiff für die Reise segelfertig gemacht und namentlich mit den besten Weinen und Lebensmitteln versehen wäre, die in Campanien zu finden waren. Er überließ sich aber zu Bajä bis zum Uebermaß seiner Vergnügungssucht; und als er einst nach einem üppigen Mahle ein Bad genommen, wurde er vom Schlag gerührt und nach vierundzwanzig Stunden war er eine Leiche. Sein ganzes Vermögen hinterließ er seiner einzigen Tochter. Als der Bote abging, wurde die Leiche gerade einbalsamirt, um auf seinem Schiffe nach Ostia gebracht zu werden.

Als Sebastianus diesen traurigen Bericht hörte, that es ihm fast leid, daß er in solchen Ausdrücken, wie er sie gebraucht hatte, vom Tode gesprochen; und er verließ mit traurigen Gedanken das Haus.

Fabiola versank gleich tief, bis zur Bewußtlosigkeit, in den dunkeln Abgrund der Trauer. Die Kraft der Jugend und ihres Geistes hob sie wieder zur Oberfläche empor, und nun erschien ihr das Leben wie ein unermeßliches Meer von schwarzen siedenden Wogen, auf denen kein anderes lebendiges Wesen zu erblicken war, als sie selbst. Ihr Unglück kam ihr maßlos vor; sie schloß schaudernd die Augen und versank wieder in Bewußtlosigkeit. Sie erwachte zum zweiten Male, und so wurde sie noch einige Male auf- und abgeschleudert zwischen vorübergehendem Tod und Leben, während ihre Dienerinnen alle mögliche Heilmittel anwandten gegen diese beunruhigenden Krampfanfälle, wie sie meinten. Endlich richtete sie sich auf, bleich, vor sich hinstarrend und ohne Thränen; die Hand, welche ihr Arzneien bot, schob sie sanft bei Seite. Zu diesem

Zustande blieb sie lange; eine starke und tödtliche Erstarrung schien sie befallen zu haben; ihre Augen waren fast unempfindlich gegen das Licht und man flüsterte sich schon die Befürchtung zu, ihr Geist möge gestört sein. Der Arzt, den man herbeigeholt, rief ihr deutlich und laut die Frage in's Ohr: „Fabiola, weißt du, daß dein Vater todt ist?“ Sie fuhr zusammen, fiel auf das Ruhebett zurück und ein Strom von Thränen erleichterte ihr Herz und ihren Kopf. Sie redete von ihrem Vater, rief nach ihm unter lautem Schluchzen und sprach in wilden und unzusammenhangenden, aber innigen Worten über ihn und zu ihm. Mitunter schien sie zu meinen, er lebe noch; dann erinnerte sie sich, daß er todt war; und so weinte und wehklagte sie, bis der Schlaf statt der Thränen die Aufgabe übernahm, ihren tief erschütterten Geist und Körper zu erquicken.

Euphrosyne und Syra allein wachten bei ihr. Die Erstere hatte von Zeit zu Zeit die gewöhnlichen heidnischen Trostgründe vorgebracht und auch davon gesprochen, was für ein gütiger Herr, was für ein achtbarer Mann und was für ein liebevoller Vater Fabius gewesen sei. Die Christin dagegen saß still da und öffnete den Mund nur, um ihrer Gebieterin sanfte und beschwichtigende Worte zuzusprechen; sie bediente sie mit einer zarten Aufmerksamkeit, welche selbst jetzt nicht unbemerkt blieb. Was konnte sie sonst noch thuen, als beten? Worauf sonst hoffen, als daß eine neue Gnade, gleich einer Blume, aus dieser Heimsuchung hervorknospen solle, daß ein glänzender Engel in der dunkeln Wolke daherfahre, welche ihre niedergebeugte Gebieterin überschattete?

Wie die Gewalt des Schmerzes abnahm, konnte das Nachdenken allmälig wieder eintreten, und es drängten sich bald dem Geiste Fabiola's sehr beängstigende Fragen auf. Was war aus ihrem Vater geworden? Wohin war er gekommen? Hatte er aufgehört zu sein, und war er ganz vernichtet? War sein Leben von dem unsichtbaren Auge durchforscht worden, welches das Unsichtbare sieht? Hatte er die Prüfung bestanden, wovon Sebastianus und Syra gesprochen? Unmöglich! Was war

also aus ihm geworden? Sie schauderte und suchte den Gedanken aus ihrem Geiste zu verscheuchen.

O, daß doch ein Strahl irgend eines unbekannten Lichtes in das Grab fallen und ihr zeigen möchte, was es sei! Die Poesie hatte versucht, es zu erhellen und selbst zu verherrlichen; aber in der That war sie doch nur an die Thüre gelehnt stehen geblieben, als ein Genius mit gesenktem Haupte und umgekehrter Fackel. Die Wissenschaft war hineingetreten, aber schnell wieder herausgekommen, voll Schrecken, mit beschmutztem Flügel und die Lampe in der erstickenden Luft ausgelöscht; denn sie hatte dort nur ein Beinhaus entdeckt. Die Philosophie hatte kaum gewagt, um das Grab herum zu gehen, ängstlich hineinzublicken und dann zurückweichend zu stammeln oder zu schwätzen, und die Schultern zuckend zu gestehen, das Problem sei noch nicht gelöst, der Schleier noch nicht gelüftet. O, möchte doch irgend etwas oder irgend Jemand, besser als sie, alle die peinigende Ungewißheit heben!

Während diese Gedanken wie eine finstere Nacht Fabiola's Herz umdunkeln, sieht ihre Sklavin Licht in sterbliche Gestalt gekleidet, durchsichtig und strahlend, aus dem Grabe hervorkommen, wie aus einem Destillirkolben, in welchem die gröbern Eigenschaften der Materie zurückgeblieben sind, ohne daß diese dadurch das Wesentliche ihrer Natur eingebüßt hat. Vergeistigt und frei, lieblich und glorreich bringt der erste Strahl aus der Verwesung hervor, und ein zweiter und ein dritter und noch viele andere vom Lande und vom Meere, von den Begräbnißplätzen und den consecrirten Altären, aus dem Waldesdickicht, wo ein heimlicher Mord begangen worden an dem Unschuldigen, und von den alten Schlachtfeldern, wo Israel für Gott gestritten, — gleich krystallhellen Springbrunnen, welche in die Luft sich erheben, gleich glänzenden Signallichtern, welche von der Erde zum Himmel emporsteigen, — bis eine dichtgedrängte Schaar von Millionen die Schöpfung wieder bevölkert mit freudigem und endlosem Leben. — Und wie weiß sie das? Weil Einer, der größer und besser war, als Dichter, Gelehrte und Sophisten, es thatsächlich gezeigt, Sich zuerst

auf das dunkele Ruhebett des Todes niedergelegt und es geheiligt hat, wie Er Sich vorher in die Wiege gelegt und die Kindheit heilig gemacht hatte; durch Ihn war auch der Tod etwas Heiliges und das Grab ein Heiligthum geworden. Er ging in das Grab an dem dunkelsten Abende, und Er trat aus demselben hervor an dem hellsten Morgen; Er wurde hineingelegt in Spezereien eingewickelt, und Er stand wieder auf in Seine eigene duftende Unverweslichkeit gekleidet. Und seit dem Tage hat das Grab aufgehört, ein Schrecken zu sein für die christliche Seele; denn es ist geblieben, wozu Er es gemacht hat, — die Furche, in welche der Same der Unsterblichkeit hineingelegt werden muß.

Die Zeit war noch nicht gekommen, von diesen Dingen zu Fabiola zu reden. Sie trauerte noch, wie die trauern müssen, welche keine Hoffnung haben. Ein Tag verging nach dem andern unter düsterm Nachsinnen über das Geheimniß des Todes, bis andere Sorgen ihr die Wohlthat erwiesen, sie daraus aufzuwecken. Die Leiche kam an, und es wurde ein Leichenbegängniß gehalten, wie Rom es bis dahin selten gesehen. In dem Leichenzuge, der bei Fackellicht stattfand, wurden die Wachsbilder der Ahnen einhergetragen; es wurde ein großer Scheiterhaufen aus wohlriechendem Holze gebaut und mit den kostbarsten Spezereien aus Arabien bestreut; und am Ende wurden ein paar Handvoll verkohlter Gebeine in eine Urne von Alabaster gelegt und diese, mit dem Namen des Verstorbenen bezeichnet, in eine Nische der Familiengruft gestellt.

Calpurnius hielt die Leichenrede, in welcher er der herrschenden Tagesmeinung gemäß die Tugenden des gastfreien und geschäftseifrigen Bürgers der falschen Moralität der Menschen, die man Christen nenne, gegenüberstellte, welche den ganzen Tag fasteten und beteten, und heimlicher Weise ihren gefährlichen Grundsätzen Eingang in alle edeln Familien zu verschaffen und Unsittlichkeit und Illoyalität unter allen Ständen zu verbreiten suchten. Wenn es ein zukünftiges Sein gebe, worüber die Philosophen nicht einig seien, so ruhe jetzt ohne Zweifel Fabius, Nektar trinkend, auf einer grünen Bank

im Elysium. „Möchten doch“, schloß der alte Heuchler, der gewiß nicht gern einen Becher Falerner gegen eine Amphora [1]) von jenem Tranke vertauscht hätte, „möchten doch die Götter den Tag beschleunigen, wo ich, sein demüthiger Client, zu ihm komme an seinen schattigen Ruheplatz und zu seinem elysischen Mahle!“ Dieser edele Wunsch gewann ihm ungeheuern Beifall.

Dieser Sorge folgte eine andere. Fabiola mußte die verwickelten Geschäfte ihres Vaters untersuchen und abschließen. Wie oft fand sie zu ihrem tiefen Schmerze in den Geschäften eines Mannes, den die Welt als den ehrlichsten und liberalsten unter den Staatspächtern gepriesen hatte, was sie für Ungerechtigkeit, Betrug, Uebervortheilung und Unterdrückung halten mußte!

Noch einige Wochen später besuchte Fabiola in schwarzer Trauerkleidung ihre Bekannten, und zwar zuerst ihre Nichte Agnes.

Neuntes Capitel.

Der falsche Bruder.

Wir müssen jetzt den Leser einige Schritte weit in der Geschichte des Torquatus zurückführen. Am Morgen nach seinem Falle sah er beim Erwachen Fulvius vor seinem Bette sitzen. Fulvius war der Falkner, welcher einen guten Falken gefangen hatte und nun gekommen war, ihn zu zähmen und ihn anzuleiten, in wohlversorgter Knechtschaft die Taube für ihn zu fangen. Mit der kalten Ruhe eines in dergleichen Dingen geübten Menschen erinnerte er ihn an alle Umstände der Schwelgerei des vorigen Abends, an seinen gänzlichen Ruin und an sein einziges Rettungsmittel. Mit gefühlloser Ueberlegung verstärkte er jeden Faden an dem Gewebe des vorhergehenden Abends und fügte demselben viele neue Maschen bei.

[1]) Ein großes irdenes Gefäß, worin der Wein im Keller aufbewahrt wurde.

Die Lage des Torquatus war folgender Art: wenn er einen einzigen Schritt zum Christenthum zurück that, was, wie Fulvius ihm versicherte, ganz fruchtlos sein würde, so wurde er gleich dem Richter überliefert und grausam hingerichtet; blieb er seinem verrätherischen Versprechen treu, so sollte ihm nichts mangeln.

„Du bist erhitzt und fieberhaft", schloß endlich Fulvius; „ein Spaziergang und die frische Luft werden dich erquicken."

Torquatus willigte ein; sie waren kaum auf das Forum gekommen, als Corvinus, scheinbar zufällig, ihnen begegnete. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt hatten, sagte er: „Es freut mich, euch zu treffen; ich möchte euch gern mitnehmen, um euch meines Vaters Werkstatt zu zeigen."

„Werkstatt?" fragte Torquatus überrascht.

„Ja; wo er seine Instrumente aufbewahrt; sie ist gerade jetzt schön aufgeräumt. Hier ist sie und der grimmige alte Geselle da, Catulus heißt er, öffnet die Thüren."

Sie traten in einen geräumigen Hof, welcher mit einem Schuppen umgeben war und ganz voll Folterwerkzeuge jeder Art lag. Torquatus schauderte zurück.

„Kommt herein, ihr Herren; seid nicht bange", sagte der alte Henker. „Es ist noch kein Feuer angezündet und Niemand wird euch etwas zu Leide thuen, wenn ihr nicht etwa zu den gottlosen Christen gehört. Für sie haben wir kürzlich Alles aufgeputzt."

„Nun, Catulus", sagte Corvinus, „erkläre diesen fremden Herren, wozu die hübschen Spielsachen gebraucht werden."

Catulus führte sie bereitwillig in seinem schrecklichen Museum herum und erklärte ihnen Alles mit solchem herzlichen Humor und so zahllosen Spässen — die nicht ganz geeignet sind, hier mitgetheilt zu werden, — daß er in seiner Begeisterung dem Torquatus beinahe praktische Erläuterungen dessen gegeben hätte, was er beschrieb, indem er das eine Mal fast sein Ohr mit einer scharfen Zange gepackt hätte, das andere Mal mit einem Hammer nur einen Zoll vor seinen Zähnen vorbeifuhr.

Die Folter, ein großer Rost, ein eiserner Stuhl mit einem Ofen darin, um ihn glühend zu machen; große Kessel für Bäder von heißem Oel oder siedendem Wasser; Löffel, um Blei darin zu schmelzen und es damit in den Mund zu gießen; Zangen, Haken und eiserne Kämme von verschiedenen Formen, um damit die Haut von den Rippen zu reißen; sogenannte Obelisken, das heißt Werkzeuge, womit man das Fleisch am Leibe oder an den Gliedern verbrannte; Skorpionen oder Geißeln mit eisernen oder bleiernen Kügelchen; eiserne Halsbinden, Handschellen und Fesseln der schrecklichsten Art; endlich Schwerter, Messer und Aexte in geschmackvoller Mannichfaltigkeit, — das Alles wurde mit wahrem Behagen erklärt, wobei Catulus sich schon im Voraus auf das Vergnügen freute, die Instrumente an den hartköpfigen und dickhäutigen Christen zu versuchen. [1])

Torquatus war wie vernichtet. Er wurde nun nach den Bädern des Antoninus geführt, wo er die Aufmerksamkeit des Kleiderbewahrers Eucumio und seiner Frau Victoria auf sich zog, welche ihn in der Kirche gesehen hatten. Nachdem er einige gute Erfrischungen erhalten hatte, wurde er nach einem Spielsaale in den Thermen geführt und verlor natürlich. Fulvius lieh ihm Geld, ließ sich aber über jeden Heller eine Verschreibung ausstellen. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser Behandlung machten die beiden Schurken ihn in einigen Tagen ganz zu ihrem Sklaven.

Sie kamen des Morgens früh und des Abends spät zusammen; den Tag über ließen sie ihn frei, damit er nicht den Argwohn der Christen rege mache und dadurch seine Brauchbarkeit verlöre. Corvinus hatte beschlossen, einen furchtbaren Schlag gegen die Christen zu führen, sobald das Edict veröffentlicht wäre. Er verlangte also von Torquatus, dieser solle ausspioniren, in welchem Cömeterium der Papst fungiren wollte. Es fiel dem Torquatus nicht schwer, dieses zu erfahren; sein Besuch im Cömeterium des Kallistus hing mit diesem Geschäfte

[1]) Die genannten Folterwerkzeuge werden in den Martyrer-Acten und bei den Kirchengeschichtschreibern erwähnt.

zusammen. Als der Kampf zwischen Gnade und Sünde stattfand, welchen Severus bemerkte, da war es der Gedanke an Catulus und seine hundert Marterwerkzeuge und an Fulvius und seine hundert Schuldscheine, wodurch die Wagschale des Verderbens tief niedersank. Er stattete dem Corvinus Bericht ab, und dieser entwarf danach einen Plan des Cömeteriums und beschloß, dasselbe gleich am ersten Tage nach der Veröffentlichung des Verfolgungs-Edictes anzugreifen.

Fulvius hatte einen andern Plan. Er beschloß, sich mit den vornehmsten Geistlichen und den angesehensten Christen von Rom bekannt zu machen. Wenn er sie einmal persönlich kannte, so war er sicher, daß keine Verkleidung sie vor seinen scharfen Augen verbergen und daß er sie leicht Einen nach dem Andern fangen könne. Er drang darum in Torquatus, er solle ihn zu der ersten kirchlichen Feierlichkeit mitnehmen, welche viele Priester und Diakonen um den Papst versammeln würde. Er ließ keine Einwendungen des Torquatus gelten, beseitigte alle seine Bedenklichkeiten und versicherte ihn, wenn er erst durch seine Parole Zutritt zu der Versammlung der Christen erhalten habe, werde er sich ganz genau so wie jeder Christ benehmen. — Bald darauf theilte ihm Torquatus mit, er finde eine vortreffliche Gelegenheit zur Ausführung seines Planes bei der nächsten Ordination, welche noch im Monat December stattfinden werde.

Zehntes Capitel.

Die Ordination im December.

Wer die Geschichte der ältesten Päpste gelesen hat, der wird bemerkt haben, daß fast von allen ohne Ausnahme berichtet wird, sie hätten Ordinationen im Monat December gehalten und so und so viele Priester und Diakonen, so und so viele Bischöfe für verschiedene Orte geweiht. Die Priester und Diakonen wurden für die Stadt Rom geweiht, die Bischöfe waren augenscheinlich für andere Diöcesen bestimmt. In spä-

terer Zeit waren die Quatempertage im December, welche nach dem Feste der h. Lucia bestimmt wurden, die Tage, an welchen der Papst seine Consistorien hielt, seine Cardinal-Priester und Cardinal-Diakonen ernannte und die Bischöfe aus allen Theilen der Welt präconisirte; und wiewohl diese Function jetzt nicht mit der Ordinationszeit zusammenfällt, so findet sie noch fortwährend hauptsächlich zu demselben Zwecke statt.

Von Marcellinus, in dessen Pontificat unsere Geschichte fällt, wird berichtet, er habe zwei Ordinationen im December gehalten, natürlich in verschiedenen Jahren. Eine derselben ist die, welche wir eben als bevorstehend erwähnt haben.

Fulvius' erste Frage war, wo die Feierlichkeit stattfinde. Die Antwort darauf wird gewiß für den christlichen Alterthumsforscher von Interesse sein, und unsere Kenntniß der alten römischen Kirche wäre auch nicht vollständig, wenn wir nicht den merkwürdigen Ort kännten, wo Papst nach Papst predigte und die göttlichen Geheimnisse feierte und seine Concilien und die glorreichen Ordinationen hielt, welche nicht nur Bischöfe, sondern auch Martyrer aussandten, um andere Kirchen zu leiten, und welche einem h. Laurentius seine Diakonenwürde, und einem h. Novatus oder Timotheus seine priesterliche Würde gaben. Dort besuchte ein Polykarpus oder ein Irenäus den Nachfolger des h. Petrus, und von dort erhielten die Apostel ihre Sendung, welche unsern [englischen] König Lucius zum Glauben bekehrten.

Das Haus, welches die römischen Päpste bewohnten, und die Kirche, worin sie fungirten, bis Constantinus ihnen den Lateranensischen Palast und die Lateranensische Basilika überwies, — die Residenz und die Kathedrale der glorwürdigen Reihe der Martyrer-Päpste in den ersten dreihundert Jahren, kann kein unberühmter Ort sein. Und um bei der Aufsuchung desselben nicht von nationalen oder persönlichen Rücksichten mißleitet zu werden, wollen wir einen noch lebenden gelehrten Alterthumsforscher zum Führer nehmen, welcher bei der Untersuchung eines andern Gegenstandes nebenbei auch alle Data

zusammengestellt hat, die wir zur Beantwortung unserer Frage bedürfen.[1])

Das Haus der Eltern der Agnes lag, wie wir erwähnt haben, an dem Vicus Patricius, der patricischen Straße. Diese Straße hatte aber auch noch einen andern Namen: sie hieß auch die Straße der Cornelier, Vicus Corneliorum, weil die berühmte Familie dieses Namens an derselben wohnte. Der Centurio, welchen der h. Petrus bekehrte,[2]) gehörte zu dieser Familie, und vielleicht war er es, welcher den Apostel zu Rom bei dem Haupte seiner Familie, dem Cornelius Pudens, einführte. Dieser Senator heirathete die Claudia, eine vornehme britische Dame; und es ist merkwürdig, wie der unsaubere Dichter Martialis in seinem Hochzeitsgedichte auf diese beiden tugendhaften Brautleute mit den züchtigsten Dichtern wetteifert.

In ihrem Hause wohnte der h. Petrus, und sein Mitapostel, der h. Paulus, zählt sie auch unter seinen Freunden auf: „Eubulus und Pudens und Linus und Claudia und alle Brüder grüßen dich.“[3]) Aus diesem Hause also gingen die Bischöfe hervor, welche der Apostelfürst nach allen Richtungen hin aussandte, um den Glauben zu verbreiten und für den Glauben zu sterben. Nach dem Tode des Pudens ging das Haus in den Besitz seiner Kinder oder Enkel[4]) über. Er hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Die Letztern sind besser bekannt, weil ihre Namen in das Heiligen-Verzeichniß der Kirche aufgenommen, und weil zwei der berühmtesten Kirchen von Rom nach ihnen benannt sind, die der h. Praxedes und die der h. Pudentiana. Diese letztere Kirche, welche Alban Butler[5]) „die

[1]) Msgr. D. Bartolini in seiner 1852 zu Rom erschienenen Schrift „Sopra l'antichissimo altare di legno, rinchiuso nell' altare papale, etc.“ (Ueber den uralten hölzernen Altar, welcher in den päpstlichen Altar in der Lateranensischen Basilika eingeschlossen ist.)
[2]) Apg. 10.
[3]) 2 Tim. 4, 21.
[4]) Es wird ein zweiter oder jüngerer Pudens erwähnt.
[5]) In seinem Leben der Heiligen, zum 19. Mai.

älteste Kirche in der Welt nennt" liegt da, wo früher der Vicus Patricius und das Haus des Pudens war.

Wie in jeder andern Stadt, so wurde auch zu Rom ursprünglich das eucharistische Opfer nur an Einem Orte dargebracht und zwar von dem Bischofe. Selbst nachdem mehrere Kirchen errichtet worden waren, worin die Gläubigen zusammenkamen, wurde die Communion von dem Einen Altare durch Diakonen dorthin gebracht und durch die Priester ausgetheilt. Es war Papst Evaristus, der vierte Nachfolger des h. Petrus, welcher die Kirchen in Rom unter besonders interessanten Umständen vervielfältigte.

Dieser Papst traf nämlich eine zweifache Anordnung: erstens setzte er fest, es sollten fortan nur Altäre von Stein errichtet und dieselben sollten consecrirt werden; zweitens „vertheilte er die Titel", das heißt, er theilte Rom in Pfarreien und gab den Pfarrkirchen den Namen „Titel". Die Verbindung, in welcher diese beiden Anordnungen mit einander stehen, wird Jedem einleuchten, wenn er das achtundzwanzigste Capitel der Genesis liest. Dort heißt es, dem Jakob seien, während er mit einem Steine unter dem Kopfe schlief, Engel erschienen, und er habe dann zitternd gesprochen: „Wie furchtbar ist dieser Ort! Hier ist nichts Anderes, als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels." Und weiter heißt es: „Und Jakob erhob sich am Morgen und nahm den Stein... und richtete ihn auf als Mal (titulus), und goß Oel oben darauf." [1])

Die Kirche oder das Oratorium, wo die heiligen Geheimnisse gefeiert wurden, war gewiß für den Christen „das Haus Gottes", und der darin errichtete steinerne Altar wurde durch Aufgießen von Oel consecrirt — wie noch immer geschieht, denn das ganze Gesetz des Evaristus bleibt noch in voller Kraft — und wurde so ein Titulus, ein Monument oder Mal. [2])

[1]) 1 Moys. 28, 17. 28.

[2]) Die Bedeutung von Titulus bei den Classikern braucht hier nicht erörtert zu werden.

Dieser Bericht meldet uns also zwei interessante Thatsachen: einmal, daß es bis dahin in Rom nur Eine Kirche mit Einem Altar gab, und es ist nie bezweifelt worden, daß dieses die Kirche war, welche später St. Pudentiana genannt wurde und noch so heißt; — dann, daß der Eine Altar, der bis dahin existirte, nicht von Stein war. Es war der hölzerne Altar, den der h. Petrus gebraucht hatte und der in jener Kirche aufbewahrt wurde, bis ihn der h. Sylvester nach der Lateranensischen Basilika bringen ließ, wo er der Hochaltar ist.[1]) Wir folgern weiter, daß das Gesetz des Evaristus keine rückwirkende Kraft hatte und daß der hölzerne Altar der Päpste in jener Kirche blieb, wo er zuerst errichtet worden, wenn er auch von Zeit zu Zeit anders wohin gebracht und dort gebraucht werden mochte.

Die Kirche an dem Vicus Patricius also, welche vor der Errichtung der „Titel" existirte, war selbst kein Titel; sie blieb die bischöfliche oder vielmehr die päpstliche Kirche von Rom. Das Pontificat des h. Pius I. (142—157) bildet aus zwei Gründen eine interessante Periode in ihrer Geschichte.

Erstens fügte dieser Papst der Kirche, ohne ihren Charakter zu ändern, ein Oratorium bei, welches er zu einem Titel machte;[2]) da er denselben seinem Bruder Pastor übertrug, so wurde er Titulus Pastoris genannt, und das mit dieser Kirche verbundene Cardinalat hatte lange diesen Namen. Das zeigt, daß die Kirche selbst mehr als ein Titel war.

Zweitens kam unter diesem Papste der heilige und gelehrte Apologet Justinus zum zweiten Male nach Rom und erlitt dort das Martyrthum. Die Vergleichung seiner Schriften mit

[1]) Nur der Papst oder ein Cardinal, der durch eine eigene Bulle dazu ermächtigt ist, darf an diesem Altare Messe lesen. Er ist in der letzten Zeit prächtig verziert worden. In St. Pudentiana hat man immer ein Brett von dem hölzernen Altare in dem Altare des h. Petrus aufbewahrt. Es ist unlängst mit dem Holze des Altars im Lateran verglichen worden und es hat sich gefunden, daß es ganz dasselbe Holz ist.

[2]) Dieses Oratorium lag da, wo sich jetzt die Caetanische Kapelle befindet.

den Acten seines Marthyriums [1]) gibt uns einige interessante Aufschlüsse über den christlichen Cultus zur Zeit einer Verfolgung.

„An welchem Orte kommen die Christen zusammen?“ wird er von dem Richter gefragt.

„Meinst du“, antwortet er, „wir kämen Alle an Einem Orte zusammen? Keineswegs.“ Als er aber weiter gefragt wird, wo er wohne und wo er mit seinen Schülern zusammen komme, da antwortet er: „Ich habe bis jetzt in der Nähe des Hauses eines gewissen Martinus gewohnt, in dem Bade, welches das Timotinische heißt. Ich bin jetzt zum zweiten Male in Rom, und ich kenne keinen andern Ort, als den, welchen ich genannt habe.“ Die Timotinischen oder Timotheanischen Bäder waren aber ein Theil des Hauses der Familie des Pudens, — dieselben, bei welchen, wie wir erwähnt haben, eines Morgens ganz früh Fulvius und Corvinus sich trafen. Novatus und Timotheus waren die Brüder der heiligen Jungfrauen Praxedes und Pudentiana; darum hatten die Bäder den Namen Novatianische oder Timotinische, da sie nach einander im Besitze beider Brüder waren.

Der h. Justinus hatte also dort seine Wohnung und wohnte dort, da er keinen andern Ort in Rom kannte, dem Gottesdienste bei, was auch schon die Regeln der Gastfreundschaft mit sich brachten. Nun spricht er aber in seiner Apologie, wo er die christliche Liturgie beschreibt, und zwar natürlich so beschreibt, wie er sie gesehen hatte, von dem fungirenden Priester in Ausdrücken, welche denselben hinlänglich als den Bischof oder Oberhirten der Stadt kennzeichnen; er gibt ihm nämlich nicht nur einen Titel, welchen im Alterthum die Bischöfe führten, [2]) sondern er bezeichnet ihn auch als denjenigen, welcher die Sorge für die Wittwen und Waisen habe, welcher die Kranken, die Armen, die Gefangenen und die Fremden, welche als Gäste kämen, unterstütze, welcher „mit Einem

[1]) In der Mauriner Ausgabe seiner Werke und bei Ruinart, T. 1.

[2]) Ὁ προεστώς, praepositus, Vorsteher; (vgl. Hebr. 13, 17). Mit demselben griechischen Worte bezeichnet Eusebius (h. e. 5, 24) den Papst Victor: ὁ τῶν Ῥωμαίων προεστὼς Βίκτωρ.

Worte für alle Bedürftige zu sorgen sich bestrebe"; das konnte nur der Bischof oder der Papst selbst sein.

Es ist weiter zu bemerken, daß von dem h. Pius erzählt wird, er habe einen Taufbrunnen in dieser Kirche eingerichtet, was ein weiteres Vorrecht der Kathedrale war und später mit dem päpstlichen Altare nach dem Lateran übertragen wurde. Es wird erzählt, der heilige Papst Stephanus habe im Jahre 257 den Tribun Nemesius und seine Familie mit vielen Andern im Titel des Pastor getauft.[1]) Ebendaselbst vertheilte der heilige Diakon Laurentius die kostbaren Geräthe der Kirche unter die Armen.

Mit der Zeit ist der Name „Titel des Pastor" mit einem andern: „Titel von St. Pudentiana", vertauscht worden.[2]) Aber der Ort ist der nämliche und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kirche St. Pudentiana während der ersten drei Jahrhunderte die bescheidene Kathedrale von Rom war.

Zu diesem Orte also hatte Torquatus mit Widerstreben versprochen, den Fulvius hinzuführen, daß er der December-Ordination beiwohnen könnte.

Wir finden in Grabschriften sowohl, wie in Martyrologien und bei den Kirchengeschichtschreibern viele Spuren von allen Weihen, welche die katholische Kirche noch jetzt ertheilt. Die Inschriften erwähnen vielleicht öfterer, als manche andere Weihen, die der Lectoren oder Vorleser und die der Exorcisten. Wir wollen ein interessantes Beispiel von beiden anführen. Von einem Lector:

CINNAMIVS OPAS LECTOR TITVLI FASCIOLE AMICVS PAVPERVM QVI VIXIT ANN. XLVI. MENS. VII. D. VIII. DEPOSIT IN PACE X. KAL. MART.[3])

[1]) Der gelehrte Bianchini spricht die gar nicht unwahrscheinliche Vermuthung aus, die „Station" am Ostersonntage sei darum nicht im Lateran, der Kathedrale, auch nicht in St. Peter, wo der Papst fungirt, — wiewohl man erwarten sollte, daß die Station in einer dieser beiden Kirchen sein würde — sondern in der Liberianischen Basilika, weil an diesem Tage in St. Pudentiana getauft wurde, welche Kirche von jener Basilika nur einen Steinwurf weit entfernt ist.

[2]) Cardinal Wiseman selbst ist gegenwärtig der Cardinal-Priester vom Titel St. Pudentiana. D. Uebers.

[3]) „Cinnamius Opas, Lector vom Titel der Fasciola [jetzt der hh.

Von einem Exorcisten:

MACEDONIVS
EXORCISTA DE KATOLICA. [1])

Darin war die frühere Praxis von der jetzigen verschieden, daß früher eine niedere Weihe nicht nothwendig eine Vorstufe einer andern, höhern war, sondern daß oft Personen ihr ganzes Leben lang in einer dieser niedern Weihen blieben. Darum wurden diese nicht so oft, und wahrscheinlich auch nicht öffentlich mit den höhern Weihen ertheilt.

Torquatus hatte sich das nothwendige Losungswort verschafft und trat mit Fulvius ein, welcher bald zeigte, daß er schon darin geübt war, sich gerade so zu benehmen, wie die, in deren Mitte er sich befand. Die Versammlung war nicht groß. Sie wurde in einer Halle des Hauses gehalten, welche in eine Kirche oder ein Oratorium verwandelt war. Die meisten Anwesenden waren Geistliche oder Solche, welche die Weihen empfangen sollten. Unter diesen befanden sich auch die gleichzeitig mit Torquatus bekehrten Zwillingsbrüder Marcus und Marcellianus, welche zu Diakonen geweiht wurden, und ihr Vater Tranquillinus, welcher die Priesterweihe empfing. Fulvius prägte sich ihre Gesichtszüge und ihre Gestalt wohl ein; noch sorgfältiger merkte er sich die dort versammelten ausgezeichnetsten Geistlichen von Rom. Auf Einem Manne aber haftete mehr als auf allen Andern sein scharfes Auge; er studirte jede seiner Bewegungen, sein Aussehen, seine Stimme und seine Züge. Es war dieses der Papst, welcher die erhabene Ceremonie vornahm.

Marcellinus hatte die Kirche bereits sechs Jahre regiert und war ein ehrwürdiger Greis. Sein freundliches und mildes Antlitz schien kaum die Stärke zu verrathen, welche das Martyrthum verlangt und welche er bei seinem Tode für Christus bewies. In diesen Tagen wurden alle äußern Aus-

Nereus und Achilleus], der Freund der Armen; er lebte 46 Jahre 7 Monate und 8 Tage. Beigesetzt in Frieden am 10. Tage vor dem 1. März." Die Inschrift ist vom Cömeterium des h. Paulus.

[1]) „Macedonius, Exorcist der katholischen Kirche." Vom Cömeterium der hh. Thraso und Saturninus auf der Salarianischen Straße.

zeichnungen vermieden, welche den obersten Hirten den Wölfen hätten verrathen können. Der Priester trug die gewöhnliche einfache Kleidung anständiger Männer; aber wenn er am Altare fungirte, wurde ohne Zweifel ein besonderes Gewand, woraus später die weite Casel entstanden ist, über die gewöhnliche Kleidung geworfen; der Bischof trug außerdem eine Krone oder Infula, woraus später die Mitra entstand; und in der Hand hielt er den Stab, das Emblem seines Hirtenamtes und seiner Auctorität.

Der Papst stand mit dem Gesichte der Versammlung zugewandt an dem Altare des h. Petrus, welcher sich zwischen ihm und dem Volke befand. Der morgenländische Spion heftete auf ihn seine schärfsten Blicke; er besah ihn auf's Genaueste, maß mit dem Auge seine Größe, merkte sich die Farbe seines Haares und Gesichtes, beobachtete jede Bewegung seines Kopfes, seinen Gang, seine Stimme, beinahe sein Athemholen, — und endlich sprach er zu sich selbst: „Wenn er sich sehen läßt, und mag er sich verkleiden, wie er will, — er ist mein; und ich weiß, wie viel er werth ist.“

Elftes Capitel.

Die Jungfrauen.

PRIE IVN PAVSA
BET PRAETIOSA
ANNORVM PVLLA
VIRGO XII TANTVM
ANCILLA DEI ET XPI
FL . VINCENTIO ET
FRAVITO . VC · CONSS [1])

[1]) Pridie (Kal.) Jun. pausavit Praetiosa, annorum puella virgo XII tantum, ancilla Dei et Christi, Fl. Vincentio et Fravito, viro consulari, consulibus. „Am Tage vor dem ersten Juni verschied Prätiosa, eine Jungfrau von nur 12 Jahren, die Dienerin Gottes

Wenn der gelehrte Thomassin diese kürzlich gefundene Inschrift gekannt hätte, als er mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit nachwies, daß in der alten Kirche das Gelübde der Jungfräulichkeit in einem Alter von zwölf Jahren abgelegt werden konnte,[1]) so würde er sie gewiß citirt haben. Denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Mädchen, welches „eine Jungfrau von nur zwölf Jahren, eine Dienerin Gottes und Christi" war, sich als Jungfrau Gott geweiht hatte; sonst wäre ja, je zarter ihr Alter war, um so weniger auffallend ihre Jungfräulichkeit gewesen.

Wiewohl aber die Kirche gestattete, daß Jungfrauen in diesem Alter, in welchem nach römischem Gesetze auch die Verheirathung zulässig war, sich in dieser Weise Gott weihten, so verschob sie doch die feierlichere Weihe, wobei der Bischof (gewöhnlich am Ostersonntag) den Schleier der Jungfräulichkeit überreichte, bis zu einem reifern Alter. Jener erste Act bestand wahrscheinlich in nichts Anderm, als daß die Jungfrau aus den Händen von Verwandten ein einfaches schwarzes Gewand empfing. Wenn aber eine Gefahr drohte, so gestattete die Kirche, daß die feierliche Weihe der Jungfrauen um viele Jahre früher stattfand, um durch ihren feierlichen Segen die Bräute Christi in ihrem heiligen Vorsatze zu stärken.[2])

Eine Verfolgung der schrecklichsten Art stand jetzt bevor, von der zu fürchten war, daß sie auch die zartesten Lämmer der Heerde nicht verschonen würde; und es war nicht zu verwundern, daß diejenigen, welche sich im Herzen dem Lamme als Seine keuschen Bräute für immer verlobt hatten, vor dem Tode zu Seinem Hochzeitsmahle einzugehen wünschten; sie sehnten sich, die ganz aufgeblühte Lilie um die Palme gewunden zu tragen, falls die letztere ihr Antheil werden sollte.

und Christi, unter dem Consulat des Flavius Vincentius und des Consularis Fravitus." Die Inschrift ist vom Cömeterium des Kallistus.

[1]) Vetus et nova Ecclesiae disciplina circa beneficia (Lucca 1727). P. 1. l. 3.

[2]) Thomass. l. c. p. 792.

Agnes hatte schon als Kind diesen heiligsten Stand gewählt. Die übermenschliche Weisheit, welche sie stets in ihren Worten und Handlungen an den Tag gelegt hatte und welche sich bei ihr so anmuthig mit der Einfalt eines unschuldigen und arglosen Kindes vereinigte, machte sie trotz ihrer Jugend jeder Begünstigung würdig, welche überhaupt Herzen, die sich nach ihrer keuschen Hochzeitsstunde sehnten, bewilligt werden konnte. Sie ergriff mit Freuden den Anspruch, welchen ihr die drohende Gefahr auf eine mehr als gewöhnliche Milderung des Gesetzes verlieh, wodurch sonst noch die Erfüllung ihres Wunsches um mehr als zehn Jahre hinausgeschoben sein würde. Eine zweite Postulantin schloß sich an sie an.

Wir können uns leicht denken, daß seit Agnes' erstem Zusammentreffen mit Syra, welches wir geschildert haben, eine heilige Freundschaft zwischen Beiden immer inniger wurde. Agnes' Liebe zu Syra wurde durch all das Rühmliche verstärkt, was ihr Fabiola von ihrer Lieblings-Sklavin erzählte.

Diese und die bescheidenern Berichte der Sklavin selbst überzeugten sie, daß sie das Werk, welchem dieselbe sich geweiht hatte, die Bekehrung ihrer Gebieterin, ganz ihren Händen überlassen dürfe; es gedieh offenbar, Dank der Klugheit und Liebe, womit es gefördert wurde. Agnes begnügte sich daher bei ihren häufigen Besuchen bei Fabiola damit, zu bewundern und zu billigen, was ihre Nichte ihr von Syra's Reden erzählte, vermied aber sorgsam jeden Ausdruck, welcher den Verdacht eines gegenseitigen Einverständnisses zwischen ihr und Syra hätte erregen können.

Beim Tode des Fabius hatten Syra als Sklavin und Agnes als Verwandte Trauerkleidung angelegt; so konnte also keine Veränderung der Kleidung die Tochter des Verstorbenen zu dem Argwohn veranlassen, daß die Beiden irgend einen heimlichen oder gemeinsamen Schritt gethan hätten. Insofern konnten sie ohne Bedenken darum bitten, jetzt gleich zu der feierlichern Weihe zur ewigen Jungfräulichkeit zugelassen zu werden. Ihre Bitte wurde bewilligt; die Sache wurde aber aus naheliegenden Gründen sorgfältig geheim gehalten. Erst einen oder zwei

Tage vor dem glücklichen Tage ihrer geistigen Hochzeit sagte Syra ihrer blinden Freundin davon, als von einem großen Geheimniß.

„So", sagte diese, sich unwillig anstellend, „alles Gute behältst du also für dich? Ist das liebevoll?"

„Mein liebes Kind", sagte Syra, sie beschwichtigend, „sei nicht böse, die Sache mußte ganz geheim gehalten werden."

„Darum werde ich auch wohl nicht einmal zugegen sein dürfen?"

„O ja, Cäcilia, gewiß darfst du zugegen sein und zusehen, so viel du kannst", antwortete Syra lachend.

„Kümmere dich nicht um mein Sehen. Aber sag' mir, wie wirst du gekleidet sein? Und was hast du vorher zu thuen?"

Syra gab ihr eine genaue Beschreibung des Kleides und des Schleiers, ihrer Farbe und ihrer Form.

„Wie schön!" sagte sie. „Und was mußt du dabei thuen?"

Die Andere ergötzte sich an Cäcilia's ungewöhnlicher Neugierde und beschrieb ihr ganz genau das kurze Ceremoniell.

„So, nun noch eine Frage", fuhr das blinde Mädchen fort. „Wann und wo soll all dieses stattfinden? Du sagst ja, ich dürfe hinkommen; ich muß also die Zeit und den Ort wissen."

Syra sagte ihr, die Feierlichkeit solle im Titel des Pastor beim Anbruch des dritten Tages stattfinden. „Aber was hat dich so neugierig gemacht, Kind? Ich habe dich nie zuvor so gesehen; ich fürchte, du wirst ganz weltlich."

„Das geht dich nichts an", antwortete Cäcilia. „Wenn andere Leute ihre Sachen vor mir geheim halten, dann sehe ich nicht ein, warum ich nicht auch einmal etwas geheim halten soll."

Syra lachte über ihren erkünstelten Eigensinn; denn sie kannte recht gut die demüthige Herzenseinfalt des armen Kindes. Sie umarmten sich herzlich und trennten sich. Cäcilia ging geraden Weges zu der guten Lucina; sie wurde in ihrem, wie in allen Häusern gern gesehen. Sie war aber nicht sobald in das Gemach der frommen Matrone getreten, als sie

auf dieselbe zueilte, sich ihr an die Brust warf und in Thränen ausbrach. Lucina tröstete und liebkoste sie, und es gelang ihr bald, sie zu beruhigen. Nach einigen Minuten war sie wieder heiter und munter, und in ein Gespräch mit der freundlichen Dame vertieft, welches augenscheinlich ein ihr sehr angenehmes Geheimniß betraf. Als sie wegging, war sie im höchsten Grade vergnügt. Sie ging zum Hause der Agnes in das Hospital, wo der Priester Dionysius wohnte. Sie fand ihn zu Hause, und sich vor ihm auf die Kniee werfend, sprach sie so eindringlich zu ihm, daß er bis zu Thränen gerührt wurde und sie mit gütigen Worten tröstete. Das Te Deum war damals noch nicht verfaßt; aber etwas ihm Aehnliches erklang in dem Herzen des blinden Mädchens, als es seine demüthige Wohnung aufsuchte.

Der glückliche Morgen kam endlich. Vor Tagesanbruch waren die heiligen Mysterien gefeiert worden und die Gläubigen hatten sich zerstreut. Nur diejenigen blieben zurück, welche an der besondern Feierlichkeit theilzunehmen hatten, oder welche eingeladen waren, dabei zugegen zu sein. Es waren dieses Lucina und ihr Sohn, die bejahrten Eltern der Agnes und Sebastianus; aber Syra sah sich vergebens nach ihrer blinden Freundin um; sie hatte sich augenscheinlich mit den andern Gläubigen entfernt, und Syra fürchtete, sie bei ihrer letzten Unterredung verletzt zu haben.

Es herrschte in der Halle noch das Zwielicht eines Wintermorgens, wiewohl der glühende Osten draußen einen hellen Decembertag verkündete. Auf dem Altare brannten große, wohlriechende Kerzen und um ihn herum goldene und silberne Lampen von großem Werthe, die ein sanftes Licht verbreiteten. Vor dem Altare stand der Stuhl, der nicht weniger ehrwürdig war, als der Altar selbst, — derselbe, welcher jetzt im Vatican aufbewahrt wird, der Stuhl des heiligen Petrus. Auf diesem saß der ehrwürdige Papst, mit dem Stabe in der Hand und mit der Krone auf dem Haupte, und um ihn herum standen seine Diener, kaum minder ehrwürdig, als er selbst.

Aus dem Hintergrunde der Kapelle vernahm man jetzt süße Stimmen, gleich Engelstimmen, die in sanften Tönen einen Hymnus sangen, welcher dieselben Gefühle ausdrückte, die bald nachher in den Hymnus „Jesu, corona virginum" — „Jesu, der Jungfrauen Krone" — eingekleidet wurden. Darauf trat in das Licht des Heiligthums der Zug der schon geweihten Jungfrauen hervor, geführt von den Priestern und Diakonen, unter deren Leitung sie standen. In ihrer Mitte sah man Zwei in schneeweißen Kleidern, welche unter den schwarzen Gewändern der Andern nur noch heller schienen. Es waren die beiden Postulantinnen, welche, während die Andern sich zu beiden Seiten in einer Reihe aufstellten, von je zwei schon geweihten Jungfrauen zu den Stufen des Altars geführt wurden, wo sie zu den Füßen des Papstes niederknieten. Ihre Brautjungfern oder Pathen standen neben ihnen.

Beide wurden feierlich gefragt, was sie begehrten, und sprachen ihren Wunsch aus, den Schleier zu empfangen und dessen Pflichten zu üben unter der Leitung ihrer Pathinnen.

Schon vor dieser Zeit hatten geweihte Jungfrauen angefangen in Gemeinschaft zu leben; indeß fuhren auch viele fort, in ihrem Hause zu wohnen, und zur Zeit der Verfolgung hatte das Zusammenleben auch große Schwierigkeiten. In der Kirche aber hatten die geweihten Jungfrauen einen besondern Platz, und sie kamen auch oft zu besondern Unterweisungen und Andachtsübungen zusammen.

Der Papst redete die jungen Aspirantinnen in beredten und herzlichen Worten an. Er sprach davon, ein wie erhabener Beruf es sei, auf Erden das Leben der Engel zu führen, die „weder heirathen, noch verheirathet werden",[1]) — den nämlichen keuschen Pfad zum Himmel zu wandeln, den das fleischgewordene Wort für Seine Mutter gewählt, — und dort angelangt, in die reinen Reihen der auserlesenen Schaar aufgenommen zu werden, welche dem Lamme folgt, wohin Es geht.[2]) Er erörtete die Lehre des h. Paulus im Korinthier-Briefe

[1]) Matth. 22, 30.
[2]) Apok. 14, 4.

von der Erhabenheit der Jungfräulichkeit über jeden andern Stand, und er schilderte lebhaft, was für ein Glück es sei, keine andere Liebe auf Erden zu haben, als die Eine, welche statt zu welken, zur Unsterblichkeit erblühe im Himmel; denn die ewige Seligkeit, bemerkte er, sei nur die aufgeblühte Blume, welche die göttliche Liebe auf Erden trage.

Nach dieser kurzen Anrede und einer Prüfung der Bewerberinnen um diese große Ehre, segnete der Papst die verschiedenen Stücke ihrer Kleidung, und zwar unter Gebeten, welche wahrscheinlich mit den noch jetzt gebräuchlichen fast gleichlautend waren. Die Kleider wurden ihnen dann von ihren Pathinnen angelegt. Die neuen Ordensschwestern legten dann den Kopf auf den Altar zum Zeichen ihrer Selbstaufopferung; das Haar wurde im Abendlande nicht, wie im Morgenlande, abgeschnitten. Ein Blumenkranz wurde dann einer Jeden auf's Haupt gesetzt; denn obschon es Winter war, so waren doch auf Fabiola's gut geschützter Terrasse prächtige und duftende Blumen zu finden gewesen.

Alles schien beendigt zu sein, und Agnes kniete regungslos vor den Stufen des Altares, in einer ihrer Verzückungen, starr nach oben blickend, während Syra mit gebeugtem Haupte neben ihr kniete, von Demuth und von Staunen darüber ganz durchdrungen, daß sie so großer Gnade würdig erachtet worden sei. Beide waren in ihr Dankgebet so vertieft, daß sie nicht bemerkten, wie eine Bewegung in der Versammlung entstand, als hätte sich etwas Unerwartetes ereignet.

Sie wurden aus ihrem Nachsinnen geweckt, als der Papst die Frage wiederholte: „Meine Tochter, was begehrst du?" Aber noch ehe sie sich umsehen konnten, fühlten sie sich Beide bei der Hand ergriffen und hörten sie eine Beiden theuere Stimme antworten: „Heiliger Vater, den Schleier begehre ich, um Jesus Christus geweiht zu werden, meiner einzigen Liebe auf Erden, unter der Obhut dieser beiden heiligen Jungfrauen, welche schon Seine glücklichen Bräute sind."

Sie waren außer sich vor Freude: es war die arme blinde Cäcilia. Als sie von dem Glücke hörte, welches Syra bevor-



stand, war sie, wie wir gesehen haben, zu der guten Lucina geeilt, welche sie bald mit der Versicherung tröstete, es lasse sich wohl möglich machen, daß ihr ein ähnliches Glück zu Theil werde. Sie versprach, ihr alles dazu Nöthige zu geben; nur bestand Cäcilia darauf, ihr Kleid müsse rauh und ärmlich sein, wie es sich für eine arme Bettlerin passe. Der Priester Dionysius trug ihre Bitte dem Papste vor und erwirkte die Bewilligung derselben; und da sie ihre beiden Freundinnen zu Pathinnen zu haben wünschte, so wurde abgesprochen, daß er sie nach der Consecration Beider zum Altare führen solle. Cäcilia hielt dies aber ganz geheim.

Der Segen war gesprochen und das Kleid und der Schleier ihr angelegt; man fragte, ob sie keinen Blumenkranz mitgebracht habe. Schüchtern zog sie aus ihrem Kleide den Kranz hervor, den sie mitgebracht hatte, — es war ein nackter Dornzweig, der zusammengeflochten war. Sie reichte ihn hin mit den Worten:

„Ich habe meinem Bräutigam keine Blumen zu bieten; auch Er hat keinen Blumenkranz für mich getragen. Ich bin nur ein armes Mädchen; aber glaubet ihr, es würde meinen Herrn beleidigen, wenn ich Ihn um die Krone bitte, die Er selbst getragen hat? Blumen bedeuten auch Tugenden bei denen, die sie tragen; mein unfruchtbares Herz aber hat nichts Besseres hervorgebracht, als diese Dornen."

Sie sah nicht mit ihren blinden Augen, wie ihre beiden Freundinnen ihre Kränze abnahmen, um sie ihr aufzusetzen; aber ein Wink des Papstes gebot ihnen, es zu unterlassen, und während den Umstehenden die Thränen in die Augen traten, stand sie, ganz Freude, in ihrem Dornenkranze da, — ein lebendiges Symbol dessen, was die Kirche allezeit gelehrt hat: daß die Königin unter den Tugenden die Unschuld mit dem Kranze der Buße ist.

Zwölftes Capitel.

Die Nomentanische Villa.

Die Nomentanische Straße führt von Rom nach Osten; zwischen ihr und der Salarianischen ist eine tiefe Schlucht; jenseit derselben neben der Nomentanischen Straße zieht sich ein lieblicher wellenförmiger Landstrich hin. Mitten darauf liegt ein pittoresker runder Tempel und in der Nähe eine schöne Basilika, der h. Agnes geweiht. Dort lag die Villa, welche ihr gehörte, etwa anderthalb Meilen von der Stadt entfernt. Es war abgesprochen, daß die zwei, oder jetzt die drei neugeweihten Jungfrauen sich dorthin begeben sollten, um den Tag in Zurückgezogenheit und stiller Freude zu verleben. Sie hatten vielleicht nur noch wenige solcher Tage zu hoffen.

Wir brauchen von diesem Landsitze nichts weiter zu sagen, als daß Alles dort Zufriedenheit und Glück athmete. Es war einer der schönen Tage, wie sie in einem römischen Winter vorkommen. Die felsigen Apenninen waren dünn mit Schnee bestreut, die Luft hell, der Sonnenschein warm, der Himmel wolkenlos. Einige feine graue Rauchwölkchen, die aus den Hütten aufstiegen, und die blätterlosen Weinstöcke waren das Einzige, was an den December erinnerte. Alle lebendigen Wesen schienen die sanfte Gebieterin des Ortes zu kennen und zu lieben. Die Tauben kamen und flogen ihr auf die Schulter oder auf die Hand; die Lämmer in den Hürden hüpften und liefen auf sie zu, sobald sie nahe kam, und fraßen die grünen duftigen Kräuter, die sie ihnen brachte, mit augenscheinlichem Behagen; keiner aber erkannte ihre milde Herrschaft so willig an, wie der alte Molossus, der große Haushund. Neben dem Thore angekettet, war er so grimmig, daß nur einige Diener ihm nahe zu kommen wagten. Sobald aber Agnes nahe kam, legte er sich nieder und wedelte mit dem buschigen Schweife und winselte, bis er losgebunden wurde; denn jetzt durfte ein Kind ihm nahen. Er verließ nun die Seite seiner Herrin keinen Augenblick, er folgte ihr wie ein

Lamm; und wenn sie sich niedersetzte, legte er sich zu ihren Füßen, sah sie an und freute sich, wenn ihre zarte Hand seinen großen Kopf streichelte.

Es war ein wahrer Tag des Friedens: bald still und ruhig, sanft und lieblich, — wenn die Drei von dem Glück dieses Morgens sprachen, und von dem glücklichern Morgen, dessen Unterpfand dieser Morgen war, über dem hellen Blau des Himmelsgewölbes, — bald fröhlich und heiter, wenn die Beiden Cäcilia wegen des Streiches zu Rede stellten, den sie ihnen gespielt. Und sie lachte heiter, wie immer, und sagte, sie habe noch einen schönern Streich vor, sie wolle ihnen zuvorkommen, wenn jener zweite Morgen anbreche, denn dann wolle sie nicht wieder die Letzte, sondern die Erste sein.

Mittlerweile war Fabiola auf die Villa gekommen, um Agnes zum ersten Male nach dem Tode ihres Vaters zu besuchen und ihr für ihre liebevolle Theilnahme zu danken. Sie blieb aber plötzlich stehen, als sie in die Nähe des Ortes kam, wo die glückliche Gruppe versammelt war. Denn als sie die Beiden, welche den äußerlichen Glanz des Himmels sehen konnten, über die Dritte hingebeugt erblickte, welche allen Glanz des Himmels in ihrer Seele zu haben schien, da erkannte sie in dieser Scene die Erfüllung ihres Traumes. Sie mochte nicht unvermuthet bei den Dreien erscheinen, sie wünschte auch Agnes allein zu finden und nicht in der Gesellschaft ihrer eigenen Sklavin und eines armen blinden Mädchens; sie ging darum zurück, ehe sie bemerkt worden war, und begab sich in einen andern Theil des Gartens. Aber die Frage drängte sich ihr unwillkürlich auf, warum sie selbst nicht heiter und glücklich sein könne, wie die Drei, warum ein Abgrund sei zwischen ihr und ihnen.

Aber der Tag sollte nicht ohne Wolken vergehen, — wäre er ja doch sonst zu selig gewesen für diese Erde! Außer Fabiola war noch Jemand von Rom gekommen, um der Agnes einen minder willkommenen Besuch abzustatten. Es war Fulvius, der die Versicherung des Fabius nicht vergessen hatte, sein bezauberndes Wesen und seine glänzenden Schmucksachen

hätten der Agnes den schwachen Kopf verdreht. Er hatte gewartet, bis die ersten Tage der Trauerzeit vorüber waren; auch hatte er einige Scheu vor dem Hause, wo er einmal eine so unfreundliche Aufnahme gefunden hatte, oder vielmehr aus dem er einmal so kurzer Hand war hinausgeworfen worden; als er darum erfuhr, daß Agnes zum ersten Male ohne ihre Eltern und ohne alle männliche Begleitung sich nach ihrem Landhause vor der Stadt begeben habe, so schien ihm das eine gute Gelegenheit zu sein, seine Bewerbungen fortzusetzen. Er ritt aus dem Nomentanischen Thore und kam bald vor der Villa an. Er stieg ab, sagte, er habe über wichtige Angelegenheiten mit Agnes zu reden, und wurde nach einigem Bedenken vom Pförtner eingelassen. Man wies ihn in eine Allee, an deren Ende er sie finden werde. Die Sonne hatte sich geneigt; die beiden Andern waren etwas weiter gegangen, und Agnes saß allein an einem schönen, sonnigen Plätzchen mit dem alten Molossus zu ihren Füßen. Ein leises Knurren des Hundes — eine Seltenheit, wenn er bei ihr war — veranlaßte sie, von den Winterblumen, welche die Andern gesammelt hatten und welche sie zu einem Kranze wand, aufzublicken. Sie hob den Finger auf und unterdrückte damit die Aeußerung des instinctmäßigen Mißfallens, welches Molossus an dem Fremden empfand.

Fulvius kam mit achtungsvoller Miene näher, aber dabei freier und vertraulicher, als gewöhnlich, wie Einer, der der Erfüllung seines Begehrens schon gewiß ist.

„Ich bin gekommen, edele Agnes", sagte er, „dir den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung zu wiederholen; und ich hätte keinen bessern Tag zu wählen vermocht; denn einen hellern und schönern Tag hätte uns kaum die Sommersonne bereiten können."

„Wohl ist der Tag schön und hell für mich gewesen", antwortete Agnes, in Gedanken in die Scene des Morgens zurückversetzt, „und keine Sonne hat mir je in meinem Leben einen schönern bereitet, — nur Einen schönern Tag kann sie mir bereiten."

Fulvius fühlte sich geschmeichelt, da er die Worte auf seine Anwesenheit bezog. Er fuhr fort: „Du meinst ohne Zweifel den Tag deiner Verehelichung mit Einem, der vielleicht dein Herz gewonnen hat?"

„Das ist in der That geschehen", antwortete sie wie verzückt; „und heute ist Sein herrlicher Tag."

„Hast du denn diesen bekränzten Schleier zur Vorbereitung auf diese glückliche Stunde angelegt?"

„Ja, er ist das Zeichen, welches mein Geliebter über mein Angesicht gelegt hat, daß ich keinen andern Liebhaber anerkenne, als Ihn." [1])

„Und wer ist der Glückliche? — Ich hegte einige Hoffnung, und ich will sie auch jetzt noch nicht ganz aufgeben, daß ich einen Platz in deinen Gedanken, vielleicht in deinem Herzen besäße."

Agnes schien seine Worte kaum zu hören. Sie zeigte in ihren Blicken und in ihrem Benehmen keine Schüchternheit oder Furchtsamkeit, nicht einmal Verlegenheit.

„So makellos ihr Kleid so rein ihr Inn'res war,
„Sie kannte keine Sünde, drum schreckte sie keine Gefahr."

Ihr kindliches Antlitz blieb heiter, offen und arglos; ihre sanft strahlenden Augen sahen Fulvius gerade in's Gesicht, mit einer so unschuldigen Einfalt, daß er fast vor ihr zu Boden sank. Dann stand sie auf und sagte mit anmuthiger Würde: „Milch und Honig quollen von Seinen Lippen, als das Blut von Seiner zerschlagenen Wange auf die meinige floß." [2])

„Sie ist wahnsinnig", fing Fulvius gerade zu denken an; da fühlte er sich von Staunen und Ehrfurcht überwältigt durch den begeisterten Ausdruck ihres Gesichtes und den hellen Glanz ihrer Augen, mit welchen sie auf irgend etwas nur für sie Sichtbares hinzublicken schien. Aber in einem Augenblicke

[1]) Posuit signum in faciem meam, ut nullum praeter eum amatorem admittam. Officium der h. Agnes.

[2]) Mel et lac ex ejus ore suscepi et sanguis ejus ornavit genas meas. Ebend.

kam sie wieder zu sich, und er faßte wieder Muth und entschloß sich, seine Bitte vorzutragen.

„Agnes", sagte er, „du verspottest Einen, der dich aufrichtig bewundert und liebt. Ich weiß aus der besten Quelle, — ja, aus der besten Quelle, von einem gemeinsamen Freunde, der jetzt hingeschieden ist, — daß du günstig von mir gedacht und dich geäußert hast, du verschmähtest meine Bewerbungen um deine Hand nicht. Ich bitte dich also jetzt ernstlich und inständig um deine Hand. Meine Bewerbung mag dir plötzlich und formlos erscheinen, sie kommt aber aus einem aufrichtigen und liebenden Herzen."

„Weiche von mir, Speise des Todes!" sagte sie mit ruhiger Majestät; „denn schon hat ein anderer Liebhaber mein Herz zu eigen; Ihm allein bewahre ich meine Treue, Ihm allein bin ich mit ungetheilter Hingebung zugethan. Seine Liebe ist keusch, Seine Liebkosung ist rein, Seine Bräute legen nie ihre jungfräulichen Kränze ab." [1])

Fulvius war bei seinen letzten Worten niedergekniet. Nach dieser strengen Zurückweisung stand er auf, voll Aerger und Wuth darüber, daß er so arg getäuscht worden sei. „Ist es nicht genug", sagte er, „daß du mich verschmähst, nachdem du mich ermuthigt hattest? Mußt du mich auch noch beschimpfen? Und mußt du mir in's Gesicht sagen, daß du heute einen Andern mir vorgezogen hast? Es wird wieder Sebastianus sein, der —"

„Wer bist du?" rief eine zornige Stimme hinter ihm aus; „wer bist du, daß du es wagst, verächtlich den Namen eines Mannes auszusprechen, dessen Ehre makellos und dessen Tugend so unzweifelhaft ist, wie sein Muth?"

Er wandte sich um und sah Fabiola vor sich stehen. Sie war einige Zeit im Garten umhergewandelt, bis sie glaubte,

[1]) Discede a me, pabulum mortis, quia jam ab alio amatore præventa sum. — Ipsi soli servo fidem, ipsi me tota devotione committo. — Quem cum amavero, casta sum; cum tetigero, munda sum; cum accepero, virgo sum. Ebendas.

sie würde jetzt wahrscheinlich ihre Nichte allein finden. Sie war noch gerade früh genug gekommen, um die letzten Worte des Fulvius zu hören. Dieser wurde verlegen, als er sie sah, und schwieg.

Mit edeler Entrüstung fuhr Fabiola fort: „Und wer bist du, daß du, nicht zufrieden damit, dich einmal in meiner Verwandten Haus eingeschlichen zu haben, um sie zu belästigen, — dir jetzt wieder herausnimmst, dich in die stille Einsamkeit ihres Landsitzes einzudrängen?"

„Und wer bist du", entgegnete Fulvius, „daß du dich zur herrischen Gebieterin in einem fremden Hause aufwirfst?"

„Ich bin Schuld daran gewesen", antwortete die Dame, „daß meine Nichte an meinem Tische zuerst mit dir zusammengetroffen ist; ich habe dort deine bösen Absichten auf ein unschuldiges Kind durchschaut; und ich fühle mich durch meine Ehre und mein Gewissen verpflichtet, deine Plane zu vereiteln und Agnes gegen sie zu schützen."

Sie nahm Agnes bei der Hand, um sie wegzuführen. Molossus bedurfte eines sanften Schlages mit der Hand, — er erinnerte sich nicht, daß er von dieser Hand schon jemals einen Schlag erhalten hatte, nahm ihn aber gern an, — um nicht noch etwas Anderes zu thuen, als zu knurren, als Fulvius mit den Zähnen knirschend sagte: „Hochmüthige Römerin! Du sollst diesen Tag und diese Stunde bitter bereuen. Du sollst es erfahren, wie Asien sich rächen kann."

Dreizehntes Capitel.

Das Edict.

Endlich kam der Tag, wo das Edict gegen die Christen, der Beschluß der gänzlichen Vertilgung des christlichen Namens, in Rom veröffentlicht werden sollte. Corvinus erhielt den wichtigen Auftrag, dasselbe an dem gehörigen Platze auf dem Forum anzuheften. Von Nikomedia war die Nachricht gekommen, ein tapferer christlicher Soldat, Namens Georgius, habe

ein ähnliches kaiserliches Edict abgerissen und für diese Verwegenheit standhaft den Tod erduldet. Corvinus war entschlossen, dafür zu sorgen, daß in Rom nichts der Art vorkommen könne; denn er wußte gut genug, welche schlimme Folgen das für ihn selbst haben würde. Er traf also alle ihm nur möglichen Vorsichtsmaßregeln. Das Edict war in großer Schrift auf zusammengefügte Pergamentblätter geschrieben; diese wurden auf ein Brett geheftet, welches an einem Pfeiler in der Nähe des Puteal Libonis, des Richterstuhles auf dem Forum, aufgehängt wurde. Dies geschah aber erst, als es ganz dunkel und das Forum ganz menschenleer geworden war; die Bürger sollten des Morgens früh das Edict dort vorfinden, und es sollte so einen tiefern Eindruck machen.

Um etwaigen Versuchen, während der Nacht das kostbare Document zu zerstören, vorzubeugen, ergriff Corvinus eine ähnliche Maßregel, wie die jüdischen Priester, als sie die Auferstehung des Herrn verhindern wollten. Er bewirkte, daß eine Wache auf das Forum gestellt wurde, und zwar eine Abtheilung der Pannonischen Cohorte; diese bestand aus Soldaten von den wildesten nordischen Völkerschaften, aus Daciern, Pannoniern, Sarmaten und Germanen, die wegen ihrer plumpen Züge, ihres wilden Aussehens, ihrer geflochtenen blonden Haare und ihrer buschigen rothen Bärte schreckliche Erscheinungen für römische Augen waren. Diese Soldaten konnten kaum lateinisch sprechen; sie wurden von Offizieren aus ihren eigenen Ländern befehligt und bildeten in der Zeit des Verfalles des Reiches die treueste Leibwache der regierenden Tyrannen, die oft Landsleute von ihnen waren; es gab nichts so Schreckliches, was sie nicht verübt hätten, wenn sie den Befehl dazu erhielten.

Eine Anzahl dieser Wilden wurde so vertheilt, daß alle Zugänge zum Forum bewacht wurden; sie erhielten den Befehl, Jeden zu durchbohren oder niederzuhauen, der es versuchen würde, ohne das Losungswort oder Symbolum nahe zu kommen. Dieses wurde jeden Abend von dem Oberfeldherrn durch die Tribunen und Centurionen allen Soldaten mitgetheilt;

und damit in dieser Nacht kein Christ dasselbe gebrauchen könne, auch wenn er es vielleicht erfahren sollte, hatte der schlaue Corvinus eins vorgeschlagen, von dem er überzeugt war, daß kein Christ es aussprechen würde; es hieß: „Numen Imperatorum“, „die Gottheit der Kaiser“.

Zuletzt machte er noch selbst die Runde und gab allen Wachen die strengsten Anweisungen, namentlich dem Soldaten, welcher nahe bei dem Edicte aufgestellt war. Man hatte diesen für seinen Posten besonders ausgewählt wegen seiner rohen Stärke, seiner ungeheuern Körpergröße und der besondern Wildheit seines Aussehens und seines Charakters. Corvinus gab ihm den strengsten Befehl, Niemand zu schonen und Niemand dem heiligen Edicte nahe kommen zu lassen; er sagte ihm zu wiederholten Malen das Losungswort, und verließ ihn schon halb betäubt von Sabaia oder Bier, [1]) so daß er nur noch soviel denken konnte, als: es sei sein Geschäft, vor dem Morgen irgend Jemand mit dem Speer oder Säbel niederzumachen, was er eben nicht für eine unangenehme Aufgabe ansah. Die Nacht war rauh und stürmisch, mitunter fiel ein kalter und dichter Regen. Der Dacier hüllte sich in seinen Mantel und ging auf und ab, nahm aber von Zeit zu Zeit einen tüchtigen Schluck aus einer Flasche, die er heimlich mitgebracht hatte, und welche ein, wie man sagte, aus wilden Kirschen der thüringischen Wälder bereitetes Getränk enthielt; in der Zwischenzeit dachte er verdrießlich darüber nach, nicht, in welchem Walde oder an welchem Flusse seine jungen Barbaren wohl spielen möchten, sondern wie bald es wohl Zeit sein werde, dem jetzigen Kaiser den Hals abzuschneiden und die Stadt zu plündern.

Mittlerweile waren der alte Diogenes und seine Söhne nicht weit davon in ihrem Häuschen in der Suburra mit den Vorbereitungen zu ihrem frugalen Abendessen beschäftigt. Sie

[1]) Est autem sabaia ex hordeo vel frumento in liquorem conversis paupertinus in Illyrico potus. (Sabaia ist ein aus Gerste oder Weizen bereitetes Getränk der Armen in Illyrien.) Amm. Marcell. l. 26, 8, p. 422, ed. Lips.

wurden durch ein leises Klopfen an die Thüre unterbrochen; gleich darauf wurde die Thüre geöffnet und es traten zwei junge Leute ein, welche Diogenes gleich erkannte und bewillkommnete.

„Kommt herein, meine edeln jungen Herren; wie gütig ist es von euch, daß ihr meine arme Wohnung beehrt! Ich darf euch kaum von unsern einfachen Speisen anbieten; aber wenn ihr davon genießen wollt, werdet ihr uns in der That ein christliches Liebesmahl bereiten.“

„Ich danke dir herzlich, Vater Diogenes“, antwortete der ältere der beiden Fremden, Quadratus, der kräftige Centurio des Sebastianus; „Pankratius und ich sind gerade darum gekommen, um bei dir zu Abend zu essen. Aber noch nicht; wir haben erst noch ein Geschäft in diesem Theile der Stadt zu besorgen, und danach wird es uns lieb sein, etwas zu essen zu bekommen. Mittlerweile kann einer deiner Söhne ausgehen und für uns fouragiren. Komm, wir müssen etwas Gutes haben, und du mußt dich auch einmal an einem Becher edeln Weines erfreuen.“

Mit diesen Worten reichte er einem der Söhne seine Börse und befahl ihm, etwas Besseres zu holen, als gewöhnlich, wie er wohl wußte, im Hause zu finden war. Sie setzten sich, und Pankratius sagte, um doch etwas zu sagen, zu dem alten Manne: „Lieber Diogenes, ich habe von Sebastianus gehört, du hättest noch den glorreichen Diakonus Laurentius für Christus sterben sehen. Erzähle mir etwas von ihm.“

„Mit Vergnügen“, antwortete der Greis. „Es sind jetzt beinahe 45 Jahre, seit es geschah,[1]) und da ich damals älter war, als du jetzt bist, so kannst du dir denken, daß ich mich der Sache noch ganz gut zu erinnern weiß. Er war in der That ein schöner Jüngling: so mild und süß, so einnehmend und anmuthig; und er sprach so sanft und freundlich, namentlich wenn er mit den Armen redete! Wie liebten sie ihn Alle! Ich folgte ihm überall hin; ich stand dabei, als der ehrwürdige Papst Sixtus zum Tode geführt wurde und Laurentius

[1]) 258 n. Chr. G.

hinzukam und ihm so zärtlich, wie ein Sohn seinem Vater, Vorwürfe darüber machte, daß er ihn nicht seinen Gefährten bei der Opferung seiner selbst sein lasse, wie er ihm bei der Opferung des Leibes und Blutes des Herrn gedient habe."

„Das waren doch herrliche Zeiten, Diogenes, nicht wahr?" unterbrach ihn der Jüngling. „Wie entartet sind wir jetzt! Wir sind ein ganz anderes Geschlecht. Sind wir nicht, Quadratus?"

Der rauhe Krieger lächelte über die edelmüthige Aufrichtigkeit dieser Klage, und bat Diogenes, fortzufahren.

„Ich sah ihn auch, als er die kostbaren Kirchengeräthe unter die Armen vertheilte. Wir haben seitdem nie wieder so kostbare Sachen gehabt. Goldene Lampen und Leuchter, Rauchfässer, Kelche und Patenen,[1]) und außerdem viel Silber, wurden eingeschmolzen und unter die Blinden, Lahmen und Armen vertheilt."

„Aber sage mir," fragte Pankratius, „wie erlitt er seine letzte Folter? Es muß schrecklich gewesen sein."

„Ich habe Alles gesehen", antwortete der alte Todtengräber, „und bei jedem Andern wäre es unerträglich schrecklich gewesen. Er war erst auf die Folter gespannt und auf verschiedene Weise gepeinigt worden und hatte keinen Seufzer ausgestoßen; endlich befahl der Richter, jenes furchtbare Bett — den Rost — zurecht zu machen und zu erhitzen. Wenn man sah, wie sein zartes Fleisch über dem Feuer Blasen bekam und aufbrach, und wie rothe Einschnitte tief bis auf die Knochen eindrangen, wo die eisernen Stangen waren; wenn man sah, wie ein dichter Dampf, wie aus einem Kessel, aufstieg, und wenn man das Feuer zischen hörte, so wie er darauf zerschmolz; und wenn man sah, wie von Zeit zu Zeit seine Haut zitterte und jede einzelne Muskel wie im Todeskampfe sich zusammenzog und seine Glieder krampfhaft zuckten, — so war das in der That das schrecklichste Schauspiel, welches ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Aber wenn man in sein Gesicht blickte, vergaß man Alles. Er hatte das Haupt emporgerichtet und es war, als schaute er eine himm-

[1]) Vergl. den Hymnus des Prudentius auf den h. Laurentius.

lische Vision, gleich der des ältern heiligen Diakonus, des Stephanus. Sein Gesicht glühte von der Hitze des Feuers und der Schweiß floß darüber, aber das Licht, welches von dem Feuer empordrang und durch seine goldenen Locken schien, bildete eine Glorie um sein schönes Haupt, so daß es schon ganz verklärt aussah. Und in allen seinen Zügen, die heiter und sanft waren, wie immer, und in seinen empor gerichteten Augen prägte sich eine solche innige Sehnsucht aus, daß man hätte wünschen mögen, an seiner Stelle zu sein."

„Das möchte ich auch wünschen", rief Pankratius aus, „und zwar sobald es Gott gefällt. Ich darf nicht denken, ich könnte aushalten, was er erduldet hat; denn er war ein edeler und heldenmüthiger Levit und ich bin nur ein schwacher und unvollkommener Knabe. Aber meinst du nicht, lieber Quadratus, daß uns in jener Stunde eine Kraft gegeben wird, welche zu unsern Schmerzen, wie groß sie auch sein mögen, in Verhältniß steht? Du, das weiß ich, könntest Alles aushalten, denn du bist ein tapferer, kräftiger Krieger, der an Beschwerden und Wunden gewöhnt ist; aber ich — ich habe nur ein bereitwilliges Herz zu geben. Ist das genug? Was meinst du?"

„Gewiß, gewiß, mein lieber Knabe!" antwortete der Centurio ganz bewegt und den Jüngling liebevoll anblickend, der mit strahlenden Augen von seinem Sitze aufgestanden war und ihm die Hände auf die Schultern gelegt hatte. „Gott wird dir Kraft geben, wie Er dir schon Muth gegeben hat. Aber wir dürfen unser Geschäft nicht vergessen. Hülle dich gut ein in deinen Mantel und ziehe die Toga über den Kopf, — so! Es ist ein regnerischer, kalter Abend. Nun, guter Diogenes, lege mehr Holz auf's Feuer und sorge, daß das Abendessen fertig ist, wenn wir zurückkommen. Wir werden nicht lange ausbleiben; du brauchst die Thüre nicht zu verschließen."

„Geht, geht, meine Söhne", sagte der Greis, „und Gott möge euch geleiten! Was ihr auch vorhaben möget, ich bin überzeugt, es ist etwas Lobenswerthes."

Quadratus zog seine Chlamys (Soldatenmantel) fest um sich, und die beiden jungen Leute eilten durch die dunkeln Gassen der

Suburra nach dem Forum. Während sie abwesend waren, wurde die Thüre mit dem wohlbekannten Gruße „Gott sei Dank!" geöffnet, und Sebastianus trat ein und fragte hastig, ob Diogenes die beiden jungen Leute gesehen habe, von deren Vorhaben er etwas erfahren hatte. Diogenes antwortete, sie würden wohl gleich zurückkommen.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, als man rasche Schritte hörte; die Thüre wurde schnell geöffnet und eben so schnell wieder geschlossen und dann fest verriegelt, als Quadratus und Pankratius eingetreten waren.

„Hier ist es", sagte der Letztere, indem er herzlich lachend einen Pack zerknitterter Pergamentblätter hervorzog.

„Was?" fragten Alle aufmerksam.

„Nun, das große Edict natürlich", antwortete Pankratius mit kindlicher Munterkeit; „seht her: DOMINI NOSTRI DIOCLETIANUS ET MAXIMIANUS, INVICTI, SENIORES AUGUSTI, PATRES IMPERATORUM ET CAESARUM [1]) und so weiter. — Fort damit!" Er warf das Pergament in das Feuer; die Söhne des Diogenes legten ein Stück Holz darauf, um es niederzuhalten und das Knistern zu verhüten. Und es zog sich zusammen und schrumpfte ein, und zerriß und verbrannte langsam, — erst ein Buchstabe oder ein Wort, dann ein anderes; erst ein Lobspruch auf die Kaiser und dann eine Lästerung gegen das Christenthum, bis Alles zu schwarzer Asche verbrannt war.

Und was anders oder was mehr sollte nach einigen Jahren aus denen werden, welche dieses stolze Edict erlassen hatten, — wenn ihre Leichen auf einem Scheiterhaufen von Cedernholz und Spezereien verbrannt wurden und eine Hand voll Asche zusammengesucht wurde, kaum genug, um eine vergoldete Urne zu füllen? Und was sollte nach einigen Jahren auch das Heidenthum sein, welches durch dieses Edict geschützt werden sollte, — als höchstens ein todter Buchstabe und ein eben so werthloser Haufen Asche, wie jetzt auf dem Heerde

[1]) „Unsere Herren, Diokletianus und Maximianus, die Unüberwindlichen, die ältern Auguste, Väter der Imperatoren und Cäsaren."

lag? Und das Reich selbst, welches diese „unüberwindlichen" Auguste durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit aufrecht erhielten, wie sehr sollte es in wenigen Jahrhunderten diesem vernichteten Edicte gleichen, — als die Denkmäler seiner Größe in Asche oder in Ruinen lagen und laut verkündeten, daß kein wahrer Herr ist, als Einer, der stärker ist, als die Cäsaren, der Herr der Herren, und daß weder Klugheit noch Macht der Menschen etwas wider Ihn vermag!

Solche Gedanken beschäftigten vielleicht auch den Sebastianus, als er sinnend auf die Asche des großsprecherischen und grausamen Edictes hinblickte, welches die Beiden nicht aus Muthwillen, sondern darum abgerissen hatten, weil es Lästerungen gegen Gott und Seine heiligsten Wahrheiten enthielt. Sie wußten, daß, wenn sie entdeckt werden sollten, zehnfache Foltern ihr Loos sein würden. Aber wenn die Christen dieser Tage das Martyrthum vor Augen sahen und sich darauf vorbereiteten, stellten sie keine Berechnungen an; der Tod für Christus, ein schneller und leichter, oder ein langsamer und schmerzlicher Tod, war das Ziel, dem sie entgegensahen; und gleich tapfern Kriegern, welche in die Schlacht gehen, dachten sie nicht darüber nach, wo ein Speer oder ein Schwert sie treffen könne, ob ein einziger tödtlicher Schlag sie niederwerfen würde, oder ob sie verstümmelt oder durchbohrt Stunden lang sich auf dem Boden winden müßten, um gleichsam zollweise zu sterben unter dem Haufen der Erschlagenen.

Sebastianus sammelte sich bald wieder und hatte kaum das Herz, die Vollbringer dieser That zu tadeln. Sie hatte in der That auch ihre lächerliche Seite, und er fühlte sich selbst geneigt, über den Lärm zu lachen, den man am Morgen würde zu hören bekommen. Er faßte die Sache gern von dieser Seite auf; denn er sah, daß Pankratius etwas ängstlich seine Mienen beobachtete und daß sein Centurio etwas verlegen aussah. Sie setzten sich also herzlich lachend zum Essen nieder; denn es war noch nicht Mitternacht, wo das Fasten zur Vorbereitung auf die heilige Communion begann. Quadratus hatte dieses gemeinschaftliche Abendessen veranlaßt,

theils um dem alten Diogenes eine kleine Wohlthat zu erweisen, theils aber auch, damit, wenn sie dort gefunden würden, dies nicht auffallend erscheinen möchte, und theils endlich, um seinen jüngern Gefährten sowie Diogenes und seine Söhne aufzuheitern, falls sie über die kühne That erschreckt sein sollten, was freilich gar nicht der Fall zu sein schien. Die Unterhaltung wandte sich bald auf Erinnerungen aus Diogenes' Jugend und aus den guten alten Zeiten des Eifers, wie Pankratius sie nannte. — Sebastianus begleitete seinen Freund nach Hause und ging dann auf einem Umwege, um das Forum zu vermeiden, zu seiner Wohnung. Wenn Jemand an diesem Abend den Pankratius gesehen hätte, als er in seiner Kammer allein war und sich anschickte, sich zur Ruhe zu legen, so würde er bemerkt haben, daß ihn zu wiederholten Malen ein Lachen über irgend ein sonderbares, aber angenehmes Abenteuer anwandelte.

Vierzehntes Capitel.

Die Entdeckung.

Bei dem ersten Grauen des Tages stand Corvinus auf und ging trotz des unfreundlichen Morgens gleich auf das Forum. Er fand die äußern Wachtposten auf ihrer Stelle und eilte gleich zu dem Hauptgegenstande seiner Sorge. — Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollten wir sein Erstaunen schildern und seinen Aerger und seine Wuth, als er das Brett leer fand, nur mit einigen Stückchen Pergament um die Nägel herum, und daneben in stumpfer Gleichgültigkeit seinen dacischen Wächter.

Er hätte ihn wie ein Tiger beim Halse packen mögen, hätte er nicht in den blinzenden Augen des Barbaren ein hyänenartiges Schielen bemerkt, das ihm sagte, er thue es besser nicht. Aber er brach gleich in die leidenschaftlichen Worte aus: „Schurke! wo ist das Edict geblieben? Antworte! Auf der Stelle!“

„Langsam, langsam, Herr Kornweiner!“ antwortete der Nordländer mit unerschütterlicher Ruhe. „Da ist es, wie ihr es mir zur Bewachung anvertraut habt.“

„Wo, du Narr? Komm und sieh zu!“

Der Dacier trat neben ihn und blickte nun zum ersten Male auf das Brett hin; nachdem er es einige Augenblicke besehen hatte, sagte er: „Nun ja, ist das denn nicht das Brett, welches ihr gestern aufgehängt habt?“

„Ja, du Schafskopf; aber es war etwas Geschriebenes darauf, und das ist verschwunden. Und gerade das hattest du zu bewachen.“

„Ja, seht ihr, Hauptmann, was das Schreiben angeht, so verstehe ich davon nichts, da ich nie in die Schule gegangen bin. Aber da es die ganze Nacht geregnet hat, so hat der Regen es vielleicht ausgelöscht.“

„Und da es stürmisch gewesen ist, so wird der Wind das Pergament, worauf es geschrieben war, wohl weggeblasen haben!“

„Ohne Zweifel, Herr Kornweiner; ihr habt ganz Recht.“

„Mensch! das ist keine Sache zum Scherzen. Sage mir auf der Stelle, wer ist in der Nacht hieher gekommen?“

„Nun, es kamen ihrer Zwei.“

„Was für Zwei?“


„Zwei Zauberer oder Kobolde oder noch Schlimmeres.“

„Schweig mir von dem Unsinn!“ — Das Auge des Daciers funkelte wieder. — „Nun, Arminius, sage mir, was waren es für Leute, und was haben sie gethan?“

„Nun, Einer von ihnen war nur ein junges Bürschchen, ein Knabe, schlank und schmächtig; er ging um den Pfeiler herum, und er muß wohl das, was ihr vermißt, weggenommen haben, während ich mit dem Andern beschäftigt war.“

„Und was war es mit ihm? Wie sah er aus?“

Der Dacier sperrte Mund und Augen weit auf, und starrte den Corvinus einige Augenblicke an; dann sagte er mit einer Art von dummer Feierlichkeit: „Wie er aussah? Wenn es



Thor nicht selber war, so war er doch nicht viel von ihm verschieden. Eine solche Kraft habe ich nie gefühlt."

„Wie zeigte er dir denn seine Kraft?"

„Er kam erst zu mir und plauderte ganz freundlich und fragte mich, ob es nicht sehr kalt sei und dergleichen. Endlich fiel mir ein, daß ich Jeden niedermachen sollte, der mir nahe käme —"

„Nun ja", unterbrach ihn Corvinus, „und warum hast du es nicht gethan?"

„Weil er es nicht zulassen wollte. Ich sagte ihm, er solle sich fortmachen oder ich würde ihn niederstoßen; und ich trat zurück und streckte meinen Spieß vor; aber er wand ihn mir ganz ruhig, ich weiß nicht wie, aus der Hand, zerbrach ihn über den Knieen, als wäre es das hölzerne Schwert eines Schauspielers gewesen, und schleuderte die eiserne Spitze fest in den Boden, dort, wo ihr sie seht, fünfzig Ellen weit."

„Warum ranntest du denn nicht mit dem Schwerte auf ihn ein und machtest ihn nieder? Aber wo ist dein Schwert? Du hast es ja nicht in der Scheide."

Der Dacier wies mit einem dummen Grinsen nach dem Dache der nahen Basilika und sagte: „Dort, seht ihr es nicht auf den Ziegeln glänzen im Morgenlicht?"

Corvinus sah hin und erblickte allerdings etwas der Art; aber er konnte kaum seinen Augen trauen. „Wie ist es denn dahin gekommen, du dummer Tölpel?" fragte er.

Der Soldat strich seinen Bart in sehr verdächtiger Weise, so daß Corvinus es für gut hielt, die Frage in höflicherer Form zu wiederholen, worauf er die Antwort erhielt:

„Er, oder es, wand es mir ohne Mühe, wie es schien, durch eine Art von Hexerei aus der Hand und schleuderte es dahin, wo ihr es seht, so leicht, wie ich eine Wurfscheibe ein Dutzend Ellen weit werfe."

„Und dann?"

„Und dann gingen sie, er und der Knabe, welcher hinter dem Pfeiler her kam, in der Dunkelheit fort."

„Eine wunderliche Geschichte!“ murmelte Corvinus vor sich hin. „Und da sind Beweise für die Erzählung des Kerls. Nicht Jeder hätte das fertig gebracht. Aber, Mensch, warum hast du nicht Lärm gemacht und die andern Wachen angerufen, sie zu verfolgen?“

„Erstens, Herr Kornweiner, weil wir in unserm Lande wohl mit jedem lebendigen Menschen kämpfen, aber nicht Kobolde verfolgen mögen; und zweitens, wozu das auch? Ich sah ja, daß das Brett, welches ich bewachen sollte, noch ganz ruhig da hing!“

„Dummer Barbar!“ brummte Corvinus, aber nicht so laut, daß der Andere es hören konnte; dann fügte er bei: „Das wird dir schlimm zu stehen kommen; du weißt, es ist ein Capitalverbrechen.“

„Was?“

„Was? Daß du Jemand auf dich zukommen und mit dir sprechen ließest, ohne daß er das Losungswort wußte.“

„Langsam, Hauptmann! Wer sagt denn, daß er das nicht wußte? Ich habe das nicht gesagt.“

„Hat er es denn ausgesprochen? Dann ist es kein Christ gewesen.“

„Gewiß, er kam und sagte ganz laut: Nomen Imperatorum.“ [1])

„Was?“ brüllte Corvinus.

„Nomen Imperatorum.“

„Numen Imperatorum hieß es!“ schrie der Römer wüthend.

„Nomen oder Numen, das wird wohl einerlei sein. Ein Buchstabe wird ja doch keinen Unterschied machen. Du nennst mich Arminius und ich nenne mich Hermann, und beides bedeutet das Nämliche. Was weiß ich von den Spitzfindigkeiten euerer Sprache?“

Corvinus war ärgerlich über sich selbst; denn er sah wohl ein, daß es viel zweckmäßiger gewesen wäre, einen aufmerksamen und klugen Prätorianer statt des bornirten und wilden

[1]) Der Name der Kaiser.

Ausländers hin zu stellen. „Nun", sagte er in der übelsten Laune, „du wirst dich vor dem Kaiser wegen dieser Sache zu verantworten haben; und du weißt, er pflegt Beleidigungen nicht so leicht hingehen zu lassen."

„Seht ihr, Herr Krummbeiner", antwortete der Soldat mit einem Blicke, der dumm und schlau zugleich war, „was das betrifft, so geht das uns Beide gleich nahe an" (Corvinus wurde blaß, denn er fühlte, daß der Dacier Recht hatte). „Ihr müßt auf ein Mittel sinnen, mir durchzuhelfen, wenn ihr selbst durchkommen wollt. Euch hat der Kaiser verantwortlich gemacht, für das — wie nennt ihr das Brett?"

„Du hast Recht, Freund; ich will sagen, ein starker Haufen habe dich angegriffen und auf deinem Posten getödtet. Darum halte dich einige Tage in deinem Quartier — du sollst Bier in Menge haben — bis die Sache vergessen ist."

Der Soldat ging weg und verbarg sich. Einige Tage später spülte die Tiber die Leiche eines augenscheinlich ermordeten Daciers an's Land. Man glaubte, er sei bei einer Schlägerei zwischen betrunkenen Soldaten um's Leben gekommen, und kümmerte sich nicht weiter darum. Es verhielt sich wirklich so; aber Corvinus hätte noch Genaueres darüber erzählen können.

Ehe er die unglückliche Stelle auf dem Forum verließ, besah er Alles genau, um vielleicht etwas zu finden, was ihn auf die Spur des Thäters führen könnte. Er fand nahe bei dem Pfeiler ein Messer, von dem er sich gleich erinnerte, daß er es in der Schule bei einem seiner Mitschüler gesehen. Er steckte es zu sich und eilte weg, um eine neue Abschrift des Edictes anfertigen zu lassen.

Fünfzehntes Capitel.

Erklärungen.

Als es ganz hell geworden war, strömten von allen Seiten Neugierige auf das Forum, um das so lange angekündigte furchtbare Edict zu lesen. Als sie nur ein leeres Brett fan-

den, entstand ein allgemeiner Aufruhr. Einige bewunderten den Muth der Christen, die man sonst allgemein für feige hielt; Andere waren entrüstet über die Verwegenheit der That; Einige lachten über die bei der Proclamation betheiligten Beamten; Andere waren ärgerlich, daß die erwartete Christenverfolgung vielleicht verzögert werden würde.

Schon früh wurde die Sache auch an allen Orten besprochen, wo die vornehme Welt zusammen kam. In den Antoninischen Thermen unterhielt sich eine Gruppe von regelmäßigen Besuchern sehr lebhaft darüber. Es waren dort Scaurus, der Jurist, Proculus, Fulvius, der Philosoph Calpurnius, welcher mit einigen bestaubten Büchern sehr beschäftigt zu sein schien, und einige Andere.

„Das ist eine wunderliche Geschichte", sagte Einer.

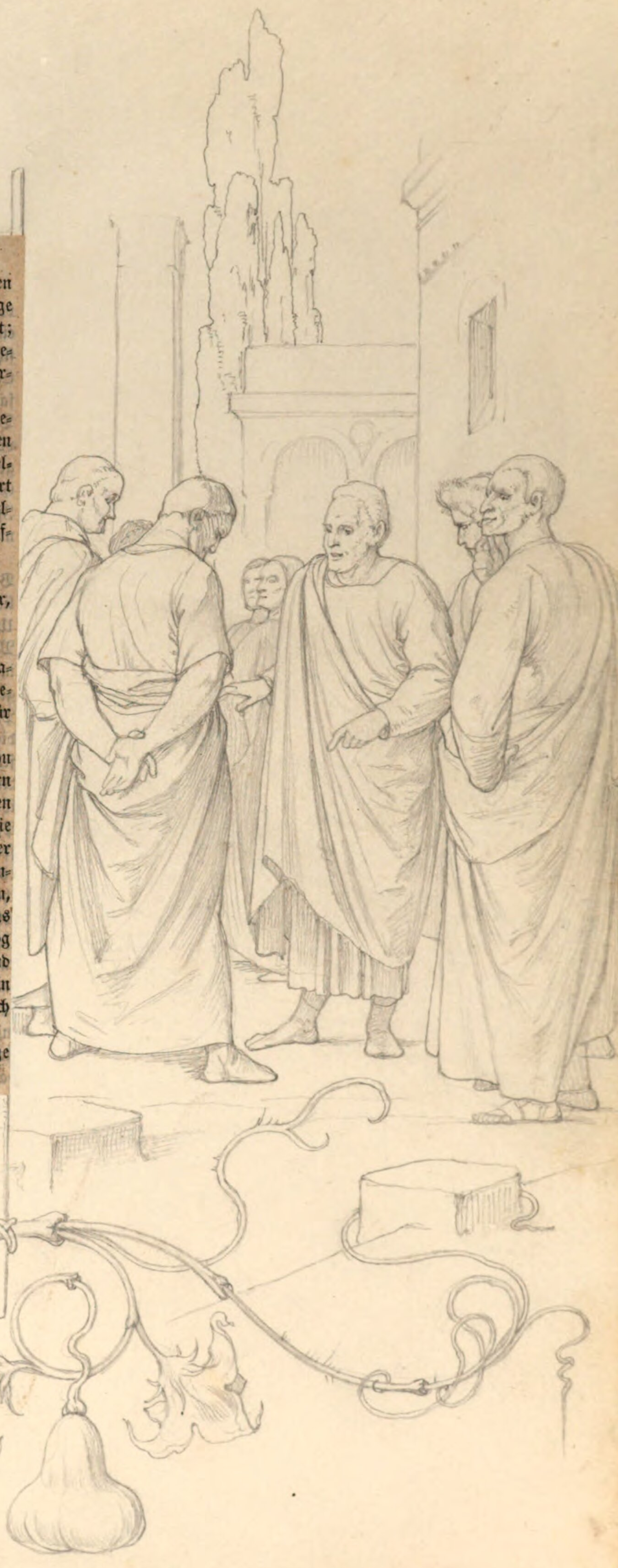
„Eine hochverrätherische Beleidigung der göttlichen Kaiser, solltest du sagen", antwortete Fulvius.

„Wie ist es zugegangen?" fragte ein Dritter.

„Hast du es nicht gehört?" sagte Proculus. „Der Dacier, welcher als Wächter an dem Puteal stand, ist todt gefunden worden mit 27 Dolchstichen, von denen 19 jeder für sich schon tödtlich gewesen wären."

„Nein, das ist ein ganz falscher Bericht", unterbrach ihn Scaurus; „es ist gar nicht mit Gewalt geschehen, sondern rein durch Zauberei. Zwei Weiber kamen auf den Soldaten zu; er stieß mit seiner Lanze nach einem derselben; aber sie ging durch den Leib des Weibes hindurch und blieb auf der andern Seite im Boden stecken, ohne daß das Weib verwundet war. Er hieb dann mit dem Schwerte nach dem andern, aber er hätte eben so gut auf Marmor hauen können. Das Weib warf ihm endlich etwas Staub in's Gesicht, und er flog in die Luft und ward diesen Morgen unverletzt und schlafend auf dem Dache der Aemilianischen Basilika gefunden. Ein Freund von mir, der heute früh vorbeikam, sah die Leiter noch dastehen, auf der man ihn herunter geholt hatte."

„Sonderbar!" riefen Mehrere aus. „Was für merkwürdige Leute müssen diese Christen doch sein?"



„Ich glaube kein Wort davon", bemerkte Proculus. „So viel vermag die Magie nicht; und jedenfalls sehe ich nicht ein, warum diese elenden Menschen mehr magische Macht besitzen sollten, als Andere, die besser sind, als sie. — Komm, Calpurnius", fuhr er fort, „lege das alte Buch bei Seite und sage uns deine Meinung darüber. Ich habe von dir eines Tages bei einem Mahle mehr über diese Christen gelernt, als vorher in meinem ganzen Leben. Was mußt du für ein ausgezeichnetes Gedächtniß haben, daß du die Genealogie und Geschichte dieses barbarischen Volkes so genau behalten kannst! Ist das, was Scaurus uns eben gesagt hat, möglich oder nicht?"

Calpurnius hielt darauf mit großer Feierlichkeit folgenden Vortrag: „Es ist kein Grund da, etwas der Art für unmöglich zu halten; denn die Macht der Magie hat keine Grenzen. Um ein Pulver bereiten zu können, welches bewirkt, daß ein Mann in die Luft fliegt, braucht man nur Kräuter zu finden, in welchen die Luft über die drei andern Elemente das Uebergewicht hat. Kräuter der Art sind aber zum Beispiel nach Pythagoras Hülsenfrüchte. Wenn diese gepflückt werden, wenn die Sonne im Zeichen der Wage steht, deren Natur es ist, selbst schwere Dinge schwebend zu erhalten, und zwar in dem Augenblicke ihrer Conjunctur mit dem Mercurius, der, wie ihr wißt, ein geflügeltes Wesen ist, — und wenn über diese Pflanzen ein geschickter Magier gewisse mysteriöse Worte ausspricht, und sie dann in einem Mörser zerstößt, welcher aus einem Aerolith verfertigt ist, das heißt aus einem Steine, welcher in den Himmel geflogen und wieder herabgefallen ist, so würde man mit diesem Pulver, wenn man es recht anwendet, Jemand in den Stand setzen oder nöthigen können, in die Luft zu fliegen. Es ist ja auch bekannt, daß die Hexen in Thessalien sich nach Belieben durch die Wolken von einem Orte zum andern versetzen können; und das muß nothwendig vermittels solcher Zaubermittel geschehen. — Was nun die Christen angeht, so wirst du dich erinnern, vortrefflicher Proculus, daß ich in dem Berichte, welchen du mir die Ehre erwiesen

haft, zu erwähnen, — es war, wenn ich mich recht besinne, an der Tafel des jetzt zu den Göttern aufgenommenen Fabius, — daß ich damals, sage ich, bereits erwähnt habe, diese Secte stamme ursprünglich aus Chaldäa, also aus einem Lande, welches immer seiner geheimen Künste wegen bekannt gewesen ist. Wir finden indeß einen höchst wichtigen Beweis für die Zauberkräfte der Christen in der Geschichte erwähnt. Es ist nämlich ganz sicher, daß hier zu Rom ein gewisser Simon, der zuweilen auch Simon Petrus, zuweilen Simon Magus genannt wurde, ganz öffentlich hoch in die Luft aufflog; da ihm aber sein Zaubermittel aus dem Gürtel fiel, so stürzte er herab und brach beide Beine; aus diesem Grunde mußte man ihn auch später mit dem Kopfe nach unten kreuzigen."

„Also die Christen sind alle Zauberer?" fragte Scaurus.

„Gewiß; es ist das ein Theil ihrer abergläubischen Religion. Sie glauben, daß ihre Priester eine ganz außerordentliche Macht über die Natur haben, daß dieselben zum Beispiel Leute im Wasser baden können und daß dadurch deren Seelen wunderbare Gaben erhalten, so daß sie, wenn sie auch Sklaven sind, über ihre Herren, ja selbst über die göttlichen Kaiser erhöht werden."

„Schrecklich!" riefen Alle aus.

„Weiter", fuhr Calpurnius fort, „wissen wir ja Alle, was für ein schreckliches Verbrechen Einige von ihnen in der letzten Nacht verübt: daß sie ein allerhöchstes Edict der göttlichen Kaiser abgerissen haben. Aber sollten sie auch, was die Götter verhüten mögen, ihre Schändlichkeit noch weiter treiben und sich an dem geheiligten Leben der Kaiser vergreifen, so glauben sie doch, sie brauchten nur zu einem dieser Priester zu gehen, das Verbrechen einzugestehen und um Verzeihung zu bitten, und wenn er ihnen diese ertheile, so seien sie vollkommen schuldlos."

„Furchtbar!" fiel der Chor ein.

„Eine solche Lehre", sagte Scaurus, „ist unverträglich mit der Sicherheit des Staates. Wer glaubt, ein anderer Mensch

könne ihm jedes Verbrechen vergeben, ist auch fähig, jedes Verbrechen zu begehen."

„Das ist auch ohne Zweifel", bemerkte Fulvius, „der Grund dieses neuen und strengen Edictes gegen sie. Nach dem, was Calpurnius uns von diesen verzweifelten Menschen gesagt hat, kann auch kein Gesetz zu hart gegen sie sein."

Fulvius hatte den Sebastianus scharf in's Auge gefaßt, welcher während der Unterhaltung eingetreten war. Jetzt wandte er sich zu ihm hin und sagte: „Du denkst ja auch so, Sebastianus; nicht wahr?"

„Ich denke", antwortete dieser ruhig, „wenn die Christen das sind, was Calpurnius von ihnen sagt, schändliche Zauberer, so verdienen sie von der Erde vertilgt zu werden. Aber auch so möchte ich noch Eine Bedingung beifügen."

„Was denn?" fragte Fulvius verächtlich.

„Daß Niemand bei ihrer Vertilgung mitwirken dürfte, der nicht von Verbrechen freier ist, als sie. Ich möchte wünschen, daß Niemand die Hand gegen sie erheben dürfte, der nicht beweisen könnte, daß er nie ein Ehebrecher gewesen, ein Erpresser, ein Betrüger, ein Trunkenbold, ein schlechter Gatte, Vater oder Sohn, ein Schwelger oder ein Dieb.[1]) Solcher Verbrechen beschuldigt ja die armen Christen Niemand."

Fulvius wurde wüthend bei dieser Liste von Lastern, und noch mehr bei dem zürnenden, aber heitern Blick des Sebastianus. Bei dem Worte „Dieb" fuhr er auf. — Hatte der Soldat gesehen, daß er im Hause des Fabius das Tuch aufgerafft hatte? Dem mochte sein, wie ihm wolle, die Abneigung, welche er gegen Sebastianus gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen gefaßt hatte, war bei dem zweiten zu Haß geworden, und in seinem Herzen war das Wort Haß mit Blut geschrieben. Dieser Haß wurde jetzt nur noch stärker.

[1]) Aehnliche Worte sprach Lucius zu dem Richter, welcher den Martyrer Ptolemäus verurtheilt hatte, — wie der h. Justinus im Anfange der zweiten Apologie berichtet, (auch bei Eus. h. e. 4, 17 und bei Ruinart Bd. 1, S. 120).

Sebastianus ging hinaus und allmälig machten sich seine Gedanken in den oft wiederholten Gebets-Worten Luft: „Wie lange, o Herr, wie lange? — Wie können wir die Bekehrung so Vieler oder gar die Bekehrung dieses großen Reiches zur Wahrheit hoffen, so lange wir noch sehen müssen, daß selbst ehrliche und gelehrte Männer gleich jeder Verleumdung, die gegen uns ausgesprochen wird, Glauben schenken und so von einem Geschlecht zum andern alle Fabeln und Märchen über uns fortpflanzen, und wenn sie dabei unsere Lehren gar nicht einmal prüfen wollen, weil sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, sie seien falsch und verächtlich?"

Er sprach laut, weil er glaubte, er sei allein; aber eine sanfte Stimme antwortete: „Guter Jüngling, wer du auch sein magst, der du so redest, — und ich meine, ich kenne deine Stimme, — bedenke, daß der Sohn Gottes die dunkeln Augen des Leibes erhellte, indem Er Lehm darauf legte, der in eines Menschen Hand die Augen nur blind gemacht haben würde. Seien wir wie Staub zu Seinen Füßen, wenn wir das Mittel zu werden wünschen, wodurch Er die geistigen Augen der Menschen erhellt; lassen wir uns noch ein wenig länger in Geduld mit Füßen treten; vielleicht wird aus unserer Asche der Funke hervorgehen, um das Feuer zu entzünden."

„Dank dir, Dank dir, Cäcilia", sagte Sebastianus, „für deine gerechte und gütige Zurechtweisung! Wohin eilst du denn so munter an diesem ersten Tage der Gefahr?"

„Weißt du nicht, daß ich zur Führerin im Cömeterium des Kallistus ernannt worden bin? Ich gehe, um davon Besitz zu ergreifen. Möchte ich nur die erste Blume des bevorstehenden Frühlings sein!"

Und sie ging munter singend weiter; aber Sebastianus bat sie, einen Augenblick zu warten.

Sechszehntes Capitel.

Der Wolf in der Heerde.

Nach dem nächtlichen Abenteuer hatten unsere jungen Leute nicht lange Zeit zum Ruhen. Lange vor Tagesanbruch sollten sich die Christen in den verschiedenen Titeln versammeln, um sich vor dem hellen Tage wieder zerstreuen zu können. Es sollte dies ihre letzte Versammlung in den Titeln sein; die Oratorien sollten geschlossen und von diesem Tage an der Gottesdienst in den unterirdischen Kirchen der Katakomben gehalten werden. Es war aber nicht zu erwarten, daß Alle im Stande sein würden, auch nur des Sonntags, einige Meilen weit außerhalb der Thore zu gehen. [1]) Es wurde also den Gläubigen in solchen unruhigen Zeiten gestattet, die heilige Eucharistie in ihren Häusern aufzubewahren und sich dort selbst des Morgens „vor dem Genusse jeder Speise", wie Tertullian [2]) sagt, die heilige Communion zu reichen.

Die Gläubigen fühlten sich nicht wie Schafe, die zur Schlachtbank, oder wie Verbrecher, die zum Richtplatze geführt werden, sondern wie Krieger, die sich zum Kampfe waffnen. Ihre Waffe, ihre Nahrung, ihre Stärke, ihren Muth, — das Alles fanden sie in dem heiligen Sacramente; selbst die Lauen und die Furchtsamen wurden durch das Brod des Lebens mit neuem Eifer und Muth erfüllt. In den Kirchen wurden, wie man noch in den Cömeterien sieht, Stühle für die Beichtväter aufgestellt, vor welchen die Sünder niederknieten, ihre Sünden bekannten und die Lossprechung empfingen. In Zeiten, wie diese, wurden die Bußgesetze gemildert und die Dauer der öffentlichen Buße abgekürzt. Die ganze Nacht hindurch waren die eifrigen Geistlichen beschäftigt gewesen, die Gläubigen auf die heilige Communion vorzubereiten, welche für Viele die letzte öffentliche Communion auf Erden sein sollte.

[1]) Ein Cömeterium hieß Ad Sextum Philippi; man glaubt, es sei sechs Meilen von Rom entfernt gewesen; viele derselben waren drei Meilen vom Mittelpunkte der Stadt entfernt.

[2]) Ad uxorem l. 2, c. 5.

Wir brauchen den Leser nicht daran zu erinnern, daß der Gottesdienst, wie er damals gehalten wurde, in allem Wesentlichen und in vielen Einzelheiten derselbe war, wie er ihn täglich an dem katholischen Altare sehen kann. Die Messe wurde nicht nur, wie jetzt, als das Opfer des Leibes und Blutes unseres Herrn angesehen; es fand nicht nur Aufopferung, Wandlung und Communion statt, wie jetzt; sondern auch viele Gebete sind noch jetzt dieselben, wie damals, so daß der Katholik, wenn er sie sprechen hört, und noch mehr der Priester, welcher sie spricht, — und zwar in der Sprache, welche auch die römische Kirche der Katakomben redete, — sich in lebendiger und inniger Verbindung fühlt mit den Martyrern, welche diese erhabenen Geheimnisse feierten, und mit den Martyrern, welche ihnen beiwohnten.

Als an dem Tage, von welchem wir reden, bei der Messe die Zeit kam, wo der Friedenskuß gegeben wurde, — eine Umarmung zum Zeichen der brüderlichen Liebe, — da hörte man Viele schluchzen und weinen; denn für Manche war es der Abschiedsgruß. Mancher Jüngling umschlang den Nacken seines Vaters und wußte nicht, ob nicht dieser Tag sie scheiden würde, bis sie sich mit den Palmzweigen in der Hand im Himmel wieder treffen würden. Und wie mochten Mütter ihre Töchter an die Brust drücken in der Gluth der neuen Liebe, welche die Befürchtung einer langen Trennung entzündete! Darauf folgte die Communion, feierlicher als gewöhnlich, andächtiger und stiller. — „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi", sprach der Priester zu Jedem bei Darreichung der heiligen Speise. „Amen", antwortete der Empfangende, voll Glauben und Liebe; dann breitete er in seiner Hand ein Orarium aus, ein weißes leinenes Tuch, und es wurde ihm von der heiligen Speise dareingelegt. Das Tuch wurde sorgfältig und ehrfurchtsvoll zusammengefaltet und im Busen verborgen; wahrscheinlich oft in ein anderes kostbareres Tuch eingewickelt oder in ein goldenes Käftchen gelegt. [1]) Jetzt bedauerte die

[1]) Bei der Untersuchung des Vaticanischen Cömeteriums im J. 1571 fand man in Gräbern zwei kleine viereckige goldene Käftchen mit

arme Syra zum ersten Male den Verlust ihres kostbaren gestickten Tuches, welches sie gewiß früher längst den Armen gegeben haben würde, hätte sie es nicht sorgfältig für eine solche Gelegenheit und für einen solchen Gebrauch aufbewahrt; denn sonst konnte ihre Gebieterin sie nicht bewegen, Gegenstände von Werth zum Geschenke anzunehmen, ohne daß sie sich vorbehalten hätte, dieselben nach Belieben, d. h. zu Almosen, zu verwenden.

Die verschiedenen Versammlungen der Christen hatten sich vor der Entdeckung der Vernichtung des Edictes zerstreut, — aber nur, um sich großen Theils in den Cömeterien wieder zu treffen. Die häufigen Zusammenkünfte des Torquatus mit seinen beiden heidnischen Bundesgenossen in den Bädern des Caracalla waren der Aufmerksamkeit des Capsarius und seiner Frau nicht entgangen, wie wir schon erwähnt haben; Victoria hatte gehört, wie die Drei sich absprachen, am Tage nach der Veröffentlichung des Edictes in das Cömeterium des Kallistus einzudringen. Die Christen glaubten daher, sie würden am ersten Tage dort sicher sein, und beschlossen, an diesem Tage durch einen feierlichen Gottesdienst die Kirchen der Katakomben gleichsam neu einzuweihen. Dieselben waren mehrere Jahre nicht gebraucht worden, jetzt aber von den Fossores wieder aufgeräumt und in Ordnung gebracht; an einigen Stellen waren die Gemälde aufgefrischt worden und man hatte Alles hingeschafft, was zum Gottesdienste nöthig war.

Als aber Corvinus sich von seinem ersten Schrecken erholt und möglichst schnell eine neue, aber nicht so große Abschrift des Edictes hatte anheften lassen, sah er deutlicher ein, daß er möglicher Weise den Zorn seines kaiserlichen Herrn sehr empfindlich zu fühlen haben könne. Der Dacier hatte Recht: Corvinus hatte für den Verlust des Edictes einzustehen. Er erkannte also, daß er nothwendig noch an dem nämlichen Tage etwas

einem Ringe auf dem Deckel. Bottari (Roma subterranea t. 1, fig. 11.) glaubt, diese sehr alten heiligen Gefäße seien gebraucht worden, um die h. Eucharistie darin am Halse zu tragen, und Pelliccia führt dafür viele Gründe an (Christ. Ecclesiae Politia, ed. Colon. 1838, t. 2. p. 19).

thuen müsse, um die Schmach abzuwaschen, ehe er dem Kaiser wieder vor die Augen komme, und er beschloß demnach, den für den nächsten Tag beabsichtigten Angriff auf das Cömeterium jetzt gleich auszuführen.

Er begab sich, als es noch früh war, zu den Bädern, wo Fulvius mit Torquatus, den er nicht aus den Augen ließ, ihn zu einer Berathung erwartete. Das würdige Kleeblatt entwarf folgenden Plan: Corvinus sollte, von dem widerstrebenden Apostaten geführt, an der Spitze einer auserlesenen Abtheilung Soldaten, welche ihm zur Verfügung stand, in das Cömeterium des Kallistus eindringen und daraus die Geistlichen und die angesehenern Christen heraustreiben oder herausbringen; Fulvius sollte mit einer andern Abtheilung draußen bleiben, um sie aufzufangen und jedes Entkommen unmöglich zu machen. Fulvius wollte sein Augenmerk besonders auf die wichtigsten Personen richten, namentlich auf den Papst und die höhern Geistlichen, welche er bei der Ordination kennen gelernt hatte. Das war sein Plan. „Mögen die Narren", sprach er bei sich selbst, „die Rolle der Frettchen im Kaninchengehäge spielen; ich will der Jäger sein, der davor steht."

Victoria vernahm von dieser Unterhaltung genug, um sich in dem abgelegenen Gemache, wo sie stattfand, viel mit Abstäuben und Reinigen zu thuen zu machen, ohne daß sie zuzuhören schien. Sie sagte Alles dem Eucumio, und diesem fiel, nachdem er sich lange besonnen und viel am Kopfe gekratzt hatte, ein gutes Mittel ein, das Vernommene in der rechten Weise weiter zu befördern.

Sebastianus hatte in der Frühe dem Gottesdienste beigewohnt, konnte aber wegen seiner Pflichten im Palaste nicht zu dem Cömeterium gehen. Er kam, wie das damals fast allgemein Sitte war, zu den Thermen, um sich durch ein Bad zu erfrischen und zugleich um sich gegen den Argwohn zu schützen, den seine Abwesenheit an diesem Morgen hätte erregen können. Während er im Bade war, schrieb der alte Capsararius, wie er auf seiner anticipirten Grabschrift sich nannte, auf ein Blatt Pergament Alles auf, was seine Frau von dem Plane

gehört hatte, das Cömeterium gleich anzugreifen und sich der Person des Papstes zu bemächtigen. Dieses Stück Pergament steckte er mit einer Nadel in die Tunica des Sebastianus, die ihm zum Aufbewahren gegeben worden, da er in Gegenwart von Andern nicht mit ihm sprechen durfte.

Sebastianus ging nach dem Bade in die Halle, wo die Ereignisse des Morgens besprochen wurden und wo Fulvius wartete, bis Corvinus die Nachricht brächte, daß Alles bereit sei. Als er verdrießlich von dort wegging, fühlte er beim Gehen etwas Stechendes auf der Brust; er untersuchte seine Kleider und fand das Blatt. Es war in ungefähr eben so zierlichem Latein geschrieben, wie Cucumio's Grabschrift; aber er entnahm daraus genug, um es für nöthig zu halten, seine Schritte statt nach dem Palatinischen Hügel nach der Appischen Straße zu lenken und den in dem Cömeterium versammelten Christen die wichtige Nachricht zu bringen. Da er aber eine schnellere und sicherere Botin in dem armen blinden Mädchen fand, welches nicht so viel Aufsehen erregen konnte wie er selbst, so hielt er es an, gab ihm das Blatt, nachdem er mit der Feder und Dinte, die er bei sich trug, einige Worte hinzugefügt hatte, und befahl ihm, dasselbe möglichst rasch zu besorgen. Indeß hatte er kaum die Bäder verlassen, als dem Fulvius gemeldet wurde, Corvinus und sein Haufe eile schon, um jeden Verdacht zu vermeiden, über die Felder nach dem bestimmten Orte. Fulvius setzte sich also gleich zu Pferde; er ritt auf der Landstraße vorbei, während Sebastianus auf einem Nebenwege der blinden Botin seine Aufträge gab.

Als wir den Diogenes und seine Gesellschaft durch die Katakomben begleiteten, kamen wir nicht bis zu der unterirdischen Kirche, weil Severus nicht wollte, daß Torquatus dieselbe sähe. In dieser Kirche war jetzt die christliche Gemeinde unter ihrem obersten Hirten versammelt. Sie war nach demselben Plane angelegt, wie alle solche Aushöhlungen, — denn Gebäude kann man sie kaum nennen.

Der Leser möge sich zwei der Cubicula oder Kammern, welche wir früher beschrieben haben, denken, die zu beiden Sei-

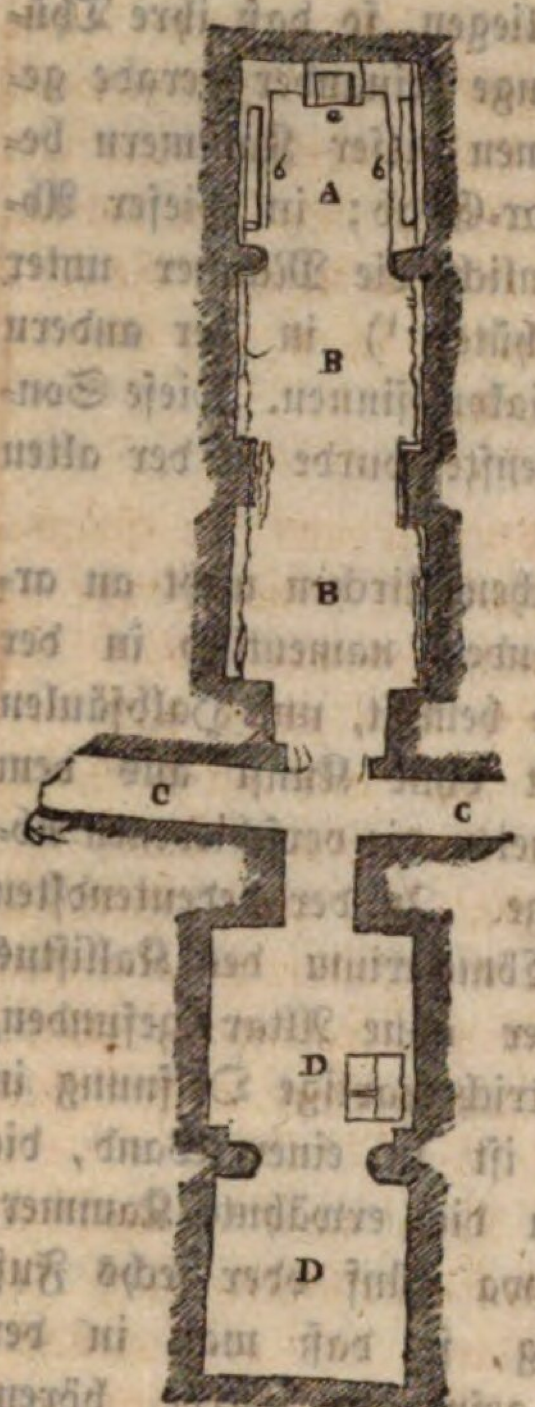
ten einer Galerie oder eines Ganges liegen, so daß ihre Thüren oder vielmehr ihre weiten Eingänge einander gerade gegenüber sind. An dem Ende der einen dieser Kammern befindet sich ein Arcosolium oder Altar-Grab; in dieser Abtheilung versammelten sich wahrscheinlich die Männer unter der Aufsicht der Ostiarii oder Thürhüter, [1]) in der andern die Weiber unter der Aufsicht der Diakonissinnen. Diese Sonderung der Geschlechter beim Gottesdienste wurde in der alten Kirche strenge beobachtet.

Oft mangelte es diesen unterirdischen Kirchen nicht an architektonischen Verzierungen: die Wände, namentlich in der Nähe des Altars, waren getüncht und bemalt, und Halbsäulen mit Basen und Capitälern, die nicht ohne Kunst aus dem Sandstein ausgehauen waren, bezeichneten die verschiedenen Abtheilungen oder verzierten die Eingänge. In der bedeutendsten Basilika, die man bis jetzt in dem Cömeterium des Kallistus entdeckte, hat man auch eine Kammer ohne Altar gefunden, welche mit der Kirche durch eine trichterartige Oeffnung in Verbindung steht. Diese Oeffnung ist in einer Wand, die etwa zwölf Fuß dick ist und führt in die erwähnte Kammer, welche tiefer liegt, als die Kirche, etwa fünf oder sechs Fuß hoch vom Boden in schiefer Richtung, so daß man in der Kammer Alles, was in der Kirche gesprochen wurde, hören, aber Nichts, was dort geschah, sehen konnte. Man glaubt mit Recht, diese Kammer sei der Ort gewesen, wo die Classe der öffentlichen Büßer, welche Audientes oder Hörende hießen, und die noch nicht getauften Katechumenen sich versammelten.

Die Basilika, in welcher die Christen versammelt waren, als Sebastianus ihnen seine Nachricht schickte, war der ähnlich, welche in dem Cömeterium der h. Agnes entdeckt worden ist. Jede der beiden Abtheilungen derselben war doppelt, d. h. jede bestand aus zwei Kammern, welche in der Abtheilung für die Frauen durch Halbsäulen und in der Abtheilung für die Männer durch niedrige Pfeiler abgegrenzt waren. Einer dieser Pfeiler hatte eine Nische für ein Bild oder eine Lampe. Die merkwürdigste

[1]) Eine der niedern Weihen heißt die der Ostiarii.

Eigenthümlichkeit dieser Basilika ist aber eine Verlängerung derselben, welche das Chor oder Presbyterium bildet. Dieses ist halb so groß, wie jede der beiden andern Abtheilungen, von denen es durch zwei an der Wand stehende Pfeiler getrennt wird. Das Chor ist auch nicht so hoch, wie die andern Abtheilungen: während jeder Theil von diesen in der Wand erst ein Grab mit einem hohen Bogen und dann noch vier oder fünf Reihen Gräber darüber hat, ist das Chor nicht viel höher, als diese Arcosolia oder mit Bogen überspannten Altar-Gräber. An dem Ende des Chores mitten an der Wand ist ein Stuhl, mit Rücken- und Seitenlehnen aus dem Felsen ausgehauen, und von den beiden Seiten dieses Stuhles an zieht sich eine steinerne Bank, welche also das Ende und die beiden Seiten des Chores einnimmt. Da die Fläche des Arcosolium hinter dem Stuhle höher ist, als die Rückenlehne des Stuhls und da dieser unbeweglich ist, so konnten die heiligen Geheimnisse nicht auf diesem Grabe gefeiert werden. Es muß also ein tragbarer Altar vor den Thron mitten in das Chor hingestellt worden sein; und das war, wie die Tradition sagt, der hölzerne Altar des h. Petrus.



Grundriß einer unterirdischen Kirche im Cömeterium der h. Agnes.

A. Chor, mit dem Stuhle des Bischofs (a) und Bänken für die Geistlichen (bb).
B. Abtheilung für die Männer, von dem Chore durch zwei Pfeiler getrennt, welche einen Bogen tragen.
C. Corridor der Katakomben, von wo aus man in die Kirche eintrat.
D. Abtheilung für die Frauen, worin sich rechts ein Grab befindet.

Die beiden Abtheilungen werden durch Vorsprünge an den Wänden in je zwei kleinere Abtheilungen getheilt.

Wir haben also hier genau dieselbe Einrichtung, welche wir in den nach der Zeit der Verfolgung gebauten Kirchen

und noch jetzt in allen alten Basiliken in Rom finden: den bischöflichen Thron mitten in der Apsis, das Presbyterium oder die Sitze für die Geistlichen zu beiden Seiten und den Altar zwischen dem Throne und dem Volke. So anticipirten also die alten Christen in ihren unterirdischen Kirchen die Formen der kirchlichen Baukunst, oder legten schon den Grund, worauf die Principien derselben basirt sind.

In einer solchen Basilika also haben wir uns die Gläubigen versammelt zu denken, als Corvinus mit seiner Bande an dem Eingange des Cömeteriums ankam. Es war dieses der Weg, den Torquatus kannte; er führte von einem halb verfallenen Gebäude durch Stufen hinab und war durch Reisig verdeckt. Sie fanden Alles unbewacht und trafen gleich ihre Vorkehrungen. Fulvius blieb mit zehn oder zwölf Soldaten zurück, um den Eingang zu bewachen und Jeden zu ergreifen, der herauszukommen oder hineinzugehen versuchen würde. Corvinus schickte sich an, mit Torquatus und acht Andern hinabzusteigen.

„Mir gefällt diese unterirdische Arbeit nicht", sagte ein alter graubärtiger Soldat. „Ich bin ein Soldat und kein Rattenfänger. Bringt mir meinen Mann an das Tageslicht, und ich will mit ihm kämpfen; aber ich habe keine Lust, mich ersticken oder vergiften zu lassen, wie Ungeziefer in einem Graben."

Diese Rede fand Beifall bei den Soldaten. „Es sind vielleicht", sagte Einer, „Hunderte von diesen hinterlistigen Christen da drunten, und unser sind nicht viel mehr als ein Dutzend."

„Das ist nicht die Arbeit, wofür wir unsern Sold bekommen", fügte ein Anderer bei.

„Ihre Zaubereien fürchte ich", fuhr ein Dritter fort, „nicht ihre Tapferkeit."

Fulvius mußte alle seine Beredtsamkeit aufbieten, um sie willig zu machen. Er versicherte sie, es sei nichts zu fürchten; die feigen Christen würden wie Hasen vor ihnen weg-

laufen und sie würden mehr Gold und Silber in der Kirche finden, als sie im ganzen Jahre an Sold erhielten. So ermuthigt gingen sie tappend die Treppe hinab. Sie sahen hie und da Lampen in dem langen Gange, welcher vor ihnen lag.

„Pst!“ sagte Einer, „horch! Stimmen!“

Sie hörten Töne, die sanft aus weiter Ferne zu ihnen herüber klangen; es war der Gesang einer frischen jugendlichen Stimme, die nicht vor Furcht zitterte, und so hell, daß sie die einzelnen Worte verstehen konnten:

„Dominus illuminatio mea et salus mea; quem timebo? Dominus protector vitæ meæ; a quo trepidabo?“

Dann hörte man einen starken Chor, dessen Gesang wie das Brausen vieler Wasser klang:

„Dum appropiant super me nocentes, ut edant carnes meas; qui tribulant me, inimici mei, ipsi infirmati sunt et ceciderunt.“

Scham und Aerger ergriff die Eindringenden, als sie diese ruhig vertrauensvollen und gleichsam herausfordernden Worte hörten. Dann ertönte wieder die einzelne Stimme, aber schwächer:

„Si consistant adversum me castra, non timebit cor meum.“ [1])

„Ich meine, ich kenne die Stimme“, murmelte Corvinus. „Ja, ich kenne sie unter tausend. Es ist die Stimme meines bösen Dämons, der Schuld ist an allem Unglück der letzten Nacht und an den Beschwerden dieses Tages. Es ist die Stimme des Pankratius, der das Edict abgerissen hat. Auf, auf, Leute; ein großer Lohn für den, welcher ihn todt oder lebendig herbeischafft!“

„Aber halt!“ sagte Einer, „laßt uns erst die Fackeln anzünden.“

[1]) „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen soll ich fürchten? Der Herr ist Schutzwehr meines Lebens; vor wem soll ich zittern? — Wenn Frevler sich mir nahen, um mein Fleisch zu verzehren, — die mich drängen, meine Feinde, da werden selber sie ohnmächtig und stürzen. — Wenn gegen mich sie Lager schlagen, fürchtet nicht mein Herz.“ — Die ersten Verse des 26. Psalms.

„Horch!" sagte ein Zweiter, als sie damit beschäftigt waren, „was ist das für ein sonderbares Geräusch? Es ist als ob man ein Schaufeln und Hämmern in der Ferne hörte. Ich habe es schon einige Zeit gehört."

„Und sieh!" fügte ein Dritter bei, „die Lichter in der Ferne sind verschwunden und der Gesang ist verstummt. Wir sind gewiß entdeckt."

„Es ist nichts zu fürchten", sagte Torquatus mit erheucheltem Muthe; „das Geräusch rührt von den alten Maulwürfen her, von dem Diogenes und seinen Söhnen, welche damit beschäftigt sind, Gräber für die Christen zu machen, die wir fangen werden."

Torquatus hatte den Soldaten gerathen, keine Fackeln mitzunehmen, sondern Wachskerzen, wie er sie mitgenommen hatte, oder solche Lampen, wie Diogenes auf der Vignette vor dem ersten Capitel dieses Theils eine trägt. Aber die Soldaten erklärten, sie gingen ganz gewiß nicht hinunter, wenn der Gang nicht gut erhellt würde und zwar durch Fackeln, die nicht jeder Luftzug und jeder Schlag auf den Arm auslöschen könne. Die Folgen davon machten sich bald fühlbar. Während sie still und vorsichtig in dem niedrigen und engen Gange vorangingen, knisterten und flackerten die harzigen Fackeln mit einem grellen Lichte, welches sehr unbequem wurde, und ein dichter pechschwarzer Rauch drang von dem Gewölbe auf die Träger herunter, erstickte sie fast und verbreitete um sie herum eine so dichte Wolke, daß die Fackeln bald zu erlöschen drohten. Torquatus ging an der Spitze und zählte die Gänge, welche rechts und links abgingen; die Zeichen, welche er bei dem frühern Besuche an verschiedenen Stellen gemacht hatte, sah er nicht mehr. Zu seinem großen Erstaunen und Schrecken fand er, als er kaum halb so viel Seitengänge gezählt hatte, wie er glaubte zählen zu müssen, den Weg ganz versperrt.

Schärfere Augen, als er ahnte, hatten gewacht. Severus war ununterbrochen auf seiner Hut gewesen, um sich nicht überraschen zu lassen. Er war unten vor dem Eingange zum Cömeterium, als die Soldaten oben vor demselben ankamen;

und er eilte, als er sie sah, gleich nach dem Orte hin, wo schon der Sand zum Versperren des Weges aufgehäuft lag; sein Bruder und einige andere kräftige Männer standen dort bereit. In einem Augenblicke waren sie mit gewohnter Stille und Schnelligkeit an der Arbeit; sie schaufelten den Sand von beiden Seiten in den engen und niedrigen Corridor und durch gutgezielte Schläge mit der Hacke schlugen sie von der niedrigen Decke Stücke Sandstein herunter, so daß der Weg bald ganz versperrt war. Hinter dieser neuen Wand standen sie und konnten kaum ein Lachen unterdrücken, als sie die Feinde auf der andern Seite vor derselben ankommen hörten. Ihre Arbeiten hatten das Geräusch verursacht, welches die Soldaten gehört hatten, und die neu aufgeführte Wand hatte gemacht, daß dieselben die Lichter nicht mehr sahen und den Gesang nicht mehr hörten.

Torquatus' Verlegenheit wurde nicht vermindert durch den Hagel von Flüchen, Verwünschungen und Drohungen, welche die Soldaten gegen ihn als einen Narren oder Verräther ausstießen. „Wartet einen Augenblick, ich bitte euch", sagte er. „Es ist möglich, daß ich nicht richtig gezählt habe. Ich erkenne aber den rechten Weg an einem merkwürdigen Grabe wieder, welches sich, einige Ellen weit von dem ersten Gange entfernt, darin befindet; ich will in einen oder zwei der letzten Corridore einige Schritte weit hineingehen und zusehen."

Mit diesen Worten eilte er bis zu dem nächsten Seitengange zur Linken zurück, ging einige Schritte weit in denselben hinein und verschwand. Seine Gefährten hatten ihn bis an die Mündung dieses Seitenganges begleitet, konnten aber nicht sehen, wo er geblieben war. Sein Verschwinden kam ihnen als eine Wirkung von Zauberei vor, an die sie ohnehin sehr geneigt waren zu glauben. Weder von seinem Lichte noch von ihm selbst war mehr etwas zu sehen. „Nun haben wir aber genug", sagten sie; „entweder ist Torquatus ein Betrüger, oder er ist weggezaubert."

Ermüdet, von der durch ihre Fackeln fast entzündeten Atmosphäre erhitzt, von dem Rauche geschwärzt, geblendet und

halb erstickt, niedergeschlagen und entmuthigt, kehrten sie um, und da ihr Weg ganz gerade auf den Eingang zu führte, so warfen sie ihre brennenden Fackeln, um sie los zu werden, beim Vorübergehen der Eine in diesen, der Andere in jenen Seitengang. Als sie sich nun einmal umsahen, schien der ganze Gang festlich erleuchtet zu sein. Aus den Mündungen der verschiedenen Seitengänge drang ein feueriges Licht, in welchem der sonst dunkele Sandstein hell roth erglänzte, während der Rauch sich in ambrafarbigen Wolken unter dem Gewölbe hinzog. Die Gräber, deren gelbe Ziegel oder Marmorplatten von dem ungewöhnlichen Lichte bestrahlt wurden, sahen aus, als wären sie mit silbernen oder goldenen Platten bedeckt, die in den rothen Damast der Wände eingefügt wären. Es war, als sollten diese wüthenden Heiden an dem ersten Tage der Verfolgung das Martyrthum verherrlichen; die Fackeln, welche sie angezündet hatten, um zu zerstören, dienten nur dazu, die Denkmäler jener Tugend mit Glanz zu umgeben, welche der Kirche nie gemangelt hat!

Aber ehe sie, wie zurückgeschlagene Hunde die Köpfe hangen lassend, an dem Eingange des Cömeteriums ankamen, erschreckte sie noch eine eigenthümliche Erscheinung. Sie meinten, sie sähen schon das Tageslicht, überzeugten sich aber bald, daß es der Schimmer einer Lampe war. Eine aufrechtstehende unbewegliche Gestalt hielt dieselbe in der Hand, so daß sie selbst von dem Lichte beschienen wurde. Sie war schwarz gekleidet, so daß sie einer von jenen Bronze-Statuen glich, an denen der Kopf und die Hände von weißem Marmor sind, und welche einen so eigenthümlichen Eindruck machen, weil sie auf den ersten Anblick lebendigen Wesen gleichen.

„Wer kann das sein? Was ist das?“ flüsterten die Soldaten einander zu.

„Eine Zauberin“, antwortete Einer.

„Der genius loci“, [1]) meinte ein Anderer.

„Ein Geist“, sagte ein Dritter.

Als sie aber langsam näher kamen, schien es ihnen, als ob

[1]) Der Schutzgeist des Ortes.

die Gestalt sie nicht bemerkte; ihre Augen schienen keine Sehkraft zu haben, denn sie blieb unbeweglich und unerschrocken stehen. Endlich kamen ihr Zwei nahe genug, um sie bei den Armen fassen zu können.

„Wer bist du?" fragte Corvinus wüthend.

„Eine Christin", antwortete Cäcilia mit ihrer gewöhnlichen freundlichen Heiterkeit.

„Bringt sie hinaus!" befahl er. „Irgend Jemand soll wenigstens dafür büßen, daß wir betrogen sind."

Siebenzehntes Capitel.

Die erste Blume.

Cäcilia war durch einen andern Eingang in der Nähe des gewöhnlichen in das Cömeterium hinabgestiegen. Sie roch gleich den Rauch der Fackeln. „Das ist nicht von unserm Weihrauch", dachte sie; „der Feind muß schon drinnen sein." Sie eilte darum zu dem Orte, wo die Christen versammelt waren, gab den Brief des Sebastianus ab und erzählte, was sie selbst bemerkt hatte. Sebastianus forderte in seinem Briefe die Christen auf, sich zu zerstreuen und sich in den innern und niedrigern Galerien zu verbergen; namentlich ersuchte er den Papst, im Cömeterium zu bleiben, bis er selbst ihn holen lasse, da man ihm ganz besonders nachstelle.

Pankratius drang in die blinde Botin, sich auch zu verbergen. „Nein", antwortete sie, „mein Amt ist es, die Thüre zu bewachen und die Gläubigen zu führen."

„Aber die Feinde können dich ergreifen."

„Das thut nichts", antwortete sie lachend; „wenn ich ergriffen werde, so werden dadurch vielleicht viele kostbarere Leben gerettet. Gib mir eine Lampe, Pankratius."

„Wie? Du kannst ja doch nicht sehen", bemerkte er lächelnd.

„Freilich nicht; aber Andern kann sie leuchten."

„Das könnten aber deine Feinde sein."

„Immerhin", antwortete sie. „Ich mag nicht in der Dunkelheit ergriffen werden. Wenn mein Bräutigam zu mir

kommt in der Nacht dieses Cömeteriums, muß Er mich dann nicht mit brennender Lampe finden?“

Sie eilte fort und nahm ihren Pbsten ein. Da sie kein Geräusch hörte, als ruhige Fußtritte, so meinte sie, es nahten Freunde, und hielt darum die Lampe in die Höhe, um ihnen zu leuchten.

Als die Soldaten mit ihrer einzigen Gefangenen aus dem Cömeterium kamen, war Fulvius außer sich vor Wuth. Sein Plan war nicht nur gänzlich, sondern bis zur Lächerlichkeit vereitelt: der kreißende Berg hatte nur eine Maus geboren. — Er fuhr den Corvinus so wüthend an, daß der Elende vor Aerger kochte und schäumte. Dann fragte er plötzlich: „Und wo ist Torquatus?“ — Die Geschichte seines Verschwindens wurde ihm auf eben so mannichfaltige Weise erzählt, wie das Abenteuer des dacischen Wächters; aber die Sache ärgerte ihn sehr; er zweifelte gar nicht daran, daß Torquatus, den er als Werkzeug gebrauchen zu können gemeint hatte, ihn hintergangen und sich in das unerforschliche Labyrinth des Cömeteriums geflüchtet hätte. Wäre das der Fall; dachte er, so müßte die Gefangene darum wissen, und er beschloß daher, sie zu verhören. Er stellte sich also vor sie, sah sie scharf und finster an und sagte barsch: „Sieh mich an, Weib, und sag' mir die Wahrheit!“

„Ich muß dir die Wahrheit sagen, Herr, ohne dich anzusehen“, antwortete das arme Mädchen mit dem heitersten Lächeln und der sanftesten Stimme; „siehst du denn nicht, daß ich blind bin?“

„Blind!“ riefen Alle auf einmal aus und drängten sich neugierig um sie. Aber auf Fulvius machte die Antwort sehr wenig Eindruck, etwa wie wenn ein sanfter Windhauch über ein reifes Kornfeld hinfährt. Es war ihm etwas eingefallen, was ihm von Nutzen sein zu können schien.

„Es wäre lächerlich“, sagte er, „wenn ihr zwanzig Soldaten mit einem blinden Mädchen als einziger Gefangenen durch die Stadt marschiren wolltet; kehrt in euere Quartiere



zurück. Ich will dafür sorgen, daß ihr gut belohnt werdet. Du, Corvinus, nimm mein Pferd, reite zu deinem Vater und statte ihm Bericht ab. Ich will auf einem Wagen mit der Gefangenen nachkommen."

„Keine Verrätherei, Fulvius!" sagte Corvinus verdrießlich und ärgerlich. „Wehe dir, wenn du sie nicht mitbringst! Der Tag darf nicht ohne ein Opfer verfließen."

„Sei unbesorgt!" war die Antwort.

Fulvius dachte daran, ob er nicht, da er seinen Spion verloren, Cäcilia zum Spioniren gebrauchen könne. Aber die heitere Ruhe der armen Bettlerin machte ihn mehr verlegen, als der prahlerische Eifer des Spielers Torquatus, und ihre blinden Augen mehr, als dessen unruhige Blicke. Indeß wollte er doch versuchen, ob er nicht durch Cäcilia mehr herausbringen könne. Als er mit ihr allein im Wagen saß, redete er sie in einem sanftern Tone an. Er wußte, daß sie sein Gespräch mit Corvinus nicht gehört hatte.

„Armes Mädchen!" sagte er; „wie lange bist du schon blind gewesen?"

„Mein ganzes Leben lang", antwortete sie.

„Erzähle mir deine Geschichte. Woher bist du?"

„Ich habe keine Geschichte, Herr. Meine Eltern waren arm und nahmen mich, als ich vier Jahre alt war, mit nach Rom, als sie dorthin gingen, um am Grabe der seligen Martyrer Chrysanthus und Daria zu beten, wie sie gelobt hatten, als ich einmal sehr krank war. Sie ließen mich bei einer frommen lahmen Frau an der Thüre des Titels der Fasciola, während sie gingen, um ihre Andacht zu verrichten. Es war an dem denkwürdigen Tage, wo an dem Grabe der seligen Martyrer viele Christen durch Erde und Steine, die man über sie warf, verschüttet wurden. Meine Eltern hatten auch das Glück, so zu sterben."

„Und wie ist es dir seitdem ergangen?"

„Gott war nun mein einziger Vater und Seine katholische Kirche meine Mutter. Er nährt die Vögel des Himmels; sie

pflegt die schwachen Lämmer der Heerde. Es hat mir nie etwas gemangelt."

„Aber du kannst auch so sicher und furchtlos in den Straßen umhergehen, als könntest du sehen."

„Wie weißt du das?"

„Ich habe dich gesehen. Erinnerst du dich, daß du einmal im Herbst des Morgens sehr früh einen armen lahmen Mann über die Patricische Straße geführt hast?"

Sie erröthete und schwieg. Sollte er es gesehen haben, daß sie dem armen Greise ihren Theil von den Almosen in den Beutel steckte?

„Du hast eingestanden, daß du eine Christin seist?" fragte er in gleichgültigem Tone.

„Ja gewiß! Wie hätte ich es leugnen können?"

„Dann war also jene Versammlung eine Versammlung von Christen?"

„Gewiß; was sonst?"

Mehr wollte er nicht; sein Verdacht war also begründet gewesen: Agnes, von der Torquatus ihm nichts sagen konnte oder wollte, war sicher eine Christin. Nun war die Sache klar: sie mußte die Seine werden, oder er gewann ihr Vermögen durch Confiscation.

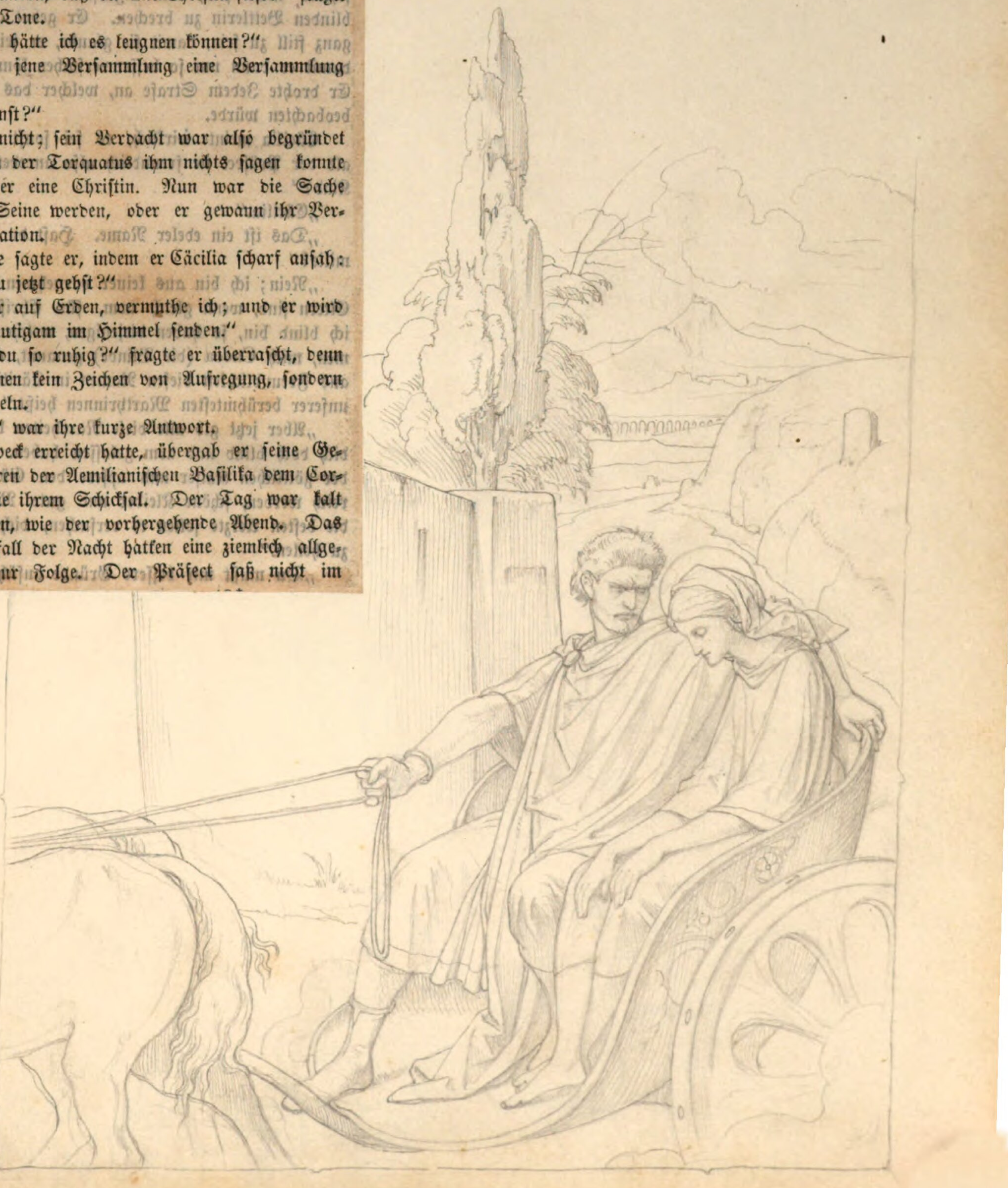
Nach einer Pause sagte er, indem er Cäcilia scharf ansah: „Weißt du, wohin du jetzt gehst?"

„Vor den Richter auf Erden, vermuthe ich; und er wird mich zu meinem Bräutigam im Himmel senden."

„Und dabei bist du so ruhig?" fragte er überrascht, denn er sah in ihren Mienen kein Zeichen von Aufregung, sondern nur ein ruhiges Lächeln.

„Vielmehr froh!" war ihre kurze Antwort.

Da er seinen Zweck erreicht hatte, übergab er seine Gefangene an den Thoren der Aemilianischen Basilika dem Corvinus und überließ sie ihrem Schicksal. Der Tag war kalt und regnerisch gewesen, wie der vorhergehende Abend. Das Wetter und der Vorfall der Nacht hatten eine ziemlich allgemeine Verstimmung zur Folge. Der Präfect saß nicht im



Freien, sondern im Hause zu Gericht, wo sich kein großer Haufe versammeln konnte; und da mehrere Stunden ohne Verhaftung, ohne Verurtheilung, und ohne Nachrichten verflossen, so hatten die meisten Neugierigen die Basilika verlassen und nur einige, die ausdauernder waren, blieben und brachten die Stunden der nachmittägigen Erholung in den öffentlichen Gärten zu. Aber gerade kurz vorher, ehe die Gefangene ankam, war ein frischer Haufe Zuschauer eingetreten; sie standen an einer der Seitenthüren, von wo sie Alles sehen konnten.

Corvinus hatte seinem Vater schon Bericht abgestattet. Tertullus empfand einiges Mitleid und meinte, es könne so schwer nicht sein, den Eigensinn einer armen, unwissenden, blinden Bettlerin zu brechen. Er gebot also den Zuschauern, ganz still zu sein, damit sie glaube, er sei allein mit ihr, und damit er dann um so besser versuchen könne, sie zu überreden. Er drohte Jedem Strafe an, welcher das Stillschweigen nicht beobachten würde.

Cäcilia meinte wirklich, es sei sonst Niemand anwesend, als der Präfect sie freundlich also anredete: „Wie heißest du, Kind?"

„Cäcilia."

„Das ist ein edeler Name. Hast du ihn von deiner Familie?"

„Nein; ich bin aus keiner vornehmen Familie. Aber meine Eltern sind, wenn gleich arm, für Christus gestorben. Da ich blind bin, so haben diejenigen, welche sich meiner annahmen, mich Caeca (die Blinde) genannt, und dann haben sie aus Freundlichkeit diesen Namen in Cäcilia geändert, wie eine unserer berühmtesten Martyrinnen heißt."

„Aber jetzt gib alle diese Narrheiten der Christen auf, die dich doch blind und arm gelassen haben. Achte die Decrete der göttlichen Kaiser und opfere den Göttern, und du sollst reich werden, schöne Kleider und gute Nahrung haben, und die besten Aerzte sollen es versuchen, dich von der Blindheit zu heilen."

„Du mußt mir bessere Gründe anführen, als diese; denn

wofür ich Gott und Seinem göttlichen Sohne am meisten danke, ist gerade das, was du mir wegnehmen willst."

„Wie meinst du das?"

„Ich danke Gott, daß ich arm und dürftig gekleidet bin und nicht üppig speisen kann; denn so bin ich meinem einzigen Bräutigam Jesus Christus nur um so ähnlicher."

„Närrisches Mädchen!" unterbrach sie der Richter, der schon etwas ungeduldig wurde; „hast du alle diese dummen Träumereien schon gelernt? Aber du kannst doch wenigstens dafür deinem Gott nicht danken, daß er dich blind gemacht hat?"

„Dafür danke ich Ihm täglich und stündlich von ganzem Herzen mehr als für alles Andere."

„Wie so? Hältst du es denn für ein Glück, daß du nie ein menschliches Angesicht oder die Sonne oder die Erde gesehen hast? Das sind sonderbare Grillen!"

„O nein, edeler Herr. Denn inmitten dessen, was ihr Finsterniß nennt, sehe ich etwas, was ich Licht nennen muß; so sehr sticht es gegen Alles ab, was rings um es herum ist. Es ist für mich, was die Sonne für euch ist; sie ist ja auch an einen Ort gebunden, das fühle ich an der sich ändernden Richtung ihrer Strahlen. Es ist, als wenn dieses Licht mich mit einem wunderschönen Gesichte ansähe und mich stets anlächelte. Und ich weiß, es ist das Licht Dessen, den ich mit ungetheiltem Herzen liebe. Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß Sein Glanz von einer hellern Sonne überstrahlt und Seine wundervolle Schönheit mit den mannichfaltigen Zügen Anderer vermischt, oder mein Blick durch irdische Dinge, die ich sähe, von Ihm abgezogen würde. Ich liebe Ihn zu sehr, daß ich nicht wünschen sollte, Ihn immer allein zu sehen."

„Genug, genug! Ich will von dem albernen Geschwätz nichts mehr hören. Gehorche gleich den Kaisern; oder ich muß etwas versuchen, was dir ein wenig Schmerz verursachen wird. Das wird dich schon zähmen."

„Schmerz?" wiederholte sie unbefangen.

„Ja, Schmerz. Hast du nie Schmerz empfunden? Hat dir nie in deinem Leben Jemand wehe gethan?"

„O nein; die Christen thuen einander nicht wehe.“

Die Folter stand, wie gewöhnlich, vor ihm und er winkte dem Catulus, sie darauf zu legen. Der Henker zog sie von hinten bei ihren Armen darauf nieder; und da sie keinen Widerstand leistete, so war sie schnell auf das hölzerne Lager ausgestreckt. Die Schlingen der stets bereiten Stricke waren in einem Augenblicke um ihre Knöchel gelegt und die Arme wurden über den Kopf gezogen. Das arme blinde Mädchen sah nicht, wer alles dieses that; sie wußte nicht anders, als daß es derselbe Mann sei, der mit ihr geredet hatte. War es bis jetzt still gewesen, so hielten die Anwesenden nun selbst den Athem an. Cäcilia bewegte inbrünstig betend die Lippen.

„Noch einmal fordere ich dich auf, den Göttern zu opfern und dich vor grausamen Foltern zu retten“, sagte der Richter mit strengem Tone.

„Weder Folter noch Tod“, antwortete fest das auf den Altar gebundene Opfer, „soll mich trennen von der Liebe Christi. Ich kann nur dem Einen lebendigen Gott opfern. Ihm opfere ich bereitwillig mich selbst.“

Der Präfect winkte dem Henker und dieser drehte rasch die beiden Räder der Folter einmal herum, an denen die Stricke befestigt waren. Die Glieder des Mädchens wurden mit einem plötzlichen Ruck ausgestreckt, — eine zweite Umdrehung des Rades hätte sie aus den Gelenken gereckt; aber schon dieses Ausstrecken verursachte ihr einen heftigen, recht eigentlich folternden Schmerz. Der Schmerz war für sie um so empfindlicher, als sie die Ursache desselben und die Vorbereitungen, welche ihm vorhergingen, nicht sah; die Dunkelheit macht ja überhaupt das Leiden härter. Aber nur ein Zucken in ihrem Gesichte und ein plötzliches Erblassen zeigte, daß sie Schmerz empfand.

„Ha, ha!“ rief der Richter aus; „du fühlst das? Nun, laß es genug sein! Gehorche, und du bist frei.“

Sie schien auf diese Worte nicht zu achten, sondern drückte ihre Gefühle in einem Gebete aus: „Ich danke Dir, o Herr Jesus Christus, daß Du mich zum ersten Male um Deinet-

willen hast Schmerz empfinden lassen. Ich habe Dich geliebt in der Zeit des Friedens; ich habe Dich geliebt in der Zeit des Trostes; ich habe Dich geliebt in der Zeit der Freude; und jetzt im Schmerze liebe ich Dich noch mehr. Wie viel süßer ist es mir noch, daß ich Dir jetzt ähnlich werde, wie Du auf das Kreuz ausgestreckt warest, als daß ich Dir während meines Lebens ähnlich war in der Armuth und Niedrigkeit!"

„Du verspottest mich", rief der Richter ärgerlich aus, „und mißbrauchst meine Milde. Wir wollen etwas Stärkeres versuchen. Hier, Catulus, halte ihr eine brennende Fackel an die Seite!" [1])

Entsetzen und Unwillen ergriff die Versammelten und man hörte von allen Seiten der Halle ein unterdrücktes unwilliges Murren.

Cäcilia bemerkte jetzt zuerst, daß sie von einem Volkshaufen umgeben war. Ein dunkeles Roth der Scham überzog ihre Stirne, ihr Gesicht und ihren Hals, die eben noch weiß wie Marmor waren. Der Richter gebot ärgerlich Ruhe und Alle lauschten schweigend, als sie noch inniger, wie vorher, wieder zu reden anfing:

„O mein theuerer Herr und Bräutigam! Ich bin Dir stets treu geblieben. Laß mich Schmerz und Folter leiden für Dich; aber erspare mir Beschämung vor menschlichen Augen! Nimm mich gleich zu Dir, daß ich nicht beschämt mein Gesicht mit meinen Händen bedecken muß, wann ich vor Dir stehe."

Ein neues Gemurmel des Mitleids wurde laut.

„Catulus!" rief der Richter wüthend; „thue deine Pflicht, Schurke! Was hast du im Sinn, daß du den ganzen Tag an der Fackel stümperst?"

Der Henker trat zu ihr und streckte die Hand nach ihrem Gewande aus, um es wegzuziehen und um dann die Fackel an ihre Seite zu halten; aber er zog gleich die Hand zurück

[1]) Die Folter wurde zu einem doppelten Zwecke angewendet, als Marter und um den Leib zur Anwendung anderer Martern ausgestreckt zu erhalten. Zu den gewöhnlichsten Martern gehörte die im Text erwähnte.

und sagte, zu dem Präfecten gewandt, mit sanfter Stimme: „Es ist zu spät; sie ist todt.“

„Todt?“ rief Tertullus aus; „todt, und du hast nur einmal das Rad gedreht! Unmöglich!“

Catulus drehte das Rad zurück; aber der Leib lag regungslos da. Es war wirklich so: sie war von der Folter zum Throne, von dem grimmigen Drohen des Richters zur liebevollen Umarmung ihres Bräutigams geführt. Hatte sie ihre reine Seele, wie süßen Wohlgeruch, mit dem Weihrauchduft des Gebetes ausgehaucht? Oder vermochte ihr Herz das Blut nicht wieder aufzunehmen, welches jenes erste jungfräuliche Erröthen ihr in's Angesicht getrieben hatte? [1])

Als Alles noch vor Verwunderung und ehrfurchtsvollem Staunen schwieg, rief eine helle kühne Stimme aus der Gruppe, die nahe an der Thüre stand: „Gottloser Tyrann, siehst du nicht, daß eine arme blinde Christin mehr Gewalt über Leben und Tod hat, als du und deine grausamen Herren?“

„Wie! zum dritten Male in vierundzwanzig Stunden trittst du mir in den Weg? Aber dies Mal entrinnst du mir nicht!“ So rief Corvinus und mit einem furchtbaren Fluch sprang er von der Seite seines Vaters auf die Gruppe zu. Da er aber blindlings zurannte, stieß er mit einem Offizier, stark wie ein Hercules, zusammen, welcher — ohne Zweifel ganz zufällig — aus der Gruppe hervortrat. Er prallte zurück und taumelte; aber der Soldat packte ihn und sagte: „Du hast dich hoffentlich nicht verletzt, Corvinus?“

„Nein, nein! Laß mich los, Quadratus, laß mich los!“

„Wohin denn so eilig? Kann ich dir helfen?“ fragte der Soldat, ihn noch immer festhaltend.

„Laß mich los, sage ich, oder er entwischt mir.“

„Wer entwischt dir?“

„Pankratius“, antwortete Corvinus, „der eben meinen Vater verhöhnt hat.“

[1]) Es kommen mehrere Fälle vor, wo der Tod von Martyrern die Frucht ihres Gebetes war; so bei der h. Praxedes, der h. Cäcilia, der h. Agatha u. A.

„Pankratius?“ sagte Quadratus und blickte um sich. Er sah, daß derselbe glücklich entwischt war. „Ich sehe ihn nicht.“ Er ließ jetzt den Corvinus los; aber es war zu spät: der Jüngling war schon sicher im Hause des Diogenes in der Suburra.

Unterdessen befahl der Präfect ärgerlich dem Catulus, die Leiche in die Tiber werfen zu lassen. Aber ein anderer Offizier, der in seinen Mantel gehüllt in der Nähe stand, winkte dem Catulus, welcher den Wink verstand und seine Hand ausstreckte, um eine Börse anzunehmen, die ihm heimlich hingehalten wurde.

„Vor dem Capenischen Thor auf der Villa der Lucina, eine Stunde nach Sonnenuntergang“, sagte Sebastianus.

„Soll richtig dort abgeliefert werden“, sagte der Henker.

„Was meinst du, woran ist das arme Mädchen gestorben?“ fragte einer der Zuschauer einen andern, der mit ihm hinausging.

„Vor Schrecken, denke ich“, antwortete dieser.

„Vor christlicher Züchtigkeit“, sagte ein Fremder, der an ihnen vorbeiging.

Achtzehntes Capitel.

Vergeltung.

Der Stadtpräfect begab sich zum Palaste, um über die Ereignisse des Tages zu berichten und, so gut es anginge, seinen Sohn zu entschuldigen. Der Kaiser war sehr übel gelaunt. Wäre ihm Corvinus am Morgen vor die Augen gekommen, Niemand hätte für dessen Kopf stehen können. Jetzt hatte das Resultat der Untersuchung des Cömeteriums seinen Aerger wieder neu belebt, als Tertullus in das Audienz-Zimmer trat. Sebastianus hatte die Wache.

„Wo ist der Bube, dein Sohn?“ war die erste Begrüßung des Präfecten.

„Er wartet draußen demüthig auf die Befehle deiner Göttlichkeit, und wünscht dringend, deinen göttlichen Zorn über die Streiche, welche das Schicksal seinem Eifer gespielt hat, zu besänftigen.“

„Das Schicksal?“ rief der Tyrann aus. „Das Schicksal? Seine eigene Dummheit und Feigheit! Ein schöner Anfang, in der That! Aber er soll dafür büßen. Führt ihn herein!“

Der Elende kam zitternd und weinend herein und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser stieß ihn zurück, daß er wie ein gepeitschter Hund mitten in die Halle zurückflog. Dieses reizte den göttlichen Kaiser zu einem lauten Gelächter und trug etwas dazu bei, seinen Zorn zu besänftigen.

„Komm, Schurke! Stehe auf, und erzähle selbst. Wie ist das Edict verschwunden?“

Corvinus stattete einen verwirrten Bericht ab, welcher stellenweise den Kaiser sehr ergötzte; denn er fand an der schlauen Weise, wie Corvinus angeführt worden war, Gefallen. Das war ein gutes Zeichen.

„Nun“, sagte er endlich, „ich will gnädig gegen dich sein. Lictoren, bindet euere Fasces los.“ Sie zogen die Aexte aus dem Bündel Stäbe und prüften ihre Schärfe.

Corvinus warf sich wieder dem Kaiser zu Füßen und rief aus: „Schone mein Leben; ich kann wichtige Mittheilungen machen, wenn du mich leben lässest.“

„Wer verlangt dein werthloses Leben?“ antwortete Maximianus. „Lictoren, legt die Aexte bei Seite; die Stöcke sind gut genug für ihn.“

In einem Augenblicke waren seine Hände gebunden und seine Tunica von den Schultern gestreift, und ein Regen von Schlägen fiel auf sie herab, — man sah, daß geübte Hände sie austheilten, — bis er heulte und sich wälzte zum großen Ergötzen seines kaiserlichen Herrn.

Von Schmerz und Scham gequält, mußte er wieder vor ihn hintreten.

„Nun, Herr", sagte der Kaiser, „was hast du für wundervolle Mittheilungen zu machen?"

„Daß ich weiß, wer sich verflossene Nacht an deinem kaiserlichen Edicte vergriffen hat."

„Wer ist es denn gewesen?"

„Ein junger Mann Namens Pankratius; sein Messer habe ich unter dem Brette gefunden, von welchem das Edict abgeschnitten wurde."

„Und warum hast du ihn nicht eingefangen und vor den Richter gebracht?"

„Zweimal im Verlaufe dieses Tages wäre ich beinahe seiner habhaft geworden; denn ich hörte seine Stimme; aber beide Male ist er mir entwischt."

„Dann nimm dich in Acht, daß er dir nicht zum dritten Male entwischt; sonst könntest du für ihn zu büßen haben. Aber woher kennst du ihn oder sein Messer?"

„Er war mein Mitschüler in der Schule des Cassianus, welcher, wie sich nachher ergab, auch ein Christ war."

„Ein Christ erfrecht sich, der Lehrer meiner Unterthanen zu werden, Feinde ihres Vaterlandes daraus zu machen, Empörer gegen ihre Fürsten und Verächter der Götter! Er wird denn auch wohl diese junge Viper, den Pankratius, angeleitet haben, unser kaiserliches Edict abzureißen. Weißt du, wo dieser Cassianus ist?"

„Ja, Herr; Torquatus, welcher dem christlichen Aberglauben entsagt hat, hat es mir gesagt."

„Wer ist denn dieser Torquatus?"

„Er ist ein junger Mann, welcher einige Zeit mit Chromatius und einer Gesellschaft von Christen auf dem Lande zusammen gewesen ist."

„Wie? das kommt ja immer ärger! Ist denn der Ex-Präfect auch ein Christ geworden?"

„Ja; und er lebt mit vielen Andern von dieser Secte in Campanien zusammen."

„Welche Treulosigkeit! Welche Verrätherei! Ich möchte wissen, wem ich noch trauen darf. — Präfect, schicke unver-

züglich Jemand hin, um alle diese Menschen zu verhaften, sammt dem Schulmeister und Torquatus."

„Torquatus ist kein Christ mehr", wandte der Richter ein.

„Nun, was thut das?" antwortete der Kaiser empfindlich. „Verhafte, so viele du kannst, und verschone Niemand. Und greife sie kräftig an; verstehst du mich? — Nun fort mit euch! Es ist Essenszeit."

Corvinus ging nach Hause, und trotz der ärztlichen Mittel, die er anwandte, fühlte er die ganze Nacht Schmerzen und Fieber. Am andern Morgen bat er seinen Vater, ihn nach Campanien zu schicken, um so seine Niederlage wieder gut zu machen und seine Rachsucht befriedigen zu können, und um zugleich der Schmach und dem Spotte zu entgehen, welche er in Rom zu befürchten hatte.

Als Fulvius seine Gefangene abgegeben hatte, eilte er nach Hause, um, wie gewöhnlich, Eurotas seine Abenteuer zu erzählen. Der alte Mann hörte mit unerschütterlicher Ruhe den Bericht an und sagte endlich kalt: „Das bringt sehr wenig ein, Fulvius."

„Für den Augenblick allerdings gar nichts; aber es eröffnet uns wenigstens gute Aussichten für die Zukunft."

„Wie so?"

„Nun, Agnes ist in meiner Gewalt. Ich weiß jetzt sicher, daß sie eine Christin ist. Nun kann ich sie jedenfalls gewinnen oder verderben; in beiden Fällen ist ihr Vermögen mein."

„Wähle das Zweite", sagte der alte Mann mit einem scharfen Blicke, aber mit unveränderter Miene; „es ist der kürzere und weniger umständliche Weg."

„Aber meine Ehre ist dabei betheiligt; ich kann mich nicht so verächtlich abweisen lassen, wie ich dir erzählt habe."

„Aber du bist abgewiesen worden, und das will gerächt sein. Du darfst keine Zeit verlieren mit Narrheiten, bedenke es wohl. Dein Geld ist bald zu Ende, und es kommt nichts hinzu. Du mußt einen Schlag thuen."

„Gewiß, Eurotas, muß es doch auch dir lieber sein, wenn ich dieses Vermögen durch ehrenhafte, als wenn ich es durch

schändliche Mittel gewinne.“ Bei dem Worte „ehrenhaft“ lächelte Eurotas; es kam ihm sonderbar vor, daß zwischen ihnen Beiden davon die Rede war.

„Du mußt es irgendwie gewinnen, und zwar auf dem kürzesten und sichersten Wege. Du kennst unsern Vertrag: die Familie wird entweder wieder reich und mächtig, oder sie stirbt mit dir aus. Ich mag nicht länger in Schande, das heißt in Armuth leben.“

„Ich weiß das, ich weiß das, auch ohne daß du mich alle Tage an die bittere Bedingung erinnerst“, sagte Fulvius, die Hände ringend und am ganzen Leibe zitternd. „Laß mir Zeit, und Alles wird gut gehen.“

„Ich gebe dir Zeit, bis alle Hoffnung verschwunden ist. Unsere Sache steht jetzt eben nicht glänzend. — Aber, Fulvius, es ist Zeit, daß ich dir sage, wer ich bin.“

„Wie? warst du denn nicht meines Vaters treuer Diener, dessen Obhut er mich anvertraute?“

„Ich bin deines Vaters älterer Bruder, Fulvius, und ich bin das Haupt der Familie. Ich habe nur Einen Gedanken, nur Ein Ziel im Leben gehabt: die Wiederherstellung des Glanzes und Reichthums unseres Hauses, welchen es durch meines Vaters Nachlässigkeit und Verschwendung eingebüßt hatte. Da ich deinen Vater, meinen Bruder, für geeigneter hielt, dies auszuführen, so trat ich ihm unter gewissen Bedingungen meine Rechte und mein Vermögen ab; eine dieser Bedingungen war, daß mir die Aufsicht über dich und die Bildung deines Geistes ausschließlich anheimgegeben würde. Du weißt, ich habe dich dazu erzogen, in Bezug auf die Mittel zur Erreichung unseres großen Zweckes nicht bedenklich zu sein.“

Fulvius, welcher dem Eurotas mit Erstaunen und tiefer Aufmerksamkeit zugehört hatte, schauderte zusammen bei dieser Enthüllung ihrer Beider Herzen. Der finstere alte Mann sah ihn noch schärfer an und fuhr fort:

„Du erinnerst dich des schwarzen und complicirten Verbrechens, durch welches wir die zertheilten Reste des Reichthums unserer Familie in deiner Hand vereinigten.“

Fulvius schlug beschämt die Augen nieder und schauderte; dann sagte er in flehendem Tone: „O, erspare mir das, Eurotas; um des Himmels willen, schone mich!“

„Nun denn“, fuhr der Andere kalt fort, „ich will kurz sein. Bedenke, Neffe, daß derjenige, welcher vor einer durch Schuld zu gewinnenden glänzenden Zukunft nicht zurückweicht, auch vor einer Vergangenheit, welche dieselbe durch Verbrechen vorbereitet hat, nicht schaudern muß. Denn die Zukunft wird dereinst auch Vergangenheit sein. Seien wir also bei unserm Vertrage aufrichtig und ehrlich; denn es gibt auch in der Sünde eine Ehrlichkeit. Die Natur hat dir Selbstsucht und Schlauheit in reicher Fülle gegeben, und mir hat sie Kühnheit und Gewissenlosigkeit in der Leitung und Benutzung derselben gegeben. Unsere Geschicke sind unzertrennlich mit einander verflochten: wir werden zusammen reich, oder wir sterben zusammen.“

Fulvius verfluchte in seinem Herzen den Tag, an dem er nach Rom gekommen, oder an dem er sich diesem strengen Herrn ergeben, dessen geheimnißvolle Ketten so viel stärker waren, als er vorher gewußt hatte. Aber er fühlte sich wie durch einen Zauber an ihn gefesselt und machtlos, wie das Lamm in den Krallen des Löwen. Er warf sich auf sein Lager mit schwererm Herzen als jemals; denn jedesmal, wenn die Nacht wiederkehrte, war es ihm, als lastete ein dunkeles, drohendes Verhängniß auf seiner Seele.

Der Leser wird nun aber auch zu erfahren wünschen, was aus dem dritten Mitgliede unseres würdigen Kleeblatts, dem abtrünnigen Torquatus, geworden war. Als er verwirrt und erschreckt wegrannte, um das Grab zu suchen, an welchem er den Weg wiederzuerkennen dachte, fand er zufällig einige Schritte weit in dem Seitengange, in welchen er hineinrannte, eine verfallene Treppe in den Sandstein gehauen, welche zu einem tiefern Stockwerke des Cömeteriums hinabführte. Die Stufen waren ausgetreten und glatt, und die Treppe sehr steil. Torquatus, welcher mit dem Lichte in der Hand ganz unbesonnen

voranrannte, stürzte hinab. Er blieb betäubt und besinnungslos unten an der Treppe liegen, bis seine Gefährten sich längst entfernt hatten. Als er wieder zu sich kam, war er einige Zeit so verwirrt, daß er nicht wußte, wo er war. Er stand auf und tappte umher, bis er sich endlich, als das Bewußtsein vollständig wiedergekehrt war, besann, daß er in einer Katakombe sei, — ohne aber noch zu begreifen, warum er allein und im Finstern sei. Es fiel ihm dann ein, daß er Kerzen und Feuerzeug bei sich hatte. Er zündete eine Kerze an, und war sehr froh, wieder Licht zu sehen. Aber er hatte sich beim Umhertappen von der Treppe entfernt, der er sich auch gar nicht mehr erinnerte, und ging weiter und weiter, immer tiefer in das unterirdische Labyrinth hinein.

Er hoffte, er werde an einen Ausgang kommen, ehe seine Kräfte erschöpft und seine Kerzen verbrannt wären. Aber allmälig wurde er doch ernstlich besorgt. Er verbrannte eine Kerze nach der andern; er fühlte, daß seine Kräfte immer mehr abnahmen; denn seit dem frühen Morgen hatte er nichts mehr genossen. Endlich fand er, daß er an dieselbe Stelle wieder zurückkam, nachdem er, wie er meinte, Stunden lang gegangen war. Erst hatte er sich gleichgültig umgesehen und die Inschriften auf den Gräbern gelesen. Als er aber schwächer wurde und seine Hoffnung auf Entkommen schwand, fingen diese ernsten Denkmäler des Todes an, zu seiner Seele in einer Sprache zu reden, die er nicht überhören und nicht mißverstehen konnte. „Beigesetzt in Frieden" war der Bewohner eines Grabes, „in Christo ruhend" der eines andern; und selbst die Tausende, deren Gräber ohne Inschriften waren, lagen in friedlicher Ruhe da, Jeder mit dem Siegel der mütterlichen Liebe der Kirche auf seinem Ruheplatze; und drinnen warteten die Gebeine auf den Klang der Posaunen der Engel, um zu einer seligen Auferstehung erweckt zu werden. „Auch ich", dachte er, „werde in einigen Stunden todt sein gleich ihnen"; — er war auf einen Haufen Schutt niedergesunken und zündete seine letzte Kerze an; — „aber werde dann auch ich von frommen Händen in Frieden beigesetzt werden, wie sie?

Auf dem kalten Boden werde ich sterben, allein, nicht bemitleidet, nicht betrauert, unbekannt. Dort werde ich verwesen und vermodern, und wenn in spätern Jahren meine Gebeine hier gefunden werden, ohne in einem christlichen Grabe zu liegen, dann wird man vielleicht vermuthen und sich erzählen, es seien die verfluchten Gebeine eines Abtrünnigen, der sich im Cömeterium verirrt habe. Und man wird sie hinauswerfen aus dem geheiligten Orte, wie ich selbst ausgestoßen bin aus ihrer Gemeinschaft!"

Der Tod kam schnell; er meinte es zu fühlen; sein Kopf schwindelte ihm, sein Herz pochte. Die Kerze war so weit niedergebrannt, daß er sie nicht mehr halten konnte und er stellte sie auf einen Stein neben sich. Sie konnte noch drei Minuten brennen; aber ein Wassertropfen fiel vom Gewölbe herab und löschte sie aus. Er hätte noch so gern diese drei Minuten länger Licht gehabt, noch so gern das kleine Kerzenstümpfchen benutzt, — als sein letztes Bindeglied mit den Freuden der Erde —; er hätte so gern noch einmal die Dinge außer sich gesehen, um nicht in sein Inneres blicken zu müssen, daß er Stein und Stahl hervorzog und sich eine Viertelstunde lang abmühte, den Zunder zu entzünden, der von dem kalten Schweiße, welcher ihn bedeckte, naß geworden war. Und als er wirklich sein Kerzenstümpfchen wieder angezündet hatte, da heftete er, statt sein Licht zu benutzen, um sich umzusehen, mit einem blödsinnigen Blicke seine Augen darauf, und sah zu, wie es abbrannte, als wäre es der Zauber gewesen, der sein Leben erhielt, und als müßte er mit ihm sterben. Bald glimmte nur noch der letzte Funke, wie ein Glühwurm, auf der rothen Erde und starb.

„Bin ich auch todt?" dachte er. „Warum nicht? Eine vollständige und ewige Finsterniß umgibt mich. Ich bin für immer abgeschnitten von aller Verbindung mit den Lebenden; mein Mund wird keine Speise mehr kosten, mein Ohr nie mehr einen Klang hören, mein Auge nie wieder Licht oder einen Gegenstand sehen. Ich bin den Todten zugesellt. Nur ist mein Grab viel größer, als das ihrige; aber es ist gleich-

wohl dunkel und einsam und geschlossen für immer. Was anders ist der Tod?"

„Nein, es kann der Tod noch nicht sein. Auf den Tod folgt etwas Anderes. Aber auch dieses kommt. Der Wurm beginnt schon an dem Gewissen zu nagen, und er wächst allmälig bis zur Länge einer Viper und windet sich um mein Herz."

Er versuchte, an angenehme Dinge zu denken, und sie traten vor seinen Geist: die ruhigen Stunden, die er auf der Villa mit Chromatius und Polykarpus verlebt, ihre gütigen Worte und ihre letzte Umarmung. Aber aus dem schönen Bilde brach eine sengende Flamme hervor: er hatte sie verrathen; er hatte von ihnen gesprochen — mit wem? Mit Fulvius und Corvinus. Die schlimme Saite war berührt, wie der zarte Nerv eines Zahns, von dem der Schmerz geraden Wegs bis zum Mittelpunkte des Gehirns dringt. Das wüste Zechgelage, das unehrliche Spiel, die niedrige Heuchelei, der gemeine Verrath, der unaufrichtige Abfall, die schändlichen Sacrilegien der letzten Tage und der mörderische Angriff dieses Morgens, — alle diese Sünden tanzten jetzt wie Teufel Hand in Hand in der Finsterniß vor ihm herum, jauchzend, lachend, spottend, weinend, stöhnend, mit den Zähnen knirschend; und feuerige Funken, welche ihm vor den Augen flimmerten, schienen von brennenden Fackeln in ihren Händen zu sprühen. Er sank nieder und bedeckte die Augen mit den Händen.

„Ich bin am Ende doch todt", sprach er zu sich selbst; „denn der Höllenpfuhl kann nichts Schrecklicheres haben, als dieses."

Sein Herz war zu schwach zur Wuth; nur ohnmächtige Verzweiflung füllte es. Seine Kräfte nahmen rasch ab, — da meinte er, er höre in der Ferne einen Ton. Er schlug sich den Gedanken aus dem Sinn, aber der Schall eines Gesanges in der Ferne drang wieder in sein Ohr. Er richtete sich auf; der Schall wurde vernehmlicher. Der Gesang klang so lieblich, so gleich einem Chor von Engelstimmen, daß er zu sich sagte: „Wer hätte denken sollen, daß der Himmel der

Hölle so nahe sei? Oder begleiten sie den furchtbaren Richter, welcher kommt, mich zu verurtheilen?"

Nun erschien ein schwacher Lichtschimmer in derselben Entfernung, wie die Töne, und man konnte die Worte des Gesanges deutlich verstehen:

„In pace in idipsum dormiam et requiescam.“ [1])

„Die Worte sind nicht für mich. Sie mögen bei der Beisetzung eines Martyrers passen, aber nicht bei der Beerdigung eines Verworfenen."

Das Licht wurde heller; es glich der Morgenröthe, wenn sie in den Tag übergeht. Es kam in die Galerie und ging durch sie hindurch, und er sah in dem Lichte, wie in einem Spiegel, eine Erscheinung, welche zu klar war, um nicht wirklich zu sein. Erst kamen Jungfrauen in langen Gewändern, mit Lampen in der Hand; dann vier, welche eine in weiße Leinwand gehüllte Gestalt mit einem Dornenkranze auf dem Haupte trugen; hinter ihnen der junge Akolyth Tarcisius mit einem Rauchfaß, aus welchem Weihrauchduft emporstieg, dann andere Geistliche und der Papst selbst, begleitet von Reparatus und einem andern Diakon. Diogenes und seine Söhne mit traurigen Mienen und viele Andere, unter denen er den Sebastianus erkannte, schlossen den Zug. Da Viele unter ihnen Lampen oder Kerzen trugen, so schienen die Gestalten sich in einer stets gleich bleibenden Atmosphäre des mildesten Lichtes zu bewegen.

Als sie bei ihm vorbeikamen, sangen sie den nächsten Vers des Psalmes:

„Quoniam tu, Domine, singulariter in spe constituisti me.“ [2])

„Das", rief er aus, indem er sich aufrichtete, „das ist für mich."

Mit diesem Gedanken war er niedergekniet, und durch eine Einwirkung der Gnade erklangen Worte, die er früher gehört

[1]) „In Frieden werde ich schlafen und ruhen." Ps. 4. 9.

[2]) „Denn Du, o Herr, hast mich ganz besonders im Vertrauen stark gemacht."

hatte, wie ein Echo in seiner Seele, Worte, welche für diesen Augenblick paßten, Worte, von denen er fühlte, daß er sie aussprechen müsse. Er schleppte sich, schwach und müde wie er war, voran, ging die Galerie entlang, durch welche sich der Leichenzug bewegte, und folgte ihm unbemerkt in einiger Entfernung. Der Zug ging in eine Kammer, welche von den Lichtern so erhellt wurde, daß ein Bild des guten Hirten hell auf ihn herabstrahlte. Aber er mochte nicht über die Schwelle treten, und blieb, an die Brust klopfend und um Erbarmen flehend, vor derselben stehen.

Die Leiche wurde auf den Boden gelegt, und es wurden noch andere Psalmen und Hymnen gesungen und Gebete gesprochen, alle in dem freudigen Tone der Hoffnung, womit die Kirche stets von dem Tode gesprochen hat. Endlich wurde die Leiche in ein Grab unter einem Bogen gelegt. Während dies geschah, trat Torquatus zu einem der Zuschauer und fragte leise: „Wessen Beerdigung ist das?"

„Es ist die Beisetzung der seligen Cäcilia", antwortete dieser, „einer blinden Jungfrau, welche diesen Morgen in diesem Cömeterium in die Hände der Soldaten fiel, und deren Seele Gott zu Sich genommen hat."

„Dann bin ich ihr Mörder!" rief er mit einem tiefen Seufzer aus, und er wankte zu dem Papste hin und fiel zu seinen Füßen nieder. Es dauerte einige Zeit, ehe er seinen Gefühlen Worte geben konnte. Endlich sprach er die Worte aus, die er sich vorgenommen hatte, zu sprechen: „Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor Dir, und ich bin nicht werth, Dein Kind genannt zu werden."

Der Papst richtete ihn gütig auf und drückte ihn an seine Brust, indem er sprach: „Willkommen, mein Sohn, wer du auch sein magst, in deines Vaters Hause! Aber du bist schwach und krank und bedarfst der Ruhe."

Es wurden ihm einige Erfrischungen angeboten; aber Torquatus hatte keine Ruhe, bis er öffentlich seine ganze Schuld bekannt hatte, auch die Verbrechen dieses Tages; denn es war noch der Abend desselben Tages. Alle freuten sich über die

Rückkehr des verlorenen Sohnes, über das Wiederfinden des verirrten Schafes. Agnes sah von dem Grabe der blinden Jungfrau, auf welchem ihr Auge ruhte, zum Himmel auf, und meinte, sie könne sie sehen, wie sie zu den Füßen ihres Bräutigams sitze, lächelnd, mit weit geöffneten Augen und eine Hand voll Blumen auf das Haupt des Büßers herabstreuend, — die Erstlingsfrucht ihrer Fürsprache im Himmel.

Torquatus wurde dem Diogenes und seinen Söhnen übergeben. Man besorgte ihm ein Unterkommen in der ärmlichen Wohnung eines Christen in der Nähe, damit er gesichert sei gegen Versuchungen und gegen Verfolgung. Er wurde unter die Büßer aufgenommen, um nach jahrelangen Bußübungen — welche aber auf die Fürsprache der Bekenner, d. h. zukünftiger Martyrer, abgekürzt wurden — zum Genusse der Gnaden und Rechte, die er verwirkt hatte, wieder zugelassen zu werden.[1]

Neunzehntes Capitel.

Doppelte Rache.

Sebastianus war nicht bloß darum in das Cömeterium gekommen, um die Reliquien der ersten Martyrin zur Beerdigung dorthin zu bringen, sondern auch, um sich mit dem Papste Marcellinus über dessen Sicherheit zu besprechen. Sein Leben war zu kostbar für die Kirche, als daß es so frühe hätte geopfert werden dürfen, und Sebastianus wußte, wie heftig man ihm nachstellte. Torquatus bestätigte dieses, indem er mittheilte, was für Plane Fulvius habe und warum derselbe der

[1]) Von dem Bußsystem der alten Kirche wird zweckmäßiger in einem andern Werke gehandelt, welches die zweite Periode der Kirchengeschichte, die „Kirche der Basiliken", zum Gegenstande hat. Es ist bekannt, namentlich aus den Schriften des h. Cyprianus, daß diejenigen, welche sich in der Verfolgung schwach gezeigt hatten und öffentliche Kirchenbuße thuen mußten, oft eine Abkürzung ihrer Bußzeit, d. h. einen Ablaß erhielten, wenn Bekenner oder Solche, welche um des Glaubens willen eingekerkert waren, Fürsprache für sie einlegten.

December-Ordination beigewohnt hätte. In seiner gewöhnlichen Wohnung war der Papst nicht länger sicher, und Sebastianus, der „Beschützer der Christen", — diesen Ehrennamen hatte er seinen Martyrer-Acten zufolge von der kirchlichen Behörde erhalten — Sebastianus hatte einen kühnen Plan zu seiner Rettung entworfen: der Papst sollte nämlich da untergebracht werden, wo man ihn am allerwenigsten vermuthen und suchen würde, im Palaste der Kaiser selbst.[1]) Verkleidet verließ der heilige Bischof das Cömeterium und wurde von Sebastianus und Quadratus in die Gemächer der Irene, einer vornehmen christlichen Dame gebracht, welche in einem abgelegenen Theile des Palastes wohnte, da ihr Mann ein Amt am Hofe bekleidete.

Am andern Morgen früh kam Sebastianus zu Pankratius. „Mein lieber Junge", sagte er, „du mußt auf der Stelle Rom verlassen und nach Campanien gehen. Pferde stehen für dich und Quadratus bereit, und es ist keine Zeit zu verlieren."

„Warum das, Sebastianus?" fragte der Jüngling mit traurigem Gesichte und mit Thränen in den Augen. „Habe ich etwas Schlimmes gethan, oder setzest du Mißtrauen in meine Standhaftigkeit?"

„Keins von beiden; dessen versichere ich dich. Aber du hast mir versprochen, dich ganz von mir leiten zu lassen, und ich habe es nie für nöthiger gehalten, daß du mir gehorchst, als jetzt."

„Sage mir doch, warum, guter Sebastianus; ich bitte dich."

„Das muß für jetzt noch ein Geheimniß bleiben."

„Wie, noch ein Geheimniß?"

„Es ist dasselbe Geheimniß, wie früher, und soll zu der nämlichen Zeit enthüllt werden. Aber ich kann dir sagen, was du thuen sollst, und das wird dich hoffentlich zufrieden stellen. Corvinus hat den Befehl erhalten, den Chromatius und Alle, die bei ihm sind, zu verhaften; sie sind noch jung im Glauben, wie uns das Beispiel des unglücklichen Torquatus gezeigt hat. Ferner hat Corvinus, was noch schlimmer ist, den Auftrag,

[1]) So berichten die eben erwähnten Acten.

erhalten, deinen alten Lehrer Cassianus zu Fundi grausam zu tödten. Du sollst nun seinem Boten (vielleicht geht er selbst) vorauseilen und die Bedrohten warnen."

Pankratius wurde nun wieder heiter; er sah, daß Sebastianus ihm Zutrauen schenkte. „Dein Wunsch ist Grund genug für mich", sagte er lächelnd; „aber ich würde bis an's Ende der Welt gehen, um meinen guten Lehrer Cassianus oder irgend einen andern christlichen Mitbruder zu retten."

Er war bald reisefertig, nahm zärtlich Abschied von seiner Mutter, und noch ehe Rom ganz aus dem Schlafe erwacht war, ritt er schon mit Quadratus auf kräftigen Pferden mit gutgefüllten Satteltaschen über die römische Campagna auf die weniger betretene und sichere Latinische Straße zu.

Da Corvinus die Expedition nach Campanien als einen ehrenvollen, einträglichen und angenehmen Auftrag selbst übernommen hatte, so wurde sie ein paar Tage verschoben, einmal seiner wunden Schultern, dann auch der nöthigen Vorbereitungen wegen. Er miethete einen Wagen und wählte eine Abtheilung Numidischer Läufer zur Begleitung, welche mit einem schnell fahrenden Wagen Schritt halten konnten. Pankratius und Quadratus kamen ihm aber so um zwei Tagereisen zuvor, wiewohl er natürlich die kürzere und mehr befahrene Appische Straße einschlug.

Als Pankratius auf der Villa zu den Statuen ankam, hatte die dort versammelte Gesellschaft schon von der Veröffentlichung des Edictes gehört. Er wurde von Allen herzlich bewillkommnet, und der Brief des Sebastianus wurde mit Ehrfurcht gelesen. Nach der Vorlesung desselben wurde gebetet und berathschlagt, und es wurden verschiedene Beschlüsse gefaßt. Marcus und Marcellianus und ihr Vater Tranquillinus waren bereits zur Ordination nach Rom gereist. Nikostratus und Zoe und Andere folgten ihnen jetzt dorthin. Chromatius, welcher nicht für die Krone des Martyrthums bestimmt war, — wiewohl die Kirche am 11. August sein Andenken mit dem seines Sohnes Tiburtius feiert, — fand Schutz auf Fabiola's Villa, da er noch einige Zeit in der Gegend zu bleiben wünschte.

Von Fabiola hatte man sich die nöthigen Anweisungen dazu verschafft, ohne daß sie den Grund erfuhr, weshalb Chromatius auf ihrer Villa wohnen wollte. Auf der Villa zu den Statuen wurden nur einige treue Sklaven zurückgelassen, auf die man sich vollständig verlassen konnte.

Als die beiden Boten sich und ihren Pferden die nöthige Ruhe gegönnt hatten, reisten sie auf demselben Wege, den früher Torquatus eingeschlagen hatte, nach Fundi, wo sie in einer geringen Herberge außerhalb der Stadt an der römischen Straße einkehrten. Pankratius fand bald seinen alten Lehrer auf, der ihn zärtlich umarmte. Er richtete seinen Auftrag aus und bat ihn zu fliehen oder sich wenigstens zu verbergen.

„Nein", sagte der gute Mann, „das geht nicht an. Ich bin schon alt und meiner unfruchtbaren Beschäftigung müde. Ich und mein Diener sind die einzigen Christen in der Stadt. Die besten Familien haben zwar ihre Kinder in meine Schule geschickt, weil sie wußten, daß ich strenge auf Sittlichkeit halte; aber eben wegen meiner Strenge liebt mich keiner meiner Schüler. Zudem mangelt ihnen sogar die natürliche Bildung der römischen Heiden; sie haben ganz die Rohheit der Bewohner der Provinzen. Unter den ältern gibt es einige, glaube ich, die sich kein Gewissen daraus machen würden, mich um's Leben zu bringen, wenn sie es straflos thuen könnten."

„Da führst du allerdings ein trauriges Leben, Cassianus. Hast du denn gar keinen Eindruck auf sie gemacht?"

„Wenig oder gar keinen, lieber Pankratius. Wie kann ich das aber auch, wenn ich genöthigt bin, sie diese gefährlichen Werke der römischen und griechischen Literatur lesen zu lassen, welche so voll erlogener, unsittlicher und doch anziehender und verführerischer Fabeln sind? Nein, ich habe mit meinen Worten wenig ausgerichtet; vielleicht wird mein Tod mehr für sie ausrichten."

Pankratius erkannte, daß er ihm nicht weiter zureden könne. Er war fast geneigt, sich seinem Entschlusse zu sterben anzuschließen, aber er hatte dem Sebastianus versprochen, während der Reise für die Erhaltung seines Lebens besorgt zu sein.

Er entschloß sich jedoch, in der Nähe der Stadt zu bleiben, bis er den Verlauf der Sache sähe.

Corvinus kam mit seiner Begleitung vor der Villa des Chromatius an, und drang plötzlich frühmorgens durch die Thore in das Haus. Er fand es leer. Er suchte Alles durch, fand aber Niemand und auch kein christliches Buch oder Symbol. Er war sehr überrascht und verdrießlich. Er sah sich weiter um und fand einen Sklaven, der im Garten arbeitete. Er fragte ihn, wo sein Herr sei.

„Der Herr sagt dem Sklaven nicht, wohin er geht", antwortete derselbe in schlechtem Latein.

„Du verspottest mich. Welchen Weg hat er mit seinen Gefährten eingeschlagen?"

„Durch jenes Thor."

„Und dann?"

„Sieh dahin", antwortete der Sklave. „Du siehst das Thor? Gut; du siehst weiter nichts. Ich arbeite hier; ich sehe das Thor, ich sehe weiter nichts."

„Wann sind sie denn gegangen? das weißt du doch."

„Nachdem die Beiden von Rom gekommen waren."

„Welche Beiden? Es sind ihrer immer Zwei, scheint es."

„Ein guter Jüngling, sehr schön; er singt sehr lieblich. Der Andere war sehr dick, sehr stark, ja sehr. Siehst du jenen jungen Baum, der ausgerissen ist? Das hat er so leicht gethan, wie ich meinen Spaten aus dem Boden ziehe."

„Es sind die Beiden nämlichen!" rief Corvinus wüthend aus. „Schon wieder hat der erbärmliche Junge meine Plane vereitelt und meine Hoffnungen zerstört. Aber er soll dafür büßen!"

Nachdem er sich ein wenig ausgeruht hatte, setzte er seine Reise fort und beschloß, alle seine Wuth an seinem alten Lehrer auszulassen, — falls nicht auch dort er, den er als seinen bösen Genius ansah, vor ihm gewesen sein würde. Er beschäftigte sich während seiner Reise mit Racheplänen gegen Lehrer und Mitschüler, und hörte zu seiner großen Freude

bei seiner Ankunft in Fundi, daß jener wenigstens dort sei. Er zeigte dem Ortsvorsteher seine Vollmacht, den Cassianus als einen höchst gefährlichen Christen zu verhaften und zu bestrafen. Aber dieser Beamte, ein humaner Mann, bemerkte ihm, einer solchen Vollmacht gegenüber sei seine ordentliche Jurisdiction aufgehoben, Corvinus möge seinen Auftrag selbst ausführen; er bot ihm nur den Beistand des Henkers an und was er sonst bedürfe. Corvinus lehnte dieses ab; er hatte in seiner eigenen Begleitung Stärke und Grausamkeit genug mitgebracht. Er nahm jedoch einen Beamten mit.

Er begab sich zu der Schule, als die Schüler dort waren, verschloß die Thüre und schalt den Cassianus, der ihm freundlich entgegen kam, einen Hochverräther und perfiden Christen. Die Jungen schrien laut auf, und an dem Geschrei und an dem Aussehen derselben erkannte Corvinus, daß Viele darunter seien, die ihm ähnlich waren, — junge Bären, aber mit Herzen von ausgewachsenen Hyänen.

„Jungen!" rief er aus, „habt ihr euern Lehrer Cassianus lieb? Er ist früher auch mein Lehrer gewesen, und ich bin ihm noch den Dank für manchen Schlag schuldig."

Man hörte wieder ein wüstes Schreien.

„Dann habe ich gute Nachrichten für euch. Hier ist ein Schreiben von dem göttlichen Kaiser Maximianus, welches euch erlaubt, ihn zu behandeln, wie ihr Lust habt."

Ein Hagel von Büchern, Schreibtafeln und dergleichen Dingen flog auf den Lehrer, welcher unbeweglich mit gekreuzten Armen vor seinem Verfolger stand. Dann stürmte man mit drohenden Geberden von allen Seiten auf ihn los.

„Halt, halt!" rief Corvinus aus. „Wir müssen regelmäßiger zu Werke gehen."

Er hatte sich in Gedanken in die Zeit zurückversetzt, wo er selbst ein Schulknabe war, — in die Zeit, deren Erinnerung sonst in den Herzen der Meisten sanftere Gefühle weckt, als die Betrachtung der Gegenwart sie erwecken kann. Er gedachte der Jugendzeit, welche Andern nur das Bild froher, glücklicher Stunden bietet, und er besann sich darauf, was

ihm damals wohl die meiste Freude gemacht haben würde, um diese Freude dann den hoffnungsvollen jungen Leuten, die ihn jetzt umgaben, zu bereiten. Aber es fiel ihm nichts ein, was eine solche Lust für ihn gewesen sein würde, als seinem Lehrer jeden Schlag, den er als verdiente Züchtigung erhalten hatte, zurückzuzahlen und jedes Wort des Tadels, das ihm zu Theil geworden, in blutiger Schrift auf seinen Rücken zu schreiben. Und diese Lust konnte er jetzt genießen!

Es ist gewiß nicht unsere Absicht, das Gefühl des geneigten Lesers durch Schilderungen der grausamen und blutdürstigen Mißhandlungen zu verletzen, welche unsere christlichen Vorfahren von den heidnischen Verfolgern zu erdulden hatten. Nicht manche Marthrien sind schrecklicher und dabei besser beglaubigt, als das des Cassianus.[1] Festgebunden in der Mitte dieser wilden jungen Tiger stehend, wurde er das langsame Opfer ihrer feigen Grausamkeit. Einige schrieben, wie der christliche Dichter Prudentius sagt, ihre Aufgaben auf ihn mit den stählernen Griffeln, die man gebrauchte, um auf die mit Wachs überzogenen Täfelchen zu schreiben. Andere quälten und mißhandelten seinen zerfleischten Leib auf alle mögliche Weise und zeigten sich so schon früh wahrhaft erfinderisch in Brutalitäten. Durch Blutverlust und Schmerz erschöpft, fiel er endlich nieder, ohne sich wieder aufrichten zu können. Es erscholl ein lautes Frohlocken; man verübte neue Mißhandlungen gegen ihn und endlich stob der Haufe junger Teufel auseinander, um zu Hause die vollbrachten Heldenthaten zu erzählen. — Einem Christen eine anständige Beerdigung zu Theil werden zu lassen, fiel den heidnischen Verfolgern nie ein, und Corvinus, der seine Augen an dem Schauspiel geweidet und die Jungen zur Grausamkeit angeleitet hatte, ließ den sterbenden Cassianus liegen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Sein treuer Diener hob ihn auf, legte ihn auf sein Bett und

[1] Bei Ruinart ist das Gedicht des Prudentius über das Martyrthum des Cassianus abgedruckt. Cassianus starb aber, wie in der Vorrede erwähnt wurde, nicht zu Fundi, sondern zu Imola. Sein Fest wird am 13. Aug. gefeiert. — Der Uebers.

gab, wie vorher abgesprochen, dem Pankratius Nachricht. Dieser war bald an seiner Seite, während sein Begleiter die Vorbereitungen für die Abreise besorgte. Der junge Mann entsetzte sich über das, was er sah, und über das, was ihm von der Mißhandlung seines alten Lehrers erzählt wurde; aber er erbaute sich an der Schilderung seiner Geduld: nicht ein Wort des Vorwurfs war über seine Lippen gekommen und nur das Gebet hatte sein Herz und seine Zunge beschäftigt.

Cassianus erkannte seinen lieben Schüler, lächelte ihm zu und drückte ihm die Hand, konnte aber nicht mehr sprechen. Am andern Morgen starb er. Die bei der Beerdigung eines Christen üblichen Ceremonien wurden in der Stille in dem Hause, welches ihm gehörte, vorgenommen, und Pankratius verließ Fundi mit schwerem Herzen und mit nicht geringem Unwillen gegen die herzlosen Wilden, welche die Urheber und mitleidslosen Zeugen dieses traurigen Vorfalles gewesen waren.

Sobald indeß Corvinus seine Rachsucht befriedigt hatte, fühlte er selbst Scham und Unwillen über das, was er gethan hatte; er fürchtete, sein Vater, der den Cassianus immer geschätzt hatte, möchte davon hören; er fürchtete auch den Unwillen der Eltern, deren Söhne er so zur Grausamkeit, zu einem Verbrechen, das nicht viel geringer war, als Vatermord, angeleitet hatte. Er befahl, die Pferde anzuspannen; aber man sagte ihm, dieselben müßten noch einige Stunden Ruhe haben. Das verstimmte ihn noch mehr; die Vorwürfe seines Gewissens quälten ihn und er setzte sich hin, um durch Trinken die Zeit zu vertreiben und sich aufzuheitern. Endlich brach er auf, hielt unterwegs einmal eine oder zwei Stunden an und reis'te dann weiter, auch als die Nacht angebrochen war. Der Weg, welcher durch anhaltenden Regen sehr schlecht geworden war, zog sich zwischen zwei Reihen Bäumen längs des großen Kanals hin, welcher das Wasser aus den Pontinischen Sümpfen ableitet.

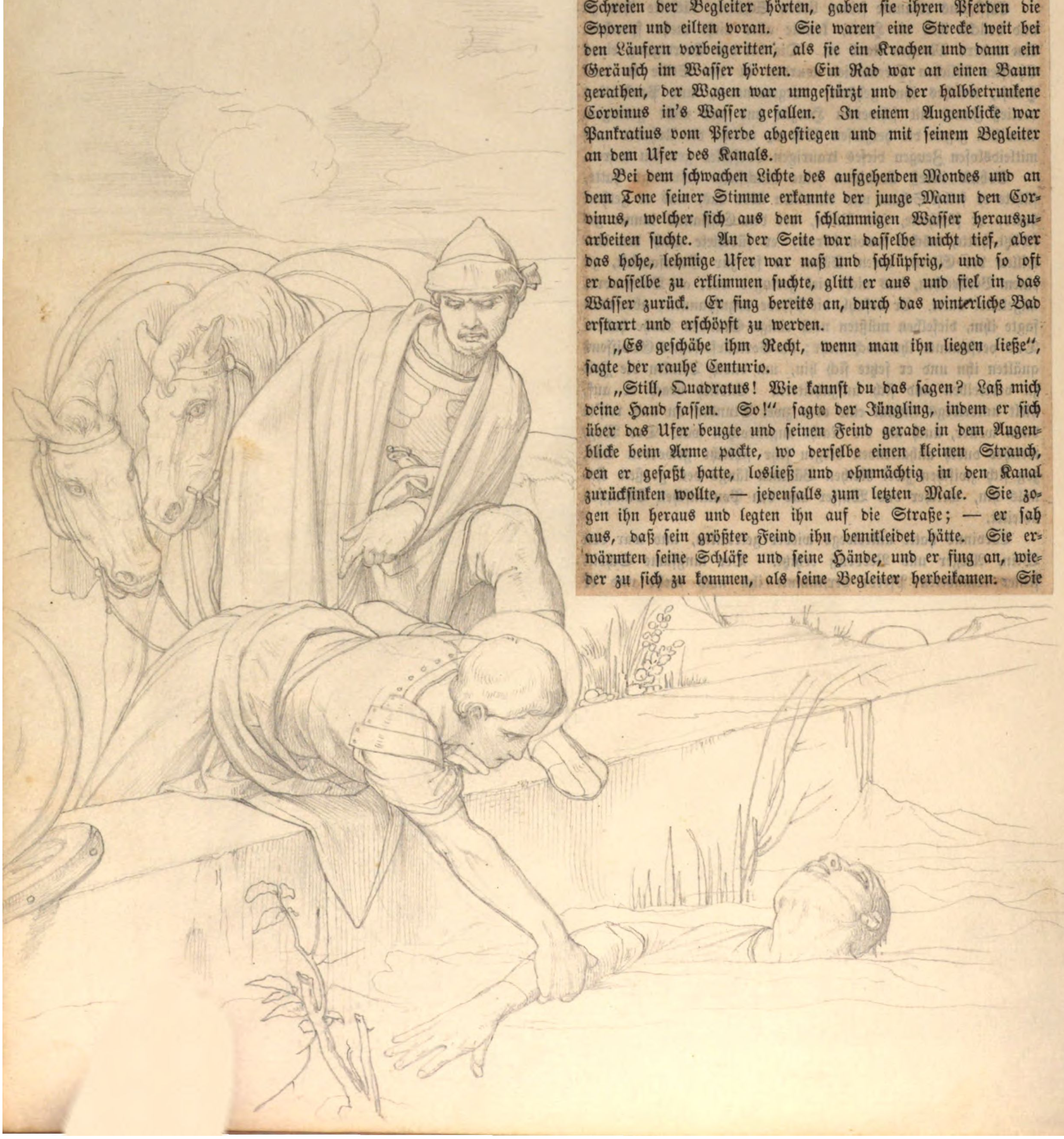
Corvinus hatte unterwegs wieder getrunken, und war von Wein, Aerger und Verdruß erhitzt. Der langsame Schritt seiner ermüdeten Pferde verstimmte ihn noch mehr und er

peischte sie wüthend voran. Während dieselben so angetrieben wurden, hörten sie den Tritt von Pferden, welche schnell hinter ihnen her kamen, und gingen durch. Die Begleiter blieben bald hinter dem Wagen zurück, und die Pferde geriethen durch die Baumreihe hindurch auf den schmalen Pfad neben dem Kanal und galoppirten fort, den Wagen von einer Seite zur andern werfend. Als die Reiter hinter dem Wagen das Stampfen der Pferde, das Rasseln des Wagens und das Schreien der Begleiter hörten, gaben sie ihren Pferden die Sporen und eilten voran. Sie waren eine Strecke weit bei den Läufern vorbeigeritten, als sie ein Krachen und dann ein Geräusch im Wasser hörten. Ein Rad war an einen Baum gerathen, der Wagen war umgestürzt und der halbbetrunkene Corvinus in's Wasser gefallen. In einem Augenblicke war Pankratius vom Pferde abgestiegen und mit seinem Begleiter an dem Ufer des Kanals.

Bei dem schwachen Lichte des aufgehenden Mondes und an dem Tone seiner Stimme erkannte der junge Mann den Corvinus, welcher sich aus dem schlammigen Wasser herauszuarbeiten suchte. An der Seite war dasselbe nicht tief, aber das hohe, lehmige Ufer war naß und schlüpfrig, und so oft er dasselbe zu erklimmen suchte, glitt er aus und fiel in das Wasser zurück. Er fing bereits an, durch das winterliche Bad erstarrt und erschöpft zu werden.

„Es geschähe ihm Recht, wenn man ihn liegen ließe", sagte der rauhe Centurio.

„Still, Quadratus! Wie kannst du das sagen? Laß mich deine Hand fassen. So!" sagte der Jüngling, indem er sich über das Ufer beugte und seinen Feind gerade in dem Augenblicke beim Arme packte, wo derselbe einen kleinen Strauch, den er gefaßt hatte, losließ und ohnmächtig in den Kanal zurücksinken wollte, — jedenfalls zum letzten Male. Sie zogen ihn heraus und legten ihn auf die Straße; — er sah aus, daß sein größter Feind ihn bemitleidet hätte. Sie erwärmten seine Schläfe und seine Hände, und er fing an, wieder zu sich zu kommen, als seine Begleiter herbeikamen. Sie



überließen ihn diesen und gaben denselben auch seine Börse, welche ihm aus dem Gürtel gefallen war, als sie ihn aus dem Kanal zogen. Pankratius behielt aber sein eigenes Messer, das auch herausgefallen war, und welches Corvinus bei sich trug, um ihn des Verbrechens, das Edict abgerissen zu haben, überweisen zu können. Die Diener sagten dem Corvinus, als er wieder zum Bewußtsein kam, sie hätten ihn aus dem Wasser gezogen, seine Börse aber müsse in den Kanal gefallen sein. Sie brachten ihn nach einer nahen Hütte, bis der Wagen wieder in Ordnung gebracht wäre, und zechten für sein Geld, während er schlief.

So hatten Beide an Einem Tage sich gerächt, — der Heide und der Christ.

Zwanzigstes Capitel.

Die öffentlichen Arbeiten.

Wenn vor dem Edicte die Thermen des Diokletianus von christlichen Gefangenen gebaut wurden, so wird es nicht auffallend erscheinen, daß ihre Zahl und ihre Leiden sehr zunahmen, so wie die Verfolgung heftiger wurde. Man erwartete den Kaiser Diokletianus selbst zur Einweihung seines Lieblings-Gebäudes, und ließ darum mit doppeltem Eifer daran arbeiten, um seine Vollendung zu beschleunigen. Jeden Tag kamen Züge von sogenannten Verbrechern von dem Hafen von Luna, von Sardinien und selbst aus der Krimm oder dem Chersones an, wo sie in Steinbrüchen oder Bergwerken beschäftigt gewesen waren; sie wurden alle bei den beschwerlichern Arbeiten des Baues verwendet. Die Materialien zu transportiren, Steine und Marmor zu sägen und zu behauen, den Mörtel zu bereiten und die Mauern aufzurichten, waren die Arbeiten der wegen der Religion Verurtheilten, unter denen Viele an solche harte Anstrengungen nicht gewöhnt waren. Sie erhielten dafür keinen andern Lohn, als die Maulthiere und Ochsen, die mit ihnen beim Bau gebraucht wurden. Ein Le-

cal zum Schlafen, welches wenig oder gar nicht besser war, als ein Stall; so viel Nahrung, als eben nöthig war, um sie bei Kräften zu erhalten; so viel Kleidung, als sie bei der rauhen Jahreszeit bedurften, — das war Alles, was sie zu erwarten hatten. Die Fesseln und Kelten an den Füßen, welche es ihnen unmöglich machen sollten, zu entfliehen, vermehrten ihre Leiden; und die Aufseher, welche von den Behörden um so lieber gesehen wurden, je unvernünftiger sie waren, überwachten alle ihre Schritte mit der Peitsche oder dem Stocke in der Hand, stets bereit, der Anstrengung noch Mißhandlungen beizufügen, um ihre eigene Grausamkeit an den Wehrlosen auszulassen, oder um ihren noch grausamern Herren zu gefallen.

Die Christen in Rom aber nahmen sich dieser Bekenner, welche in besonderer Verehrung bei ihnen standen, eifrig an. Ihre Diakonen besuchten sie, nachdem sie die Wächter bestochen hatten; und junge Leute wagten sich kühn zu ihnen und vertheilten nahrhaftere Speisen oder wärmere Kleider unter sie, oder gaben ihnen Geld, damit sie sich von ihren Aufsehern eine bessere Behandlung erkauften. Sie empfahlen sich dabei auch den Gebeten dieser heiligen Bekenner und küßten ihre Wunden, ihre Beulen und die Ketten, welche sie für Christus trugen.

Dieses Versammeln von Leuten, welche verurtheilt waren, weil sie ihrem göttlichen Meister treu dienten, hatte aber auch noch einen besondern Vortheil. Der üppige Lucullus hatte in einem Fischteich stets gemästete Lampreten vorräthig für seine Mahlzeiten; in Käfigen hatte man seltene Vögel und in Hürden fettes Vieh für die Opfer oder für Feierlichkeiten zu Ehren der Kaiser; in den Käfigen in der Nähe des Amphitheaters wurden wilde Thiere für die öffentlichen Spiele genährt: — gerade so hatte man an den Christen, welche bei den öffentlichen Arbeiten beschäftigt waren, stets Material zu blutigen Hekatomben und zur Befriedigung der Sucht des Volkes nach grausamen Schauspielen bei festlichen Gelegenheiten; man hatte in ihnen stets Futter für die wilden Thiere vor-

räthig, so oft das römische Volk die Wildheit derselben nachzuahmen strebte.

Eine solche Gelegenheit stand jetzt bevor. Die Verfolgung war bis jetzt noch nicht heftig gewesen: — man war noch keines angesehenen Christen habhaft geworden; die Plane des ersten Tages waren vereitelt worden und diese Niederlage war noch durch nichts aufgewogen: man erwartete also etwas in größerm Maßstabe. Das Volk verlangte mehr Unterhaltung, und der bevorstehende Geburtstag des Kaisers rechtfertigte sein Verlangen. Die wilden Thiere, welche Sebastianus und Pankratius gehört hatten, brüllten noch nach der ihnen gebührenden Beute. Wenn das Volk rief: „Christianos ad leones — die Christen zu den Löwen", — so durften diese das ja wohl so auslegen, als bedeute es, daß ihnen die Christen von Rechtswegen gehörten.

Eines Nachmittags gegen Ende December begab sich Corvinus nach den Bädern des Diokletianus, begleitet von Catulus, der ein gutes Auge hatte, um passende Kämpfer für das Amphitheater auszusuchen, wie ein tüchtiger Metzger auf dem Markte gutes Vieh auszusuchen versteht. Er rief den Rabirius, den Oberaufseher der Gefangenen, und sagte zu ihm: „Rabirius, ich komme auf Befehl des Kaisers, um einige von deinen Christen auszusuchen, welche die Ehre haben sollen, an dem bevorstehenden Feste im Amphitheater zu kämpfen."

„Ich kann aber in der That keine entbehren", antwortete der Aufseher. „Ich soll die Arbeiten in einer bestimmten Zeit vollendet haben, und das ist nicht möglich, wenn die Zahl der Arbeiter vermindert wird."

„Dafür kann ich nicht. Du wirst wohl Andere erhalten, um diejenigen zu ersetzen, die dir weggenommen werden. Du mußt mich und Catulus herumführen, daß wir die aussuchen, welche für uns passen."

Rabirius murrte, aber er fügte sich und führte sie auf einen großen Platz, der eben überwölbt worden war. Man gelangte zu demselben durch eine kreisförmige Vorhalle, welche das Licht von oben erhielt, wie das Pantheon. Diese führte in

einen der kürzern Arme einer kreuzförmigen weiten Halle, an welche eine Anzahl kleinerer, aber doch noch ziemlich geräumiger Gemächer anstieß. An jeder Ecke der Halle, wo die Arme sich durchschnitten, sollte eine starke Granitsäule aus Einem Stück ausgehauen zu stehen kommen. Zwei waren bereits aufgerichtet, eine war mit Stricken umwunden, welche über Flaschenzüge liefen, und sollte am andern Tage aufgerichtet werden. Eine Anzahl von Arbeitern war damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen dazu zu machen. Catulus winkte dem Corvinus zu und wies mit dem Daumen auf zwei junge Männer, welche wie Sklaven bis zum Gürtel entblößt waren, so daß ihre athletische Gestalt deutlich hervortrat.

„Die Beiden muß ich haben, Rabirius", sagte der eifrige Lieferant der wilden Thiere; „sie sind ganz ausgezeichnet geeignet für uns. Ich bin überzeugt, es sind Christen; sie arbeiten so freudig."

„Ich kann sie aber jetzt unmöglich entbehren. Sie sind mir wenigstens eben so lieb wie sechs andere Arbeiter oder wie zwei Pferde. Warte, bis die schweren Arbeiten gethan sind; dann stehen sie dir zu Diensten."

„Wie heißen sie? Ich will mir ihre Namen merken. Und vergiß nicht, sie in gutem Stande zu erhalten."

„Sie heißen Largus und Smaragdus; es sind junge Leute aus einer vornehmen Familie; aber sie arbeiten wie Plebejer, und werden gar nicht ungern mit dir gehen."

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden", sagte Corvinus lachend. — So geschah es auch später.

Sie gingen weiter und suchten noch mehr Gefangene aus; bei vielen widersetzte sich Rabirius, aber gewöhnlich vergebens. Endlich kamen sie an eine der Kammern, welche an der östlichen Seite des längern Arms der Halle lagen. Sie sahen darin eine Anzahl Gefangene, welche ausruhten. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete ein alter Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen mit einem weißen Barte, welcher über die Brust herabfloß, mit einem milden Gesichtsausdruck und voll sanfter Heiterkeit in seinem Benehmen. Es war der Bekenner Sa-

turninus, der jetzt in seinem achtzigsten Lebensjahre stand, aber trotzdem mit zwei schweren Ketten beladen war. Zu beiden Seiten desselben sah man die jüngern Gefangenen Cyriacus und Sisinnius, von denen berichtet wird, daß sie neben ihren eigenen Arbeiten auch noch die Ketten des Greises trugen; ja es heißt von ihnen, sie hätten sich eine besondere Freude daraus gemacht, nach Vollbringung ihrer eigenen Arbeit auch noch ihren schwächern Brüdern zu helfen und die Arbeit für sie zu thuen.[1]) Aber ihre Zeit war noch nicht gekommen; denn Beide wurden, ehe sie die Martyrerkrone erhielten, unter dem folgenden Papste zu Diakonen geweiht. — Mehrere andere Gefangene lagen vor dem alten Manne, welcher auf einem Marmorblock saß, auf dem Boden, und hörten ihm zu, wie er mit freundlichem Ernste zu ihnen redete; sie schienen darüber ihre Leiden zu vergessen. Was redete er zu ihnen? Belohnte er den Cyriacus für seine ausgezeichnete thätige Liebe zu seinen Mitbrüdern dadurch, daß er ihm sagte, zum Andenken daran werde ein Theil des ungeheuern Gebäudes, an welchem sie arbeiteten, unter seiner Anrufung Gott geweiht und ein Titel werden, und ein berühmter Name werde die Reihe der Cardinäle dieses Titels schließen?[2]) Oder redete er von einer andern noch herrlichern Vision: wie an die Stelle dieses kleinern Oratoriums später ein herrlicher Tempel zu Ehren der Königin der Engel treten würde, welcher unter der Leitung des mächtigsten Künstler-Genie's, das die Welt je gesehen, diese ganze prächtige Halle mit ihrer Vorhalle umschließen sollte?[3]) Was hätte für diese armen Gefangenen tröstlicher sein können, als

[1]) Siehe Piazza über die Kirche Santa Maria degli Angeli, in seinem Werke über die Stationen zu Rom.

[2]) Ein Theil der Bäder des Diokletianus wurde der Titel St. Cyriacus. Dieser Titel ist später aufgehoben worden; der letzte Cardinal von St. Cyriacus aber war der berühmte Bembo.

[3]) Michel Angelo gestaltete die im Texte beschriebene Halle sammt der kreisförmigen Vorhalle zu der schönen Basilika Santa Maria degli Angeli um. Der Boden wurde später erhöht, und dadurch wurden die Pfeiler um mehrere Fuß verkürzt und die Höhe des Gebäudes vermindert.

der Gedanke, daß sie nicht so sehr Bäder für ein üppiges heidnisches Volk oder einen verschwenderischen heidnischen Kaiser bauten, als vielmehr eine der prächtigsten Kirchen, in welchen der wahre Gott angebetet und die jungfräuliche Mutter des menschgewordenen Sohnes Gottes andächtig verehrt wird?

Corvinus besah die Gruppe von Weitem; er blieb stehen und fragte den Aufseher nach den Namen der Einzelnen. Dieser nannte sie bereitwillig und fügte dann bei: „Den Alten magst du nehmen, wenn du willst; was das Arbeiten angeht, so ist er das Unterhalten nicht werth.“

„Schönen Dank!“ entgegnete Corvinus. „Der würde im Amphitheater eine hübsche Figur machen. Mit alten, abgelebten Creaturen, welche ein einziger Schlag eines Bären oder Tigers gleich tödtet, ist dem Volke nicht gedient. Es will junges Blut fließen und lebenskräftige Leute gegen Wunden und Schläge kämpfen sehen, ehe der Tod den Kampf entscheidet. Aber da ist ja Einer, dessen Namen du nicht genannt hast: er hat das Gesicht von uns abgewandt; er trägt auch nicht die Kleidung der Gefangenen und keine Fesseln. Wer ist das?“

„Ich weiß seinen Namen nicht“, antwortete Rabirius. „Es ist ein hübscher junger Mann, der oft lange bei den Verbrechern ist, sie unterstützt und ihnen mitunter sogar bei der Arbeit hilft. Er bezahlt natürlich gut dafür, daß wir ihm das erlauben; und darum bin ich nicht in der Lage, weiter nach ihm zu fragen.“

„Aber wohl bin ich in der Lage, weiter nach ihm zu fragen“, entgegnete Corvinus heftig, und er ging auf ihn zu, um es zu thuen. Der Fremde hörte diese Worte und wandte sich um.

Corvinus sprang auf ihn zu, wie ein wildes Thier, packte ihn und rief jubelnd aus: „Fesselt ihn auf der Stelle! Diesmal wenigstens entrinnst du mir nicht, Pankratius!“

Einundzwanzigstes Capitel.

Das Gefängniß.

Wenn ein Christ in unsern Tagen recht erfahren will, was seine Vorfahren während der drei Jahrhunderte der Verfolgung für den Glauben geduldet haben, so dürfen wir uns nicht damit begnügen, ihn in die Katakomben zu führen, wie wir zu thuen versucht haben, und ihm so zu zeigen, was für ein Leben sie führten; wir müssen ihm auch rathen, jene unvergänglichen Berichte, die „Acten der Marthyrer" durchzulesen, um zu sehen, wie sie sterben mußten. Wir kennen keine Schriften, die so rührend, so ergreifend, so tröstlich und so geeignet wären, den Glauben und die Hoffnung zu stärken, als — nächst dem inspirirten Worte Gottes — diese ehrwürdigen Documente. Und wenn der geneigte Leser keine Muße hat, viel über diesen Gegenstand zu lesen, so möge er etwa eins dieser Documente lesen: die echten Acten der heiligen Perpetua und Felicitas. Allerdings wird sie mit dem größten Genuß der Gelehrte in ihrem einfachen, afrikanischen Latein lesen; aber hoffentlich werden wir bald eine gute Ueberseßung dieses und ähnlicher altchristlichen Documente erhalten. Die erwähnten Acten sind die nämlichen, welche schon der h. Augustinus kannte, und Niemand kann sie ohne Rührung lesen. Wollte der Leser die krankhafte Empfindsamkeit und die überspannte Aufregung, welche ein neuerer französischer Schriftsteller in dem Tagebuche eines zum Tode Verurtheilten bis unmittelbar vor der Hinrichtung an den Tag legt, mit dem ungekünstelten Pathos und der bezaubernden Wahrhaftigkeit vergleichen, welche in dem entsprechenden Bericht der Vivia Perpetua, einer zarten Frau von einundzwanzig Jahren, herrscht, — er würde unbedenklich gestehen, daß die einfachen christlichen Berichte unendlich natürlicher, anmuthiger und ansprechender seien, als die kühnsten Erdichtungen der Romane. — Und wenn unsere Seelen traurig sind, oder die Verfolgungen unserer Tage unsere Herzen geneigt machen, zu murren, dann können wir nichts Besseres thuen, als jene wahrhaft goldene,

weil wahre Legende, oder die Geschichte der edeln Marthrer von Vienne oder Lyon, oder viele ähnliche uns erhaltene Berichte zu lesen, um unsern Muth neu zu beleben durch die Betrachtung dessen, was Kinder und Frauen, Katechumenen und Sklaven, ohne zu murren, für Christus litten.

Aber wir sind von unserer Erzählung abgeschweift. Pankratius wurde gefesselt und, mit einigen und zwanzig Andern zusammengekettet, durch die Straßen nach dem Gefängnisse geführt. Während sie so, hülflos wankend und stolpernd, sich fortschleppten, wurden sie von den Wächtern, welche sie führten, unbarmherzig geschlagen; auch die Vorübergehenden schlugen und stießen sie, und aus der Ferne warf man mit Steinen und Koth nach ihnen und rief ihnen die schändlichsten Schimpfworte nach. [1]) Endlich kamen sie an dem Mamertinischen Gefängnisse an; sie wurden hineingestoßen und fanden dort schon andere Gefangene beiderlei Geschlechts, welche ihren Tod erwarteten. Pankratius hatte eben noch Zeit, während ihm die Hände gefesselt wurden, einem der Soldaten seine Börse zu geben und ihn zu bitten, seine Mutter und Sebastianus von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Ein Gefängniß in dem alten Rom war kein Ort, nach welchem sich, wie es jetzt wohl vorkommt, ein Armer hätte sehnen können, in der Hoffnung, dort bessere Nahrung und Wohnung zu finden, als zu Hause. Zwei oder drei dieser Kerker sind noch vorhanden, und eine kurze Beschreibung des eben erwähnten wird dem Leser einen Begriff davon geben, was ein Bekenner zu leiden hatte, wenn er auch nicht zum Marthrer wurde. [2])

Das Mamertinische Gefängniß besteht aus zwei viereckigen, unterirdischen Kammern, von denen eine sich unter der andern befindet. Eine einzige runde Oeffnung mitten in der Decke

[1]) Siehe den Bericht über das Marthrthum des h. Pothinus bei Ruinart I, 145. (Eus. h. e. 5, 1).

[2]) Bekenner nannte man diejenigen, welche sich als Christen bekannt und für dieses Bekenntniß Strafen zu leiden hatten, ohne aber das Leben zu verlieren. Durch den Tod für den Glauben wurde der Bekenner zum Marthrer.

beider dient dazu, Licht und Luft einzulassen, so wie Nahrung und die Gefangenen selbst hineinzuschaffen. Wenn die obere Kammer voll war, kann man sich leicht denken, wie viel Luft und Licht in die untere bringen konnte. Auf andere Weise der Luft Zugang zu verschaffen oder in das Gefängniß hineinzukommen, war unmöglich. In den Mauern, die aus großen Steinblöcken bestehen, befanden sich oder vielmehr befinden sich Ringe, um die Gefangenen daran zu fesseln; aber Viele von ihnen legte man auf den Boden, nachdem man ihre Füße weit auseinander in dem Beinstock befestigt hatte. Die erfinderische Grausamkeit der Verfolger vermehrte oft die Unbequemlichkeit des feuchten, steinernen Bodens dadurch, daß man dieses einzige Bett, welches die gefolterten Christen für ihre verstümmelten Glieder und ihren zerschlagenen Rücken hatten, mit Scherben bestreute. Darum wird von einer Gesellschaft von Martyrern in Afrika berichtet, wozu die hh. Saturninus und Dativus gehörten, daß sie Alle in Folge der in dem Kerker erduldeten Leiden starben. Und die Acten der Martyrer von Lyon erwähnen, daß viele neu angekommene Gefangene in dem Gefängnisse starben, ehe sie noch irgend eine Folter gelitten hatten, während andererseits einige, welche so grausam gefoltert, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelte, in das Gefängniß zurückgebracht wurden, dort ohne ärztlichen oder andern Beistand wieder gesund wurden.[1]) — Die Christen erkauften sich auch wohl die Erlaubniß, diese Orte des Schmerzes, aber nicht der Trauer, betreten zu dürfen; sie brachten dann mit, was unter solchen Umständen die Leiden dieser geliebtesten und verehrtesten unter ihren Brüdern mildern und ihnen leibliche oder geistige Erquickung gewähren konnte.

Die römische Gerechtigkeit verlangte, daß wenigstens die äußern Formen einer gerichtlichen Verhandlung beobachtet wurden. Die gefangenen Christen wurden darum aus den Kerkern vor den Richter geführt und verhört. Von solchen Verhören sind uns die kostbarsten Beispiele in den proconsulari-

[1]) S. die Acten der Martyrer von Lyon, §. 8, bei Ruinart I, 145.

schen Martyrer-Acten erhalten, wörtlich so wie sie von dem Secretär des Gerichtes in das Protokoll eingetragen wurden.

Als der neunzigjährige Bischof Pothinus von Lyon gefragt wurde: „Wer ist der Gott der Christen?" antwortete er mit einfacher Würde: „Wenn du würdig sein wirst, wirst du es erkennen." [1]) — Mitunter ließ sich der Richter in eine Discussion mit dem Angeklagten ein, bei welcher er natürlich nie viel Ehre einlegte, wiewohl die Angeklagten sich selten auf etwas Weiteres einließen, als einfach ihr christliches Glaubensbekenntniß zu wiederholen. Oft aber, wie bei dem Ptolemäus, über welchen der h. Justinus so schön berichtet, und bei der h. Perpetua, beschränkte sich der Richter auf die einfache Frage: „Bist du ein Christ?" und wenn sie bejaht wurde, sprach er das Todesurtheil.

Pankratius und seine Gefährten standen vor dem Richter; es war nur noch drei Tage bis zu dem Munus oder den Kampfspielen, bei welchen sie „mit den wilden Thieren kämpfen" sollten.

„Wer bist du?" fragte er Einen von ihnen.

„Ich bin ein Christ durch Gottes Gnade", war die Antwort.

„Und wer bist du?" sagte der Präfect zu Rusticus.

„Ich bin allerdings ein Sklave des Kaisers", antwortete der Gefangene; „aber da ich ein Christ wurde, hat Christus selbst mich frei gemacht, und durch Seine Gnade und Erbarmung bin ich derselben Hoffnung theilhaftig geworden, wie die Andern, welche du vor dir siehst."

Der Richter wandte sich dann an den Priester Lucianus, einen durch sein Alter und seine Tugenden ehrwürdigen Mann, und sagte: „Komm, gehorche den Göttern und den kaiserlichen Edicten."

„Niemand", antwortete der Greis, „kann getadelt oder verdammt werden, welcher den Geboten Jesu Christi, unseres Erlösers, gehorcht."

„Was für Studien treibst du?"

[1]) Si dignus fueris, cognosces, bei Ruinart a. a. O. t. 1. S. 145.

„Ich habe mich bestrebt, mir alle Wissenschaften anzueignen, und mich mit vielerlei Studien beschäftigt; aber zuletzt habe ich mich zu den Lehren des Christenthums gewandt, wiewohl diese denjenigen nicht gefallen, die falschen Meinungen nachgehen."

„Elender! An den Lehren findest du Freude?"

„Die größte; denn ich folge mit den Christen der wahren Lehre."

„Und was ist das für eine Lehre?"

„Die wahre Lehre, an der wir Christen festhalten, ist diese: daß wir an Einen Gott glauben, den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge; und daß wir den Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, bekennen, welcher vor Alters vorherverkündet worden ist von den Propheten, welcher kommen wird, die Menschen zu richten, welcher der Verkündiger des Heiles ist und der Lehrer für diejenigen, welche durch Ihn lernen wollen. Ich bin allerdings als bloßer Mensch zu schwach und unbedeutend, als daß ich etwas Großes von Seiner unermeßlichen Gottheit sagen könnte; das steht nur den Propheten zu." [1])

„Du bist, scheint mir, ein Lehrer des Irrthums für Andere und verdienst härtere Strafe als die Uebrigen. Laßt diesen Lucianus in den Beinstock legen, den Fuß bis zu dem fünften Loche ausgestreckt. [2]) — Und ihr beiden Weiber, wer seid ihr?"

„Ich bin eine Christin und habe keinen Bräutigam, als Christus. Ich heiße Secunda", antwortete die Eine.

„Und ich bin eine Witwe und heiße Rufina; ich bekenne mich zu demselben seligmachenden Glauben", fuhr die Andere fort.

Aehnliche Fragen stellte der Präfect an alle Andere, und von Allen erhielt er ähnliche Antworten; nur ein elender Mensch wurde zum Schmerze der Uebrigen wankend und erklärte sich bereit, zu opfern. Endlich wandte sich der Präfect an Pan-

[1]) Diese Antworten gab der h. Justinus dem Richter. S. seine Acten §. 1. bei Ruinart I, 129.

[2]) Dies wird als die größte mögliche Ausdehnung erwähnt.

kratius: „Und du, frecher Knabe, der du so verwegen gewesen bist, das Edict der göttlichen Kaiser abzureißen, auch du sollst begnadigt werden, wenn du den Göttern opferst. Nun zeige, daß du gehorsam und daß du verständig bist; du bist ja doch nur erst ein Knabe."

Pankratius bezeichnete sich mit dem Kreuzzeichen und antwortete ruhig: „Ich bin der Diener Christi. Ihn bekenne ich mit dem Munde, an Ihm halte ich fest mit meinem Herzen, Ihn bete ich unablässig an. Wenn ich auch in deinen Augen ein Knabe bin: ich habe die Weisheit des Greisenalters, wenn ich bloß Einen Gott verehre. Deine Götter aber sammt ihren Anbetern sind dem ewigen Verderben geweiht." [1])

„Schlagt ihn auf den Mund für seine Lästerung und peitscht ihn mit Ruthen", rief der Richter zornig aus.

„Ich danke dir", erwiderte sanft der edele Jüngling, „daß ich so etwas von derselben Strafe zu leiden habe, welche über meinen Heiland verhängt wurde." [2])

Der Präfect sprach dann in der gewöhnlichen Form das Urtheil: „Lucianus, Pankratius, Rusticus und Andere, und die Weiber Secunda und Rufina, welche alle eingestanden haben, daß sie Christen sind, und sich weigern, dem heiligen Kaiser zu gehorchen und die Götter Rom's anzubeten, sollen in dem Flavianischen Amphitheater den wilden Thieren preisgegeben werden."

Der Pöbel heulte vor Freude und Wuth, und geleitete die Bekenner mit wildem Geschrei nach dem Gefängniß zurück; aber allmälig machte ihre würdevolle Haltung und die strahlende Ruhe in ihren Mienen Eindruck auf die Wüthenden. Einige behaupteten, die Gefangenen müßten sich parfümirt haben, da ein Wohlgeruch von ihnen auszugehen schiene. [3])

---

[1]) So antwortete Alexander, ein Sohn der h. Felicitas, dem Richter. S. die Acten der h. Felicitas, §. 3, bei Ruinart I, 56.

[2]) S. die Acten der h. Perpetua, §. 18, bei Ruinart I, 220.

[3]) Dies wird in den Acten der Martyrer von Lyon §. 10, und in den Acten der h. Perpetua §. 13 erwähnt. Ruinart I, 146 u. 219.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Wegzehrung.

Einen starken Contrast mit der Wuth und dem Lärm außerhalb des Gefängnisses bildete die Scene in demselben. Dort herrschte Frieden, Ruhe, Heiterkeit und Freude. Die rauhen Mauern und Gewölbe hallten wider von dem Psalmengesange, den Pankratius anstimmte und mit welchem „der Abgrund dem Abgrund zurief", wie der Psalmist sagt;[1]) denn die Gefangenen in dem untern Gefängnisse antworteten den Gefangenen in dem höhern, und so sang man im Wechselchor die Psalmen, welche für eine solche Lage paßten.

Tags zuvor, ehe die Gefangenen „mit den wilden Thieren kämpfen", das heißt, von ihnen zerrissen werden sollten, wurde ihnen immer etwas mehr Freiheit gelassen. Ihre Freunde durften sie besuchen, und die Christen machten sich diese Erlaubniß zu Nutze. Sie kamen zahlreich nach dem Gefängniß und empfahlen sich dem Gebete der Bekenner Christi. Des Abends wurden die Gefangenen aus dem Kerker herausgeholt und erhielten auf Staatskosten eine reichliche, oder sogar üppige Mahlzeit, das sogenannte freie Mahl (coena libera). Die Heiden fanden sich zahlreich ein, um zu sehen, wie die Kämpfer des folgenden Tages aussähen und sich benähmen. Sie sahen aber bei diesen Christen weder das prahlerische und rohe Benehmen, noch die Muthlosigkeit und Trauer, welche man sonst gewöhnlich an den Verurtheilten wahrnahm. Es war für die Christen in Wahrheit eine Agape, ein Liebesmahl; denn sie aßen mit ruhiger Heiterkeit und unter frohen Gesprächen. Pankratius verwies indeß ein- oder zweimal dem Pöbel seine gefühllose Neugierde und seine rohen Bemerkungen, indem er sagte: „Der morgige Tag ist euch wohl nicht genug; ihr findet Freude daran, die zu besehen, welche der Gegenstand eueres Hasses sein werden. Heute seid ihr unsere Freunde, morgen unsere Feinde. Aber merkt euch unsere Gesichtszüge gut, daß ihr uns am Tage des Gerichtes wieder erkennt." Viele Zu-

[1]) Psalm 41, 8.

schauer entfernten sich nach diesen Worten und für nicht Wenige wurden sie eine Veranlassung zur Bekehrung.[1])

Während aber so die Verfolger für die Leiber ihrer Opfer ein Mahl bereiteten, hatte die Kirche, ihre Mutter, ein viel herrlicheres Mahl für die Seelen ihrer Kinder bereitet. Die Diakonen hatten sie regelmäßig besucht, namentlich Reparatus, der gern einer der Ihrigen gewesen wäre, hätte nicht seine Pflicht es ihm für jetzt verboten. Nachdem derselbe so gut wie möglich für ihre leiblichen Bedürfnisse gesorgt, hatte er es mit dem frommen Priester Dionysius, der noch im Hause der Agnes wohnte, abgesprochen, daß er gegen Abend das Brod des Lebens senden möge, um am andern Tage früh, am Morgen des Kampfes, die Kämpfer Christi zu speisen. Wiewohl die Diakonen die consecrirten Elemente von der Hauptkirche nach andern Kirchen zu überbringen pflegten, wo sie von den Titular-Priestern ausgetheilt wurden, so wurden doch auch niedere Kirchendiener dazu gebraucht, die h. Communion den Martyrern im Gefängnisse und auch den Sterbenden zu bringen. An diesem Tage, wo die feindseligen Leidenschaften des heidnischen Rom durch die bevorstehende Abschlachtung so vieler christlichen Opfer ungewöhnlich aufgeregt waren, war es eine sehr gefährliche Aufgabe, diesen heiligen Auftrag auszuführen. Denn durch die Geständnisse des Torquatus war es bekannt geworden, daß Fulvius sich alle Diener des Heiligthums wohl gemerkt und seinen zahlreichen thätigen Spionen eine genaue Beschreibung von ihnen gegeben hatte. Sie konnten darum bei Tage kaum anders, als ganz verkleidet, ausgehen.

Das heilige Brod lag bereit und der Priester sah sich vom Altare aus um, wer es wohl am sichersten überbringen könne. Ehe sonst Jemand hervortreten konnte, kniete der junge Akolyth Tarcisius zu seinen Füßen. Er streckte die Hände aus, bereit, das heilige Pfand anzunehmen, mit einem unschuldig schönen Gesichte, gleich dem eines Engels; er schien darum zu bitten,

[1]) Vergl. die Acten der h. Perpetua, §. 17. Ruinart I, 219.

ja darauf Anspruch zu machen, daß ihm vor Andern der Vorzug gegeben würde.

„Du bist zu jung, mein Kind", sagte der Priester freundlich und gerührt durch den Anblick des Knaben.

„Meine Jugend, heiliger Vater, wird mein bester Schutz sein. O, versage mir nicht diese große Ehre!" Die Thränen standen dem Knaben in den Augen und seine Wangen glühten vor andächtiger Rührung, als er diese Worte sprach. Er streckte verlangend die Hände aus, und seine Bitte war so inständig und muthig, daß der Priester nicht widerstehen konnte. Er nahm die heiligen Geheimnisse, welche sorgfältig in ein leinenes Tuch gewickelt und dann mit einem andern Tuche verhüllt waren, und legte sie ihm auf die Hände, indem er sagte:

„Bedenke, Tarcisius, welch' ein Schatz deiner schwachen Hut anvertraut wird! Vermeide auf deinem Wege öffentliche Plätze, und bedenke, daß man das Heilige nicht den Hunden geben und Perlen nicht den Schweinen vorwerfen darf.[1]) Willst du Gottes heilige Gaben getreu behüten?"

„Ich will lieber sterben, als sie verrathen", antwortete der Knabe, verbarg den himmlischen Schatz in den Busen seiner Tunica und trat mit freudiger Ehrfurcht seinen Weg an. Auf seinem Gesichte prägte sich ein für seine Jahre ungewöhnlicher Ernst aus, als er leichten Schrittes durch die Stadt eilte, gleich sorgsam die besonders belebten Straßen und die zu verborgenen Gassen vermeidend.

Als er der Thüre eines großen Hauses nahe kam, erblickte ihn die Herrin desselben, eine reiche Dame ohne Kinder; seine Schönheit und der liebliche Ausdruck seines Gesichtes, während er, die Arme über die Brust gekreuzt, vorbeieilte, fiel ihr auf. „Warte einen Augenblick, liebes Kind", sagte sie, ihm in den Weg tretend; „sage mir, wie du heißest und wo deine Eltern wohnen."

„Ich bin Tarcisius, ein Waisenknabe", antwortete er, indem

[1]) Matth. 7, 6.



er lächelnd aufblickte; „und ich habe keine Wohnung, als nur eine, von der du vielleicht nicht gern hören würdest.“

„Dann komme in mein Haus und ruhe dich aus; ich habe etwas mit dir zu reden. O, hätte ich ein Kind, wie du bist!“

„Jetzt nicht, edele Frau, jetzt nicht! Ich habe einen wichtigen und heiligen Auftrag zu besorgen, und ich darf keinen Augenblick zögern.“

„Dann versprich mir, morgen zu kommen; dies ist mein Haus.“

„Wenn ich noch lebe, will ich kommen“, antwortete der Knabe mit freundlichem Blicke. Er kam ihr wie ein Bote aus einer höhern Sphäre vor. Sie sah ihm lange nach, und nach einiger Ueberlegung entschloß sie sich, ihm zu folgen. Gleich darauf aber hörte sie einen Lärm und ein schreckliches Geschrei; sie blieb stehen, bis es verstummte, und ging dann wieder weiter.

Mittlerweile eilte Tarcisius voran, in seinen Gedanken mit etwas Besserm beschäftigt, als mit dem Erbe der reichen Dame. Er kam auf einen freien Platz, wo Knaben, die eben aus der Schule entlassen waren, ihr Spiel begannen.

„Es fehlt gerade noch Einer; wo finden wir den?“ sagte Einer von ihnen.

„Vortrefflich!“ rief ein Anderer aus, „da kommt Tarcisius, den ich seit einem Jahrhundert nicht mehr gesehen habe. Er war früher ein guter Kamerad bei allen Spielen. — Komm, Tarcisius“, fügte er bei, indem er ihn beim Arme faßte, „wohin so geschwind? Nimm an unserm Spiele Theil; du bist auch brav.“

„Ich kann jetzt nicht, Petilius; ich kann gewiß nicht. Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag zu besorgen.“

„Aber du sollst!“ rief der Andere, der zuerst gesprochen, ein starker und zanksüchtiger Knabe, und hielt ihn fest. „Ich dulde keinen Eigensinn, wenn ich etwas will. Komm also gleich und spiel' mit!“

„Ich bitte euch“, sagte der arme Knabe ängstlich, „laßt mich gehen!“

„Nein", erwiderte der Andere. „Was verbirgst du denn so sorgfältig im Busen? Wohl einen Brief? Nun, der wird nicht verderben, wenn er eine halbe Stunde außer seinem Neste ist. Gib ihn her, ich will ihn so lange aufheben, bis das Spiel zu Ende ist." Damit griff er nach dem Heiligthume.

„Nein, nein!" antwortete das Kind, zum Himmel aufblickend.

„Ich will es sehen", sagte der Andere barsch; „ich will wissen, was das für ein wunderliches Geheimniß ist." Er fing an, den Knaben roh hin und her zu zerren. Ein Haufe Menschen sammelte sich um sie, und Alle fragten neugierig, was es gebe. Sie sahen einen Knaben, welcher mit gekreuzten Armen, als wäre er mit einer übernatürlichen Kraft ausgerüstet, allen Bemühungen eines viel größern und stärkern Knaben, ihm das zu entreißen, was er trug, Widerstand leistete. Stoßen, Schlagen, Zerren, — Alles schien vergebens zu sein: er trug Alles ohne Murren und ohne einen Versuch, wieder zu schlagen; aber er gab nicht nach.

„Was ist das? Was mag das sein?" fragte Einer den Andern, als Fulvius zufällig vorbeiging und hinzutrat. Er erkannte den Tarcisius, den er bei der Ordination gesehen hatte, gleich wieder; und da er, als ein besser gekleideter Mann, auch gefragt wurde, was das sein möge, antwortete er in einem verächtlichen Tone, indem er sich umdrehte: „Was das ist? Nichts weiter, als ein christlicher Esel, der die Geheimnisse trägt." [1])

Das war genug. Fulvius verachtete so geringe Beute; aber er wußte, was seine Worte zur Folge haben würden. Die Neugierde der Heiden, die Geheimnisse der Christen zu sehen, und ihr Verlangen, dieselben zu verhöhnen, war geweckt, und von allen Seiten rief man dem Tarcisius zu, er solle zeigen, was er trage. „Nie", so lange ich lebe", war seine einzige Antwort. Ein heftiger Faustschlag eines Schmiedes betäubte ihn, und sein Blut floß. Ein Schlag folgte auf den andern, bis er endlich mit Beulen bedeckt, aber die Hände noch immer fest vor die Brust haltend, zu Boden fiel.

[1]) Asinus portans mysteria, — ein lateinisches Sprüchwort.

Der Pöbel drängte sich herbei und man wollte ihm gerade sein heiliges Pfand entreißen, als sich plötzlich die Elenden mit Riesenkraft rechts und links auseinander gestoßen fühlten. Einige taumelten auf die Seite, Andere wurden, sie wußten nicht wie, umfaßt und zu Boden geworfen und die Uebrigen ergriffen die Flucht. Ein großer athletischer Offizier hatte die Verwirrung angerichtet. Sobald er den Platz gesäubert hatte, kniete er nieder und hob mit Thränen in den Augen den zerschlagenen und ohnmächtigen Knaben auf, so sanft, wie nur eine Mutter es hätte thuen können. Er fragte ihn dann in dem freundlichsten Tone: „Bist du stark verletzt, Tarcisius?"

„Das thut nichts, Quadratus", antwortete der Knabe, indem er lächelnd die Augen aufschlug; „aber ich trage die göttlichen Geheimnisse; bringe sie in Sicherheit."

Der Soldat nahm nun den Knaben mit zehnfacher Ehrfurcht auf seine Arme, — trug er ja nicht nur ein jugendliches Opfer, eines Martyrers Reliquien, sondern den König und Herrn der Martyrer selbst und das göttliche Opfer der ewigen Erlösung. Das Kind lehnte sein Haupt an die Brust des kräftigen Soldaten, aber mit den Händen hielt es den ihm anvertrauten Schatz fest, und dem Träger war die doppelte heilige Last nicht schwer. Niemand hielt ihn auf, bis ihm eine Dame begegnete und ihn erstaunt ansah. Sie trat näher und sah genauer zu, was er trüge. „Ist es möglich?" rief sie schaudernd aus. „Ist das Tarcisius, den ich eben noch so schön und lieblich gesehen habe? Wer hat das gethan?"

„Edele Frau", erwiderte Quadratus, „sie haben ihn ermordet; weil er ein Christ war."

Die Dame sah dem Kinde in's Gesicht. Es schlug die Augen auf, sah sie lächelnd an und starb. Durch diesen Blick kam ihr das Licht des Glaubens: sie wurde bald nachher auch eine Christin.

Der ehrwürdige Dionysius konnte vor Thränen kaum sehen, als er das Allerheiligste unverletzt aus dem Busen des Kindes heraus nahm; es war ihm, als sähe der Knabe jetzt, wo er den Schlaf des Martyrers schlief, noch mehr

einem Engel gleich, als vor einer Stunde, wo er noch lebte. Quadratus selbst trug ihn nach dem Cömeterium des Kallistus, wo er unter dem bewundernden Staunen älterer Gläubigen beigesetzt wurde; und später verfaßte der heilige Papst Damasus eine Grabschrift auf ihn, die Niemand lesen kann, ohne zu erkennen, daß der Glaube an die wahre Gegenwart des Leibes unseres Herrn in der heiligen Eucharistie damals in der Kirche der nämliche war, wie jetzt:

Tarcisium sanctum Christi sacramenta gerentem
Cum male sana manus peteret vulgare profanis,
Ipse animam potius voluit dimittere caesus,
Prodere quam canibus rabidis coelestia membra. [1])

Das römische Martyrologium erwähnt den h. Tarcisius unter dem 15. August, wo sein Gedächtniß in dem Cömeterium des Kallistus gefeiert wurde. Von dort wurden, wie eine alte Inschrift erwähnt, später seine Reliquien nach der Kirche St. Sylvester in Campo übertragen.

Die Gefangenen erfuhren diesen Vorfall erst nach der Mahlzeit, und die Befürchtung, sie möchten der Seelenspeise entbehren müssen, von welcher sie Stärkung erwarteten, war vielleicht das Einzige, was ihre Seelenruhe in etwa störte. In diesem Augenblicke trat Sebastianus ein; er bemerkte gleich, daß eine unangenehme Nachricht angekommen sein müsse, und errieth eben so schnell, was es sei; denn Quadratus hatte ihm schon Alles mitgetheilt. Er heiterte die Bekenner durch die Versicherung auf, sie würden der ersehnten Speise nicht entbehren müssen; dann flüsterte er dem Diakon Reparatus einige Worte zu und dieser verstand ihn gleich, wie man aus seinen freudigen Mienen sehen konnte, und eilte hinaus.

[1]) Sehet das Volk, wie es raset, zu sehen und frech zu verhöhnen
Christi Geheimniß, mit Wuth ergreifend den heiligen Träger;
Aber Tarcisius opfert den tödtlichen Schlägen sein Leben
Lieber, als daß er verriethe die himmlischen Glieder den Hunden.

Vergl. auch die Anmerkungen des Baronius zum Martyrologium. Wenn die Eucharistie als „(Christi) coelestia membra“ bezeichnet wird, so ist das ein zufälliger, aber schlagender Beweis für den Glauben an die Gegenwart Christi im h. Sacramente.

Da Sebastianus den Wächtern bekannt war, so war er ungehindert täglich in das Gefängniß gekommen und hatte unermüdet für die Gefangenen gesorgt. Jetzt aber war er gekommen, um von seinem theuersten Freunde, von Pankratius, der ihn sehnlichst erwartete, Abschied zu nehmen. Sie gingen bei Seite und der Jüngling begann: „Nun, Sebastianus, erinnerst du dich noch des Abends, wo wir von deinem Fenster aus die wilden Thiere brüllen hörten und die vielen weiten Bogen des Amphitheaters sahen, als wären sie offen für den Triumphzug der Christen?“

„Ja, mein lieber Knabe; wohl erinnere ich mich jenes Abends, und es war mir, als hätte damals dein Herz die Scenen geahnt, die dich morgen erwarten.“

„So war es in der That; ich war im Herzen überzeugt, daß ich einer der Ersten sein würde, welche die Wuth der brüllenden Thiere zu besänftigen hätten. Nun aber, wo diese Zeit gekommen ist, kann ich mich kaum einer so hohen Ehre würdig erachten. Was habe ich gethan, Sebastianus, — nicht, daß ich diese Ehre verdient habe, aber daß ich auserkoren bin für eine so große Gnade?“

„Du weißt, Pankratius, daß nicht der, welcher will, noch der, welcher läuft, sondern Gott der Barmherzige es ist, welcher erwählt.[1]) Aber sage mir lieber, wie ist dir jetzt zu Muthe, wenn du an den morgigen Tag denkst?“

„Die Wahrheit zu gestehen, scheint mir meine Bestimmung so herrlich, so hoch über das erhaben, was ich erwarten durfte, daß mir zu Zeiten Alles mehr als Traum, denn als Wirklichkeit vorkommt. Scheint es nicht auch dir fast unglaublich, daß ich, der ich diesen Abend in einem kalten, dunkeln und elenden Kerker bin, ehe die Sonne noch einmal untergegangen ist, die Klänge der Harfen der Engel hören, in dem Zuge der Heiligen in weißen Gewändern einhergehen, den Duft des himmlischen Weihrauchs einathmen und aus den krystallhellen Wassern des Stromes des Lebens trinken soll? Klingt das nicht, wie etwas, was man wohl von einem Andern lies't oder

[1]) Vergl. Röm. 9, 16.

hört, wovon man aber kaum zu denken wagt, daß man es in wenigen Stunden selbst erfahren soll?“

„Ist es nicht noch mehr, als was du beschrieben hast, Pankratius?“

„O ja, viel mehr; viel mehr, als man aussprechen kann. Daß ich, ein Knabe, der eben aus der Schule entlassen ist, der ich noch nichts für Christus gethan habe, sagen darf: „„Morgen werde ich Ihn von Angesicht zu Angesicht schauen und Ihn anbeten, und eine Palme und eine Krone von Ihm erhalten, ja, und liebevoll von ihm umarmt werden““, — es kommt mir wie eine schöne Hoffnung vor und ich kann mir kaum denken, daß es bald keine Hoffnung mehr sein soll. Und doch, Sebastianus“, fuhr er begeistert fort, indem er beide Hände seines Freundes ergriff, „und doch ist es wahr; es ist wahr!“

„Und noch mehr, Pankratius.“

„Ja, Sebastianus, noch mehr. Ich soll die Augen vor den Gesichtern von Menschen verschließen, und sie wieder öffnen, um in Gottes Antlitz zu schauen; ich soll sie verschließen vor zehntausend Gesichtern, welche mit Haß, Verachtung und Wuth von allen Stufen des Amphitheaters auf mich herabblicken, und soll sie wieder öffnen, um jenen Einen sonnengleichen Geist zu schauen, dessen Glanz uns blenden oder versengen würde, wenn nicht Seine Strahlen uns umgäben, umarmten und bewillkommten; ich soll auf einmal in den Feuerofen des göttlichen Herzens oder vielmehr in den brennenden Ocean Seiner Gnade und Liebe versetzt werden, ohne Vernichtung fürchten zu müssen: — gewiß, Sebastianus, es klingt wie Anmaßung, wenn ich sage, daß ich morgen — nein, still! der Wächter auf dem Capitol verkündet Mitternacht, — daß ich heute, heute alles das genießen soll!“

„Glücklicher Pankratius!“ rief der Soldat aus; „du genießest schon im Voraus die Wonne, welche dich nach einigen Stunden erwartet.“

„Und weißt du, lieber Sebastianus“, fuhr der Jüngling fort, als hätte er die Unterbrechung nicht bemerkt, „es erscheint

mir als ein Beweis von Gottes Güte und Gnade, daß ich so sterben soll. Wie viel freudiger muß man in meinem Alter dem Tode entgegen treten, wenn er Allem, was hassenswerth ist auf Erden, ein Ende macht, — dem Anblick von schrecklichen Thieren und von bösen Menschen, die kaum minder schrecklich sind, und dem Anhören des gräßlichen Geheuls beider! Wie viel härter wäre es, wenn der Tod meine Augen vor dem letzten zärtlichen Blicke einer Mutter, wie die meinige ist, und meine Ohren vor dem geduldigen Klagen ihrer süßen Stimme verschlösse! Allerdings werde ich sie heute vor dem Kampfe noch einmal sehen und hören, wie wir abgesprochen haben; aber ich weiß, sie wird meinen Muth nicht beugen."

Dem Knaben trat eine Thräne in die Augen, aber er unterdrückte sie und sagte mit heiterm Tone: „Aber, Sebastianus, du hast dein Versprechen, — dein doppeltes Versprechen noch nicht erfüllt. Du wolltest mir ja die Geheimnisse sagen, welche du mir früher nicht enträthseln wolltest. Jetzt hast du die letzte Gelegenheit dazu, darum sage mir Alles."

„Erinnerst du dich noch, was es für Geheimnisse waren?"

„Gewiß, ganz gut; denn sie haben mich in Gedanken viel beschäftigt. Erst sagtest du an dem Abend, wo die Versammlung in deiner Wohnung stattfand, es gebe etwas, was stark genug sei, dein brennendes Verlangen nach dem Tode für Christus zu mäßigen; und kürzlich wolltest du mir nicht sagen, warum du mich so eilig nach Campanien schicktest. Du brachtest dies Geheimniß mit dem ersten in Verbindung; wie, das kann ich nicht begreifen."

„Die beiden Geheimnisse bilden nur Eins. Ich hatte versprochen, über dein wahres Wohl zu wachen, Pankratius; es war eine Pflicht der Freundschaft und Liebe, die ich übernommen hatte. Ich sah deine Sehnsucht nach dem Martyrthum; ich kannte den ungestümen Drang deines jugendlichen Herzens; ich fürchtete, du möchtest eine verwegene That begehen, durch welche die Reinheit deines Wunsches etwas von ihrem Glanze einbüßen könnte, und wäre es auch nur so wenig, wie ein fein polirter Stahl durch Anhauchen von seinem

Glanze verliert, — eine That, welche von deiner Sieges-Palme auch nur ein einziges Blatt vorübergehend etwas welk machen könnte. Ich entschloß mich darum, mein eigenes sehnliches Verlangen zu mäßigen, bis ich dich außer Gefahr sähe. War das recht?"

„O,' es war zu gütig von dir, lieber Sebastianus; es war edelmüthig und gütig. Aber wie hängt das mit meiner Reise zusammen?"

„Hätte ich dich nicht aus Rom entfernt, so wärest du verhaftet worden, weil du das Edict abgerissen, oder weil du den Richter im Gerichtshofe gescholten hattest. Du wärest gewiß verurtheilt worden und würdest für Christus gelitten haben; aber dein Urtheil hätte anders gelautet, du wärest wegen Rebellion gegen den Kaiser verurtheilt worden; — und zudem, mein lieber Knabe, würdest du allein hingerichtet worden sein. Selbst die Heiden würden dich als einen kühnen und verwegenen Knaben gelobt haben; du wärest vielleicht zum Stolz versucht, und jedenfalls wäre dir die Schmach erspart worden, welche das besondere Verdienst und den besondern Ruhm derjenigen ausmacht, welche einfach darum, weil sie Christen sind, sterben müssen."

„Ganz recht, Sebastianus", sagte Pankratius erröthend.

„Aber als ich sah", fuhr der Soldat fort, „wie du verhaftet wurdest bei einer hochherzigen That der Liebe gegen die Bekenner Christi; als ich sah, wie du durch die Straßen geschleppt wurdest, mit einem Galeerensklaven zusammengekettet, gleich einem gemeinen Verbrecher; als ich sah, wie du mit wüthendem Geschrei und mit Steinwürfen verfolgt wurdest, gleich andern Gläubigen; als ich hörte, wie du gleich den Andern verurtheilt wurdest, weil du ein Christ bist und wegen keines andern Grundes, — da erkannte ich, daß mein Werk vollendet war; ich mochte keinen Finger aufheben, dich zu retten."

„Wie ähnlich der göttlichen Liebe ist deine Liebe zu mir gewesen, — so weise, so erhaben, so maßlos!" schluchzte Pankratius, indem er sich dem Soldaten an die Brust warf; dann

fuhr er fort: „Versprich mir noch Eins: bleibe heute bis zum Ende in meiner Nähe, und überbringe mein letztes Erbe meiner Mutter.“

„Ich will es thuen, und sollte es mir das Leben kosten. Unsere Trennung wird nicht lange dauern, Pankratius.“

Der Diakon verkündete jetzt, daß Alles bereit sei, um das heilige Opfer im Kerker selbst darzubringen. Die beiden jungen Leute blickten umher und Pankratius war überrascht. Der heilige Priester Lucianus lag auf dem Boden; seine Glieder waren auf unmenschliche Weise in die Catasta oder den Beinstock gespannt, so daß er nicht aufstehen konnte. Auf seiner Brust hatte Reparatus die drei leinenen Altartücher ausgebreitet; darauf lag das ungesäuerte Brod und stand der Kelch mit Wein und Wasser, den der Diakon mit der Hand festhielt. Man hob das Haupt des bejahrten Priesters empor und er las die üblichen Gebete und verrichtete die vorgeschriebenen Ceremonien der Opferung und Wandlung; — dann traten Alle einzeln hinzu und empfingen mit Thränen der Dankbarkeit aus seiner geweihten Hand die geheimnißvolle Speise. [1])

Wie wundervoll und schön weiß die Kirche Gottes sich allen Verhältnissen anzubequemen! So bestimmt auch ihre Gesetze sind, ihre erfinderische Liebe weiß Mittel, Ausnahmen eintreten zu lassen, aber gerade durch solche zugleich auf die Grundsätze der Gesetze hinzuweisen, — ja, es trifft sich oft so, daß die Ausnahme nur eine erhabenere Anwendung der Gesetze ist. Hier haben wir einen Diener Gottes und Ausspender Seiner Geheimnisse, welcher dieses eine Mal, mehr als andere Priester, gleich Ihm, dessen Stelle er vertrat, zugleich Priester und Altar war. Die Kirche schrieb vor, das heilige Opfer solle nur über den Reliquien von Martyrern dargebracht werden; hier war ein Martyrer in der eigenthümlichen Lage, es auf seinem eigenen Leibe darzubringen. Noch

[1]) Eine solche Feier der göttlichen Geheimnisse durch einen Priester Lucianus zu Antiochia wird in den Acten desselben erwähnt. Ruinart III, 182, Anmerkung.

lebend „lag er unter den Füßen Gottes.“ [1]) Die Brust hob sich noch und das Herz klopfte noch unter den göttlichen Geheimnissen; aber das war nur ein Theil der Handlung des Opfernden; sein Selbst war bereits todt und das Opfer des eigenen Lebens war in ihm vollbracht, wenn auch noch nicht ganz vollendet. Nur Christi Leben war in und außer dem Heiligthum dieser Brust. [2]) Ist wohl je die Wegzehrung für Martyrer würdiger bereitet worden?

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Kampf.

Der Morgen ist hell und frostig angebrochen; die Sonne scheint auf die vergoldeten Verzierungen der Tempel und anderer öffentlichen Gebäude, und scheint sie mit festtäglichem Glanze zu bekleiden. Auch die Leute erscheinen bald auf den Straßen in ihren festlichsten Kleidern und ungewöhnlich reich geschmückt. Die verschiedenen Ströme von Menschen nehmen alle ihre Richtung nach dem Flavianischen Amphitheater, jetzt besser bekannt unter dem Namen Coliseum. Jeder lenkt seine Schritte nach dem Bogen, welchen die Nummer seines Billets bezeichnet, und so nimmt das ungeheuere Gebäude allmälig große Menschenmassen auf, bis sein ganzes Innere ringsum wie mit menschlichen Gesichtern bedeckt ist und bis seine Mauern von dem Hin- und Herbewegen der lebendigen Masse zu wanken und auf und ab zu wogen scheinen. Nachdem diese Masse mit Blut gesättigt und zur Wuth entflammt worden ist, wird sie wieder zerschmelzen und in dichten Strömen aus den Zugängen, durch welche sie eingetreten, hinauseilen. Mit Recht führen diese Zugänge den Namen Vomitoria; denn nie kam ein schmutzigerer Strom der Hefe und der Pest der Menschheit aus einem Behälter hervor, als der römische Pöbel, welcher trunken von

[1]) Vergl. oben S. 189 Note 1.

[2]) „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Gal. 2, 20.

dem Blute der Martyrer aus dem prächtigen Amphitheater herausströmte.

Der Kaiser kam zu den Spielen, umgeben von seinem Hofstaat, mit allem Pomp und Gepränge, die sich für ein kaiserliches Fest ziemten; er war so begierig, wie irgend einer seiner Unterthanen, den grausamen Spielen zuzusehen und seine Augen an dem blutigen Gemetzel zu weiden. Sein Thron befand sich auf der östlichen Seite des Amphitheaters, wo ein großer Raum, das sogenannte Pulvinar, für den kaiserlichen Hof reservirt und prächtig verziert war.

Verschiedene Spiele folgten auf einander; mancher getödtete oder verwundete Gladiator hatte schon den weißen Sand mit seinem Blute bespritzt: da begann das Volk, nach schrecklichern Scenen begierig, nach den Christen und den wilden Thieren zu rufen. Es ist also Zeit, daß wir an unsere Gefangenen denken.

Ehe die Bürger ihre Häuser verließen, brachte man die Christen von dem Gefängnisse nach einem wohlverwahrten Gemache, dem sogenannten Spoliarium, wo ihnen die Fesseln und Ketten abgenommen wurden. Man versuchte es, sie festlich wie heidnische Priester und Priesterinnen zu kleiden; aber sie wiedersetzten sich und beriefen sich darauf, sie hätten sich ohne Widerstreben nach dem Kampfplatze bringen lassen, und es sei darum unbillig, sie in einer Verkleidung auftreten zu lassen, welche sie verabscheuten. Während der ersten Stunden des Tages blieben sie so zusammen; sie ermuthigten einander und sangen das Lob Gottes, trotz dem Geschrei, welches von Zeit zu Zeit ihre Stimmen übertönte.

In diesen Stunden trat Corvinus ein und redete mit einem höhnischen triumphirenden Blicke den Pankratius also an: „Dank den Göttern! Der Tag ist gekommen, nach dem ich mich so lange gesehnt habe. Wir haben lange und hart gekämpft; es ist lange zweifelhaft gewesen, wer oben bleiben würde. Nun habe ich gesiegt.“

„Wie meinst du das, Corvinus? Wann und wie habe ich mit dir gekämpft?“

„Immer, überall. Du hast mich in meinen Träumen verfolgt, du hast vor mir geschwebt, wie ein Meteor, und ich habe mich vergeblich bemüht, dich zu greifen. Du bist mein Quälgeist, mein böser Genius gewesen. Ich habe dich gehaßt, dich den Göttern der Unterwelt geweiht, dich verwünscht und verflucht: jetzt ist der Tag meiner Rache gekommen."

„Mich dünkt", erwiderte Pankratius lächelnd, „das sieht einem Kampfe nicht ähnlich. Wenigstens hat das Kämpfen nur von Einer Seite stattgefunden; denn ich habe nichts der Art gegen dich gethan."

„Nicht? Das soll ich dir glauben, da du doch stets wie eine Viper auf meinem Wege gelegen hast, um mich in die Ferse zu beißen und zu verderben.!"

„Wo denn? frage ich nochmals."

„Ueberall, sage ich nochmals. In der Schule, im Hause der Agnes, auf dem Forum, in dem Cömeterium, vor dem Richterstuhle meines Vaters, auf der Villa des Chromatius, — ja überall."

„Sonst nirgendwo, als an den Orten, die du genannt hast? Als dein Wagen längs der Appischen Straße fortgeschleift wurde, hörtest du da nicht Pferde hinter dir, welche dich einzuholen suchten?"

„Elender!" rief der Sohn des Präfecten wüthend. „Also deine verfluchte Mähre war es, welche, von dir absichtlich gespornt, meine Pferde scheu machte und mich an den Rand des Todes brachte?"

„Nein, Corvinus, höre mich ruhig an. Es ist das letzte Mal, daß wir zusammen reden. Ich reiste ruhig mit einem Begleiter nach Rom zurück, nachdem ich unserm Lehrer Cassianus die letzte Ehre erwiesen" (Corvinus fuhr zurück, denn er wußte das noch nicht), „als ich das Rasseln eines fortgeschleiften Wagens hörte; da gab ich allerdings meinem Pferde die Sporen, und wohl dir, daß ich es gethan!"

„Wie so?"

„Weil ich gerade noch früh genug ankam. Deine Kraft war beinahe erschöpft und dein Blut fast erfroren durch das

wiederholte Untersinken in den Kanal; dein bereits erstarrter Arm hatte seinen letzten Halt losgelassen und du sankest zum letzten Male in das Wasser zurück. Ich sah dich; ich erkannte dich, als ich dich faßte; ich hatte den Mörder eines Mannes gefaßt, der mir sehr theuer gewesen. Die göttliche Gerechtigkeit schien ihn erreicht zu haben; nur mein Wille stand noch zwischen ihm und seinem Verderben. Es war mein Tag der Rache, — und ich habe mich gerächt."

„Ha, — und wie denn?"

„Dadurch, daß ich dich heraufzog und dich auf das Ufer legte und dich erwärmte, bis dein Puls wieder schlug, und dich dann, vom Tode errettet, deinen Dienern übergab."

„Du lügst", schrie Corvinus; „meine Diener haben mir gesagt, s i e hätten mich herausgezogen."

„Haben sie dir denn auch außer deiner Börse von Leopardenfell mein Messer gegeben? Ich fand beide auf dem Boden, nachdem ich dich herausgezogen hatte."

„Nein, sie sagten, die Börse sei im Kanal verloren gegangen. Sie war aber wirklich von Leopardenfell; eine afrikanische Zauberin hatte sie mir geschenkt. Was sagst du denn von dem Messer?"

„Hier ist es; siehe, es ist noch rostig von dem Wasser. Deine Börse gab ich deinen Sklaven; mein eigenes Messer behielt ich. Besieh' es nur. Glaubst du mir jetzt? Bin ich denn nun immer eine Viper auf deinem Pfade gewesen?"

Corvinus besaß zu wenig Edelmuth, um anzuerkennen, daß er in dem Kampfe zwischen ihnen beiden unterlegen sei; aber er fühlte sich seinem frühern Mitschüler gegenüber beschämt und beschimpft. Es war ihm, als hätte Pankratius ihn wie einen Klumpen Staub in seinen Händen zerrieben. Er meinte, er erröthe bis in's Herz hinein. Er wurde fast ohnmächtig, taumelte, senkte den Kopf und schlich sich weg. Er verfluchte die Spiele, den Kaiser, das jauchzende Volk, die brüllenden Bestien, seine Pferde und seinen Wagen, seine Sklaven, seinen Vater, sich selbst — Alles und Alle, nur Einen nicht, — für sein Leben hätte er dem Pankratius nicht fluchen können.

Als er an der Thüre angekommen war, rief der Jüngling ihn zurück. Er wandte sich um und sah ihn achtungsvoll, beinahe etwas liebevoll an. Pankratius legte die Hand auf seines Feindes Arm und sagte: „Corvinus, ich habe dir gern vergeben. Dort oben ist aber Einer, welcher nicht anders vergeben kann, als dem, welcher bereut. Bitte Ihn um Verzeihung. Thust du es nicht, so sage ich dir jetzt vorher, du wirst eines Tages auf dieselbe Weise sterben, wie ich jetzt sterben muß."

Corvinus schlich sich fort und ließ sich an diesem Tage nicht mehr blicken. Er genoß den Anblick nicht, bei welchem seine gemeine Phantasie schon Tage lang verweilt, nach welchem er sich Monate lang gesehnt hatte. Als der Festtag vorüber war, fand ihn sein Vater völlig berauscht; das war die einzige Weise, die er kannte, sein Gewissen zu betäuben.

Als Corvinus die Gefangenen verließ, trat der Lanista, der Fechtmeister der Gladiatoren, in das Gemach und rief sie zum Kampfe ab. Sie umarmten rasch einander und nahmen Abschied. Sie traten auf die Arena, den mit Sand bestreuten Kampfplatz des Amphitheaters, gegenüber dem Sitze des Kaisers, und mußten durch zwei Reihen Venatores oder Jäger, welche die Wärter der wilden Thiere waren, hindurchgehen; Jeder von diesen war mit einer großen Peitsche bewaffnet, womit er jedem Gefangenen, wie er vorbeiging, einen Hieb versetzte. Die Gefangenen wurden einzeln oder in Gruppen auf die Arena geführt, je nachdem das Volk es verlangte oder der Leiter der Schauspiele es für gut fand. Mitunter wurde ein Gefangener auf eine erhöhte Terrasse gestellt, damit man ihn besser sehen könne; mitunter wurde einer an Pfosten festgebunden, damit er hülfloser sei. Eine sehr beliebte Grausamkeit war, eine Frau oder Jungfrau in ein Netz einzuwickeln und sie so von wilden Stieren oder Kühen fortschleifen oder durchstoßen zu lassen. Mitunter wurde der Martyrer gleich von dem ersten wilden Thiere getödtet; mitunter wurden drei oder vier nacheinander gegen ihn losgelassen, ohne daß er tödtlich verwundet wurde. Er wurde dann entweder in's Gefängniß zurückgebracht, um später weiter gefoltert zu werden, oder in





das Spoliarium getragen, wo die angehenden Gladiatoren sich eine Freude daraus machten, ihn zu tödten. [1])

Doch wir müssen uns darauf beschränken, unserm jugendlichen Helden Pankratius auf seinem letzten Gange zu folgen. Als er durch den Gang kam, welcher zum Amphitheater führte, sah er den Sebästianus auf einer Seite stehen, und neben ihm eine in ihren Mantel eingehüllte und verschleierte Dame. Er erkannte sie gleich, blieb vor ihr stehen, kniete nieder, ergriff ihre Hand und küßte dieselbe. „Segne mich, liebe Mutter", sagte er, „in dieser ersehnten Stunde."

„Siehe den Himmel an, mein Kind," antwortete sie, „und blicke dorthin, wo Christus mit Seinen Heiligen dich erwartet. Kämpfe den guten Kampf für deine Seele, und zeige dich treu und beständig in der Liebe deines Erlösers. [2]) Denke auch an ihn, dessen kostbare Reliquie du an deinem Halse trägst."

„Sie soll doppelt kostbar werden in deinen Augen, süße Mutter, ehe viele Stunden verflossen sind."

„Voran, voran, laßt die Narrheiten!" rief der Lanista, indem er den Pankratius mit seinem Stocke schlug.

Lucina trat zurück. Sebastianus drückte ihrem Sohne die Hand und flüsterte ihm in's Ohr: „Muth, theuerer Freund! Möge Gott dich segnen! Ich werde nahe hinter dem Kaiser stehen; wirf mir dorthin einen letzten Blick zu und segne mich."

„Ha! ha! ha!" rief Jemand gerade hinter ihm. — War das eines Teufels Lachen? Er wandte sich um, sah aber nur noch eben das flatternde Gewand eines Mannes, der um einen Pfeiler herumging. Wer war das? Sebastianus konnte es nicht errathen. Es war Fulvius, für welchen die Worte, welche er eben gehört, das letzte Glied in der Kette eines Beweises waren, an welchem er lange gearbeitet hatte, — des Beweises dafür, daß Sebastianus wirklich ein Christ war.

[1]) Siehe die Acten der Martyrer von Lyon, §. 14 (wo auch das Martyrthum des fünfzehnjährigen Ponticus berichtet wird), und die Acten der hh. Perpetua u. Felicitas, §. 20. Ruinart I, 152. 221.

[2]) Vergl. die Acten des h. Felicitas und ihrer sieben Söhne, §. 2, Ruinart I, 55.

Pankratius stand bald mitten auf der Arena. Seine Gefährten waren schon alle gemartert; ihn hatte man bis zuletzt zurückgelassen, in der Hoffnung, der Anblick der Leiden Anderer möchte seine Standhaftigkeit erschüttern. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Er stellte sich willig an dem Orte auf, wohin er geführt wurde, und seine zarte Gestalt stach eigenthümlich ab gegen die derben und gebräunten Glieder der Henker, die ihn umgaben. Sie ließen ihn nun allein, und wir können ihn nicht besser beschreiben, als wie Eusebius als Augenzeuge einen Jüngling beschreibt, der nur einige Jahre älter war: „Man sah einen zarten Jüngling, der noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht hatte: er stand ohne Fesseln da; die Hände hatte er in Kreuzesform ausgestreckt, und er betete andächtig zu Gott, mit unerschrockenem und furchtlosem Herzen. Er wich nicht von dem Platze, auf dem er stand, während Bären und Leoparden, Wuth und Tod schnaubend, herbeirannten, um ihn in Stücke zu zerreißen. Aber ihre Klauen schienen, ich weiß nicht wie, durch eine göttliche und geheimnißvolle Macht festgehalten und geschlossen zu werden, und sie zogen sich alle zurück." [1])

Gerade so war es bei unserm jugendlichen Helden. Das Volk wurde wüthend, als es sah, wie ein wildes Thier nach dem andern rasend um ihn herumrannte und heulte und mit dem Schweife sich die Seiten peitschte, während er in einem Zauberkreise zu stehen schien, dem sie nicht nahen konnten. Ein wüthender Stier, den man gegen ihn losließ, stürzte mit gesenktem Nacken rasend voran, blieb dann aber plötzlich stehen, als hätte er mit seinem Kopfe wider eine Mauer gestoßen, scharrte schrecklich brüllend den Boden, und wirbelte den Staub auf.

„Reize ihn, du Feigling!" schrie noch lauter der Kaiser.

Pankratius erwachte wie aus einer Verzückung und lief, die Arme bewegend, auf seinen Feind zu. [2]) Aber der Stier

[1]) Eus. hist. eccl. 8, 7.

[2]) Eus. l. c. Vergl. den Brief des h. Ignatius an die Römer §. 5. (auch in seinen Acten bei Ruinart, I, 40).

wandte sich um, als sähe er einen Löwen auf sich zukommen, und lief weg nach dem Eingange hin, wo er seinen Wärter fand und hoch in die Luft emporwarf. Alle waren verdrießlich, außer dem muthigen Jüngling, welcher seine betende Stellung wieder eingenommen hatte. Da rief Einer aus dem Volke: „Er hat ein Amulet am Halse hangen, er ist ein Zauberer.“ Die ganze Menge stimmte in dieses Rufen ein, bis der Kaiser Ruhe gebot und dem Pankratius zurief: „Nimm das Amulet vom Halse und wirf es weg, oder es wird dir auf unsanftere Weise abgenommen.“

„Herr“, erwiderte der Jüngling mit einer klangvollen Stimme, welche man im ganzen Amphitheater hörte, „ich trage kein Amulet, sondern ein Andenken an meinen Vater, welcher an eben diesem Orte glorreich das nämliche Bekenntniß abgelegt hat, welches ich jetzt demüthig ablege. Ich bin ein Christ, und für die Liebe Jesu Christi, des Gottmenschen, gebe ich gern mein Leben dahin. Nimm mir nicht dieses einzige Erbtheil, welches ich reicher, als ich es empfangen, einem Andern vermacht habe. Versuche es noch einmal! Ein Panther war es, welcher meinem Vater seine Krone gab, ein Panther wird sie vielleicht auch mir geben.“

Für einen Augenblick herrschte eine Todtenstille; das Volk schien besänftigt und gerührt zu sein. Die zierliche Gestalt des muthigen Jünglings, sein gottbegeisterter Blick, seine liebliche klangvolle Stimme, seine unerschrockene Rede und seine hochherzige Hingebung an seine Sache hatten dieser feigen Menge imponirt. Pankratius bemerkte es, und sein Herz zitterte vor ihrer Schonung mehr, als vor ihrer Wuth. Er hatte sich heute dem Himmel geweiht; sollte seine Hoffnung nicht erfüllt werden? Die Thränen traten ihm in die Augen, als er nochmals seine Arme in Kreuzesform ausstreckte und laut in einem Tone, der wieder zu Aller Herzen drang, ausrief:

„Heute, ja heute, gebenedeiter Herr, ist der Tag, wo Du kommen wolltest; zögere nicht länger! Du hast hinlänglich an mir Deine Macht erwiesen für die, welche nicht an Dich glauben; erweise nun Deine Gnade mir, der ich an Dich glaube!“

„Der Panther!" rief eine Stimme; „der Panther!" wiederholten zwanzig; „der Panther!" brüllten hunderttausend in einem Chor, gleich einer donnernden Lawine.[1] Ein Käfig erhob sich, wie durch einen Zauber, mitten aus dem Sande, und so wie er aus dem Boden emporstieg, fielen seine Seitenwände nieder und der Gefangene aus der Wüste war frei.[2] Mit einem zierlichen Satze sprang der schöne Panther hervor, und wiewohl er durch Finsterniß, Gefangenschaft und Hunger wüthend gemacht war, sprang er doch fast wie spielend und scherzend geräuschlos auf dem Sande umher. Endlich erblickte er seine Beute. All seine katzenartige Bosheit und Grausamkeit schien nun zurückzukehren und seine vorsichtigen, verrätherischen Bewegungen zu lenken. Das ganze Amphitheater war so still, als wäre es eine Einsiedelei gewesen; alle Augen beobachteten aufmerksam den Panther, wie er sich verstohlen seinem Opfer näherte. Pankratius stand noch auf derselben Stelle, dem Kaiser gegenüber, anscheinend so in höhere Gedanken versunken, daß er die Bewegungen seines Feindes nicht bemerkte. Der Panther hatte sich um ihn herum geschlichen, als verschmähte er es, ihn anders, als von vorn, anzugreifen. Auf seiner Brust kriechend, langsam eine Tatze vor die andere setzend, war er ihm bis zur Sprungweite nahe gekommen und wartete dort einige Augenblicke, während welcher Jeder den Athem anhielt. Ein tiefes, knurrendes Geheul, ein elastischer Sprung durch die Luft — und man sah ihn wie einen Blutegel angeklammert, mit den Hinterfüßen auf der Brust und mit den Zähnen und den Vordertatzen am Halse des Martyrers.

Er stand noch einen Augenblick aufrecht, führte die rechte Hand zum Munde, sah lächelnd nach Sebastianus hin, sandte ihm mit einer zierlichen Handbewegung den letzten Gruß seiner Lippen zu — und fiel nieder. Die Arterien des Halses waren zerrissen und der Schlaf des Martyrthums sank auf

1) Das Amphitheater faßte 150,000 Menschen.

2) Dies war eine gewöhnliche Ueberraschung. Die unterirdischen Maschinerien dazu hat man im Coliseum gefunden.



seine Augen herab. Sein Blut erweichte und röthete den Schwamm, welchen Lucina ihm an den Hals gehängt, und vermischte sich unzertrennlich mit dem Blute seines Vaters. Das Opfer der Mutter war angenommen. [1])

Vierundzwanzigstes Capitel.

Der christliche Soldat.

Der Leib des jungen Martyrers wurde in Frieden beigesetzt an der Aurelianischen Straße in dem Cömeterium, welches bald seinen Namen erhielt. Später wurde auch das benachbarte Thor, wie wir bereits bemerkt haben, nach ihm benannt. In der Zeit des Friedens wurde eine Basilika über seinem Grabe erbaut; sie steht noch jetzt als Denkmal zu seiner Ehre.

Die Verfolgung wurde nun immer heftiger und die Zahl ihrer täglichen Opfer immer größer. Viele von denjenigen, deren Namen auf unsern Blättern vorgekommen sind, starben als Martyrer, namentlich manche von der Gesellschaft, welche auf des Chromatius Villa zusammen gewesen war. Zuerst Zoe, welcher Sebastianus die Sprache wiedergegeben hatte. Sie wurde von einem heidnischen Pöbelhaufen überrascht, als sie am Grabe des h. Petrus betete; es wurde ihr schnell der Proceß gemacht und sie wurde, mit dem Kopfe über einem rauchigen Feuer, aufgehängt, bis sie starb. Ihr Gatte wurde mit drei Andern von der Gesellschaft verhaftet, wiederholt gefoltert und enthauptet. Tranquillinus, der Vater des Marcus und Marcellianus, neidisch auf Zoe's Krone, betete öffentlich am Grabe des h. Paulus; er wurde ergriffen und gleich gesteinigt.

[1]) Der Martyrer Saturus, welcher von einem Leoparden zerrissen wurde, richtete sterbend Worte der Ermahnung an den Soldaten Pudens, der noch nicht Christ war. Dann bat er ihn um den Ring, den er am Finger trug, tauchte ihn in sein eigenes Blut und gab ihn zurück und „hinterließ ihm dieses Pfand als Erbtheil und sein Blut als Andenken." Siehe die Acten der hh. Perpetua und Felicitas, §. 21. Ruinart I, 223.

Seine beiden Söhne erlitten auch einen grausamen Tod. Die Verrätherei des Torquatus, welcher seine frühern Gefährten bezeichnet hatte, — namentlich auch den muthigen Tiburtius, der jetzt enthauptet wurde,[1]) — erleichterte den Verfolgern ihr Werk sehr.

Sebastianus bewegte sich inmitten dieses Gemetzels nicht wie ein Baumeister, welcher sein Werk durch einen Sturm zerstört, auch nicht wie ein Schäfer, welcher seine Heerde von Räubern weggetrieben sieht; er glich vielmehr einem Feldherrn auf dem Schlachtfelde, welcher nur den Sieg im Auge hat und stolz ist auf Jeden, welcher sein Leben für die Erringung des Sieges dahingibt, eben so bereit, sein eigenes zu opfern, wenn der Sieg dafür erkauft werden kann. Mit jedem Freunde, der vor ihm fiel, wurde ein Band gelöst, welches ihn an die Erde fesselte, und ein neues Band geknüpft, welches ihn zum Himmel hinzog: — eine Sorge weniger hienieden, ein Freund mehr dort oben. Er saß oft einsam oder stand schweigend an den Orten, wo er mit Pankratius verkehrt hatte, und gedachte der frohen Heiterkeit, der schönen Gedanken und der bescheidenen Tugenden des liebenswürdigen Jünglings. Aber er fühlte sich nicht weiter von ihm getrennt, wie damals, wo er ihn nach Campanien gesandt hatte. Er hatte seine Pflicht gegen ihn erfüllt; bald sollte auch an ihn die Reihe kommen. Er wußte es wohl; er fühlte, wie die Gnade des Marterthums seine Brust erfüllte, und erwartete ruhig die Stunde desselben. Seine Vorbereitung darauf war einfach: was er Werthvolles hatte, vertheilte er unter die Armen, und sorgte durch einen Verkauf dafür, daß sein Vermögen nicht confiscirt werden konnte.

Fulvius hatte einen beträchtlichen Theil der confiscirten Güter der Hingerichteten erhalten, aber im Ganzen fand er seine Erwartungen nicht befriedigt. Er hatte sich zwar nicht genöthigt gesehen, den Kaiser, dessen Gegenwart er mied, um Unterstützung anzugehen; aber er hatte auch nichts verdient,

[1]) Sein Fest wird mit dem seines Vaters Chromatius am 11. August gefeiert.

er wurde nicht reicher; vielmehr hatte er, um seine Helfershelfer bezahlen zu können, Schulden machen müssen. Jeden Abend mußte er bei Eurotas ein Verhör über den Ertrag des Tages bestehen und manches vorwurfsvolle und höhnische Wort anhören. Jetzt aber, sagte er seinem strengen Herrn, — das war Eurotas geworden, — wolle er ein edeleres Wild erjagen, den Lieblings-Offizier des Kaisers, der sich in seinem Dienste ein bedeutendes Vermögen gesammelt haben müsse.

Er brauchte nicht lange auf eine Gelegenheit zu warten. Am 9. Januar war großer Empfang im Palaste, wobei sich natürlich Alle einfanden, welche eine Gnade zu erbitten hatten oder den Zorn des Kaisers fürchteten. Auch Fulvius war dort und wurde, wie gewöhnlich, kalt aufgenommen. Nachdem er schweigend die Flüche angehört, welche der Kaiser vor sich hin murmelte, trat er kühn hervor, beugte das Knie und redete ihn also an:

„Herr, deine Göttlichkeit hat mir oft vorgeworfen, ich hätte durch meine Entdeckungen nur wenig ausgerichtet im Vergleich zu deiner Huld und deiner freigebigen Unterstützung; aber jetzt habe ich das schändlichste Complot und die niederträchtigste Undankbarkeit entdeckt, und zwar in der unmittelbaren Nähe deiner göttlichen Person."

„Was meinst du damit, Bube?" fragte der Tyrann ungeduldig. „Sprich dich gleich aus, oder ich lasse dir die Worte mit einem eisernen Haken aus dem Halse ziehen."

Fulvius stand auf und sagte, indem er die Hand ausstreckte, mit einem bittern und ruhigen Tone: „Sebastianus ist ein Christ."

Der Kaiser sprang wüthend von seinem Throne auf: „Du lügst, Schurke! Du sollst deine Worte beweisen oder du sollst stückweise sterben, wie noch kein Christenhund gestorben ist."

„Ich habe hier hinlängliche Beweise aufgezeichnet", antwortete Fulvius, indem er eine Pergamentrolle hervorzog und sie knieend dem Kaiser überreichte.

Der Kaiser wollte eine zornige Antwort geben, als zu seinem großen Erstaunen Sebastianus mit heiterm Blicke und

edeler Haltung vor ihn hintrat und mit dem ruhigsten Tone sagte: „Mein Fürst, ich will dir die Mühe der Untersuchung sparen. Ich bin ein Christ und ich rühme mich dessen.“

Maximianus, ein roher, wenn auch tüchtiger Soldat ohne Bildung, konnte sich kaum, wenn er ruhig war, leidlich lateinisch ausdrücken; wenn er aufgebracht war, bestand seine Sprache aus abgebrochenen Sätzen, vermischt mit allen möglichen gemeinen und rohen Ausdrücken. In diesem Zustande war er jetzt, und er überhäufte den Sebastianus mit einem Strome von Schmähworten, worin er ihm alle Verbrechen vorwarf und ihm alle Schimpfnamen gab, welche er in seinem reichen Vorrathe von dergleichen Ausdrücken hatte. Die beiden Verbrechen aber, welche er ihm am lautesten und heftigsten vorwarf, waren Undankbarkeit und Verrätherei: er habe eine Viper an seinem Busen genährt, sagte er, einen Skorpion, einen bösen Dämon, und er wundere sich nur, daß er noch lebe.

Der christliche Offizier hielt diesem Hagel von Schimpfreden gegenüber eben so unerschrocken Stand, wie er stets dem Angriffe des Feindes auf dem Schlachtfelde gegenüber gestanden.

„Höre mich an, mein kaiserlicher Herr“, sagte er, „vielleicht zum letzten Male. Ich habe gesagt, ich sei ein Christ; darin hattest du das beste Unterpfand deiner Sicherheit.“

„Wie meinst du das, Undankbarer?“

„Also, edeler Kaiser: wenn du dich mit einer Leibwache von Männern umgeben willst, die ihren letzten Blutstropfen für dich zu vergießen bereit sind, so gehe zu dem Gefängnisse und befreie die Christen aus den Beinstöcken am Boden und von den Kettenringen an den Mauern; schicke zu den Gerichtshöfen und laß die verstümmelten Bekenner von der Folter und dem Roste holen; sende den Befehl nach den Amphitheatern, daß man die noch lebendigen, verstümmelten Hälften der Christen den Tigern aus den Klauen reiße. Gib ihnen so viel menschliche Gestalt wieder, als noch möglich ist; gib ihnen dann Waffen in die Hand und stelle sie um dich herum; und diese verstümmelte und mißhandelte Schaar wird mehr Treue,

mehr Loyalität und mehr Eifer, dich zu vertheidigen, besitzen, als alle deine dacischen und pannonischen Legionen. Du hast ihnen ihr Blut halb genommen; sie werden willig die andere Hälfte für dich dahingeben."

„Narrheit und Tollheit!" erwiderte der Wilde höhnisch. „Lieber wollte ich mich mit Wölfen umgeben, als mit Christen. Deine Verrätherei beweist mir genug."

„Und was hätte mich hindern können, zu jeder beliebigen Zeit als Verräther zu handeln, wenn ich ein Verräther gewesen wäre? Hatte ich nicht Zutritt zu deiner kaiserlichen Person bei Nacht wie bei Tage, und habe ich mich als Verräther gezeigt? Nein, Kaiser, nie ist dir Jemand treuer gewesen, als ich. Aber ich habe noch einen andern und höhern Herrn, dem ich dienen muß, einen Herrn, der uns Beide richten wird; und Seinen Geboten muß ich mehr gehorchen, als den deinigen."

„Und warum hast du, wie ein Feigling, deine Religion verheimlicht? Wohl um dem bittern Tode zu entgehen, den du verdient hast?"

„Nein, Herr. Ich bin eben so wenig ein Feigling, wie ein Verräther. Niemand weiß es besser, als du, daß ich weder das Eine, noch das Andere bin. So lange ich meinen Brüdern nützen konnte, habe ich mich nicht geweigert, mitten unter ihrer Niedermetzelung und in meinem Kummer fort zu leben. Aber endlich ist meine Hoffnung erstorben; und ich danke dem Fulvius von Herzen, daß er mir durch seine Anklage die schwere Entscheidung erspart hat, ob ich den Tod suchen oder das Leben ertragen solle."

„Ich will das für dich entscheiden. „„Tod!"" lautet dein Urtheil, und es soll ein langsamer Tod sein. Aber", fügte er leiser bei, als spräche er mit sich selbst, „das darf nicht auskommen; Alles soll still unter uns abgemacht werden, sonst möchte sich die Verrätherei weiter verbreiten. Hier, Quadratus, nimm deinen christlichen Tribunen in Gewahrsam. — Hörst du, Tölpel? Warum regst du dich nicht?"

„Weil ich auch ein Christ bin."

Ein zweiter Ausbruch der Wuth, ein zweiter Strom von gemeinen Schimpfworten, der mit dem Befehle endigte, den Centurio gleich zur Hinrichtung abzuführen. Mit Sebastianus sollte anders verfahren werden.

„Ruft den Hyphax her!" brüllte der Tyrann. Nach einigen Minuten trat ein großer, halbnackter Numidier ein. Ein ungeheuer langer Bogen, ein grell bemalter Köcher voll Pfeile und ein kurzes Schwert waren zugleich die Schmucksachen und die Waffen des Hauptmanns der afrikanischen Bogenschützen. Er stand aufrecht vor dem Kaiser, wie eine schöne Statue von Bronze mit glänzenden emaillirten Augen.

„Hyphax, ich habe ein Geschäftchen für dich. Es muß morgen besorgt werden, aber gut", sagte der Kaiser.

„Gut, Herr", erwiderte der Hauptmann mit einem Grinsen, welches seine Zähne, weiß wie Elfenbein, hervortreten ließ.

„Du siehst den Hauptmann Sebastianus?" Der Neger nickte. „Es ist ausgekommen, daß er ein Christ ist."

Wäre Hyphax in seinem Vaterlande gewesen und hätte er plötzlich auf eine verborgene Natter oder in ein Skorpionen-Nest getreten, er wäre nicht mehr erschrocken, als bei der Nachricht, daß er einem Christen so nahe stehe, — er, der die scheußlichsten Götzen verehrte, allen Unsinn glaubte, alle Abscheulichkeiten beging und alle Grausamkeiten verübte.

Maximianus fuhr fort und Hyphax begleitete jeden Satz mit einem Kopfnicken und mit einem Lächeln, — oder was er für ein Lächeln hielt; es war aber kaum ein menschliches Lächeln.

„Du nimmst den Sebastianus mit nach euerm Quartier, und morgen ganz früh, — nicht heute Abend, hörst du? denn ich weiß, um diese Zeit seid ihr alle betrunken, — also morgen früh, wenn euere Hände sicher sind, bindet ihr ihn an einen Baum im Haine des Adonis und schießt ihn langsam zu Tode; langsam, verstehst du? Keinen von euern schönen Schüssen gerade in das Herz oder in das Gehirn, sondern eine Menge Pfeile, bis er, von Schmerz und Blutverlust erschöpft, stirbt. Verstehst du mich? Nun fort mit ihm! Aber du schweigst, merk's dir, sonst —!"

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Rettung.

Trotz allen Bemühungen, die Sache geheim zu halten, verbreitete sich bald unter Allen, die mit dem Hofe in Verbindung standen, die Nachricht, Sebastianus sei ein Christ und solle morgen erschossen werden. Auf Niemand machte diese doppelte Nachricht einen so tiefen Eindruck, wie auf Fabiola.

Sebastianus ein Christ! sprach sie zu sich selbst; der edelste, reinste, weiseste unter den vornehmen Römern ein Mitglied dieser gemeinen und dummen Secte! Unmöglich! Und doch scheint es wahr zu sein. Bin ich denn getäuscht worden? War er nicht, was er zu sein schien? War er ein gemeiner Betrüger, der sich tugendhaft stellte und insgeheim ein lasterhafter Mensch war? Auch unmöglich! — Ja, das war in der That unmöglich. Sie hatte sichere Beweise dafür. Er wußte, daß er ihre Hand und ihr Vermögen erhalten konnte, wenn er wollte; und doch hatte er sich ihr gegenüber durchaus hochherzig und zart benommen. Er war, was er schien, davon war sie überzeugt, — nicht vergoldet, sondern Gold. — Aber wie war denn die auffallende Thatsache zu erklären, daß ein Christ im höchsten Grade gut, tugendhaft und liebenswürdig war?

Von Einer Lösung dieser Schwierigkeit ahnte Fabiola nichts, — daß er nämlich alles dieses sei, **weil** er ein Christ war. Sie sah das Problem nur in einer andern Form: wie er alles das sein könne, **trotzdem daß** er ein Christ war.

Sie sann hin und her, aber vergebens. Am Ende, dachte sie dann, hatte der gute alte Chromatius doch Recht; vielleicht ist das Christenthum doch nicht das, wofür ich es gehalten habe, und ich hätte mich mehr damit beschäftigen sollen. Ich bin überzeugt, Sebastianus hat nie die schrecklichen Dinge gethan, die man den Christen Schuld gibt. Und doch wirft alle Welt sie ihnen vor.

Gab es vielleicht eine verfeinerte Form dieser Religion und eine gemeinere, gerade so, wie es bei der philosophischen Secte,

der sie anhing, bei dem Epikuräismus, zwei Richtungen gab, eine rohe, materielle, grob sinnliche, und eine verfeinerte, skeptische, philosophische? Sebastianus gehörte dann der höhern Classe an und verachtete und verabscheute den Aberglauben und die Laster der gewöhnlichen Christen. Eine solche Hypothese kam ihr nicht ganz unwahrscheinlich vor; aber es war ihr unbegreiflich, daß ein Mann, wie dieser edele Soldat, irgendwie zu jenem verhaßten Geschlechte gehören könnte. Und doch war er bereit, für den Glauben der Christen zu sterben! Von Zoe und den Andern hatte sie noch nichts gehört, da sie erst Tags zuvor von einer Reise zurückgekommen war, die sie zur Ordnung der Angelegenheiten ihres Vaters nach Campanien gemacht hatte.

Wie Schade, dachte sie, daß sie nicht mit Sebastianus mehr über solche Dinge gesprochen hatte! Aber jetzt war es zu spät; morgen sollte er sterben. Dieser zweite Gedanke verursachte ihr einen Schmerz, wie ein in ihr Herz geschossener Pfeil. Es war ihr, als stände ihr ein persönlicher Verlust bevor, als träfe das Loos des Sebastianus Einen, der durch irgend ein geheimnißvolles Band enge mit ihr verbunden wäre.

Ihre Gedanken wurden immer düsterer und trauriger, als sie sinnend in der Abenddämmerung saß. Sie wurde plötzlich daraus geweckt, als eine Sklavin mit einem Lichte eintrat. Es war Afra, die schwarze Sklavin, welche kam, um das Abendessen aufzutragen, welches ihre Gebieterin allein einzunehmen wünschte. Während sie damit beschäftigt war, sagte sie: „Hast du die Neuigkeit gehört, Gebieterin?“

„Welche Neuigkeit?“

„Nun, daß Sebastianus morgen mit Pfeilen erschossen werden soll. Schade! er war ein hübscher junger Mann.“

„Schweig, Afra, wenn du mir nicht etwas Besonderes über die Sache zu sagen weißt.“

„O, natürlich, meine Gebieterin; und ich weiß etwas ganz Erstaunliches. Weißt du, daß es sich herausgestellt hat, daß er zu den schändlichen Christen gehört?“

„Schweig' still, ich bitte dich, und schwätze nicht über Dinge, von denen du nichts verstehst."

„Gewiß nicht, wenn du befiehlst. Ich denke auch, sein Schicksal ist dir durchaus gleichgültig, Gebieterin. Mir wenigstens ist es durchaus gleichgültig. Er wird nicht der erste Offizier sein, den meine Landsleute erschossen haben. Viele haben sie erschossen und Einige haben sie gerettet. Aber das war natürlich Zufall."

Der eigenthümliche Ton, womit sie diese sonderbaren Worte sprach, entging Fabiola's scharfem Ohre und Verstande nicht. Sie blickte zum ersten Male auf und richtete forschend ihre Augen auf das schwarze Gesicht ihrer Sklavin. Sie bemerkte keinen besondern Ausdruck darin; Afra stellte ein Gefäß mit Wein auf den Tisch, als hätte sie nichts gesagt. Endlich fragte Fabiola: „Afra, was wolltest du sagen?"

„O, nichts, Gebieterin. Was kann eine arme Sklavin wissen? Geschweige denn, was kann sie thuen?"

„Komm, komm; du meintest mit deinen Worten etwas, das ich wissen muß."

Die Sklavin trat von dem Tische weg nahe vor das Ruhebett, auf welchem Fabiola saß, sah hinter sich und rings um sich herum und flüsterte dann: „Wünschest du den Sebastianus gerettet zu sehen?"

Fabiola sprang fast auf, als sie antwortete: „Gewiß!"

Die Sklavin legte den Finger an die Lippe und sprach: „Es wird viel kosten."

„Nenne den Preis."

„Hundert Sestertia [1]) und meine Freiheit."

„Ich gehe die Bedingung ein; aber welche Sicherheit gewährst du mir?"

„Dein Versprechen soll dich nur binden, wenn er vierundzwanzig Stunden nach der Hinrichtung noch lebt."

„Gut; und welche Sicherheit verlangst du?"

„Dein Wort, Gebieterin."

„Geh', Afra; verliere keinen Augenblick."

[1]) Ueber 5000 Thaler.

„Es eilt nicht", antwortete die Sklavin ruhig, und beendigte langsam die Vorbereitungen zum Abendessen.

Darauf ging sie gleich zum Palaste nach dem Quartier der Mauretanier und suchte den Hauptmann auf.

„Was willst du, Jubala", fragte er, „zu dieser Stunde? Es ist kein Fest heute Abend."

„Ich weiß das, Hyphax; aber ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen."

„Was denn?"

„Es betrifft dich, mich und den Gefangenen."

„Siehe, da ist er", sagte der Barbar, indem er auf den Hof wies, auf welchen seine Thüre ging; „man sollte nicht meinen, daß er morgen erschossen werden soll. Siehe, wie ruhig er schläft! Er könnte nicht sanfter schlafen, wenn er morgen Hochzeit feiern sollte."

„Wie du und ich, Hyphax, übermorgen Hochzeit haben."

„Nun, nicht so eilig; es sind erst noch gewisse Bedingungen zu erfüllen."

„Nun gut; welche denn?"

„Erstens mußt du frei sein; ich kann keine Sklavin heirathen."

„Dafür wird gesorgt."

„Zweitens mußt du eine Aussteuer haben, eine gute Aussteuer, verstehst du? denn ich hatte das Geld nie nöthiger, als jetzt."

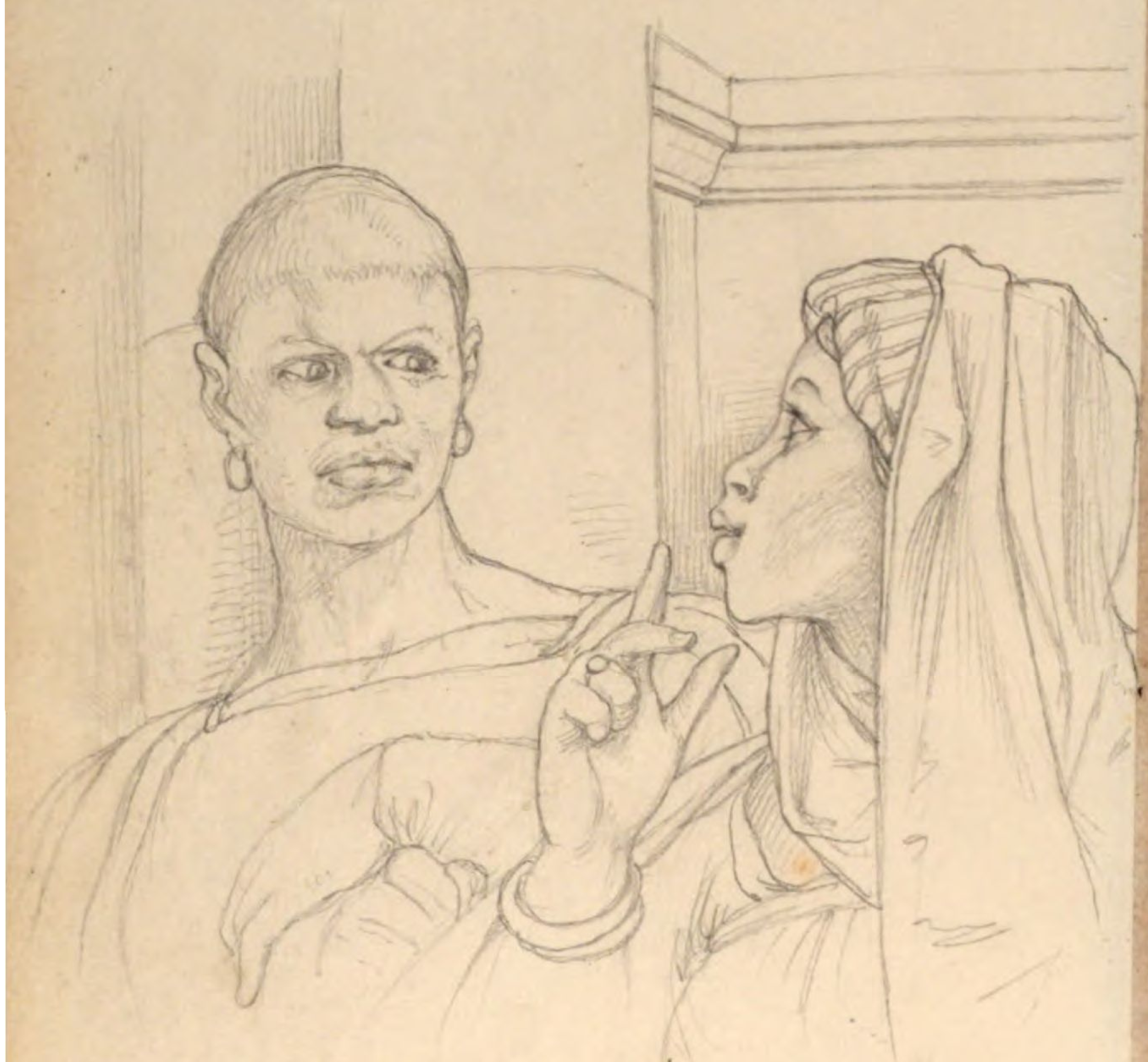
„Auch dafür wird gesorgt. Wie viel erwartest du?"

„Mindestens zweitausend Thaler." [1])

„Ich bringe viertausend."

„Vortrefflich! Wo hast du all das Geld bekommen? Wen hast du bestohlen, wen hast du vergiftet, meine schöne Priesterin? Warum sollen wir bis übermorgen warten? Laß uns morgen heirathen, oder heute Abend."

[1]) Der Verfasser hat „des leichtern Verständnisses wegen" hier statt der römischen Münzen entsprechende englische genannt; der Uebersetzer wählt aus demselben Grunde deutsche.



„Still, Hyphax! Das Geld ist ganz ehrlich erworben; aber auch hier sind Bedingungen zu erfüllen. Ich sagte dir, ich sei gekommen, um auch wegen des Gefangenen mit dir zu sprechen."

„Nun ja; aber was hat er mit unserer Hochzeit zu thuen?"

„Sehr viel."

„Was denn?"

„Er darf nicht sterben."

Der Hauptmann sah sie mit einem Gemisch von Wuth und dummer Verwunderung an. Er schien Lust zu haben, Hand an sie zu legen; aber sie blieb unbeweglich und unerschrocken vor ihm stehen und schien mit ihren Augen eine zauberische Gewalt auf ihn auszuüben, etwa wie eine Schlange ihres Vaterlandes auf einen Geier.

„Bist du toll?" rief er endlich aus. „Eben so gut könntest du meinen Kopf verlangen. Hättest du des Kaisers Gesicht gesehen, als er mir seine Befehle ertheilte, du hättest gemerkt, daß er mit dem da nicht spaßen will."

„Bah, bah, Mann! Natürlich muß der Gefangene wie todt aussehen und es wird berichtet, er sei todt; aber vierundzwanzig Stunden nach der Hinrichtung muß er noch leben."

„Und wenn er wieder aufkommt?"

„Die andern Christen werden dafür sorgen, daß er verborgen gehalten wird."

„Vierundzwanzig Stunden sagtest du? Ich wollte, es wären zwölf."

„Aber ich weiß, du kannst das gut berechnen. In der fünfundzwanzigsten Stunde mag er sterben."

„Es ist unmöglich, Jubala, rein unmöglich; er ist eine zu wichtige Person."

„Gut denn; unser Handel ist also aus. Das Geld wird nur unter dieser Bedingung gegeben. Du wirfst also viertausend Thaler weg." Sie wandte sich um, als wollte sie gehen.

„Halt, halt!" sagte Hyphax heftig; — der Teufel der Habsucht hatte gesiegt. „Laß sehen! Aber die Hälfte des Geldes geht darauf, um meine Leute zu bestechen und zu tractiren."

„Nun, dafür hab ich noch tausend Thaler vorräthig.“

„In der That? Meine Fürstin, meine Zauberin, mein bezauberndes Teufelchen! Aber das ist zu viel für die Schurken. Wir wollen ihnen die Hälfte geben und die andere Hälfte zu der Aussteuer schlagen; was meinst du?“

„Wie du willst; wenn nur Alles geschieht, wie ich gesagt habe.“

„Abgemacht! Er soll vierundzwanzig Stunden leben, und dann feiern wir eine lustige Hochzeit.“

Sebastianus ahnte nichts von diesen schönen Unterhandlungen über seine Rettung. Gleich Petrus schlief er zwischen zwei Wächtern ruhig neben der Mauer des Hofes. Von der Arbeit des Tages ermüdet, hatte er sich heute, was ihm sonst selten möglich war, früh zur Ruhe begeben können; das Marmorpflaster war als Bett für einen Soldaten gut genug. Nachdem er einige Stunden geruht hatte, erwachte er erquickt, und da jetzt Alles um ihn herum ruhig war, stand er auf und betete mit ausgestreckten Armen.

Das Gebet des Martyrers ist keine Vorbereitung zum Tode; für einen solchen Tod bedarf es keiner Vorbereitung. Der Soldat, welcher plötzlich erklärt, er sei ein Christ, dann das Haupt neigt und sein Blut mit dem des Bekenners vermischt, den er hinrichten sollte; oder der Freund, welcher den Martyrer, der zum Tode geführt wird, begrüßt und ergriffen wird und freudig mit dem Freunde stirbt, [1]) ist eben so gut vorbereitet zum Martyrthum, wie der, welcher Monate betend im Gefängnisse zugebracht hat. Das Gebet des Martyrers ist also nicht eine Bitte um Vergebung der Sünden seines Lebens; denn er hat das Bewußtsein jener vollkommenen Liebe,

[1]) Als Felix zum Tode geführt wurde, begegnete ihm ein Christ, welcher, als er ihn erkannte, laut ausrief: auch er sei ein Christ, und den Felix küßte. Er wurde mit Felix hingerichtet, und da die Christen seinen Namen nicht wußten, nannten sie ihn Adauctus, den „Zugesellten“, — quod sancto martyri Felici adauctus sit ad coronam. Röm. Brevier 30. August.

welche die Furcht ausschließt, eine innere Gewißheit jener höchsten Gnade, die mit der Sünde unverträglich ist.

Sebastianus betete auch nicht um Muth oder Stärke; denn er kannte Angst und Schwäche gar nicht. Er hatte auf dem Schlachtfelde im Kampfe für seinen irdischen Herrn dem Tode unerschrocken in's Angesicht gesehen, er ging darum auch unendlich freudiger dem Tode für seinen himmlischen Herrn entgegen.

Sein Gebet bis zum Morgen war ein freudiger Hymnus der Lobpreisung des Königs der Könige; er stimmte ein in das Loblied, welches die Seraphim mit strahlenden Augen und nie ruhenden Flügeln allezeit dem Herrn singen. Und als sein Blick auf die Sterne an dem wolkenlosen Himmel fiel, forderte er sie auf, als pflichttreue Wächter gleich ihm sich das Losungswort des Lobes Gottes zuzurufen; und als der Nachtwind durch die entblätterten Bäume des nahen Adonis-Haines fuhr, forderte er ihn auf, sein ungestümes Brausen zu mäßigen und in sanftern Klängen zu Gottes Ehre in die Saiten der schwankenden Baumäste zu greifen; — waren das ja die einzigen Preisgesänge, welche die Erde in solchen Winternächten Gott darbringen konnte.

Und weiter dachte er mit Freuden an das Nahen des Morgens. Schon hatte der Hahn gekräht; bald sollte er jene Aeste über sich rauschen hören zu dem scharfen Zischen fliegender, ihr Ziel nicht verfehlender Pfeile. Er bot sich freudig den scharfen Zungen dieser Pfeile dar, welche gleich Schlangen zischten und lechzten, sein Blut zu trinken. Er bot sich dar, als ein Opfer zu Gottes Ehre und zur Besänftigung Seines Zornes. Er opferte sich insbesondere auf für die bedrängte Kirche und betete, daß durch seinen Tod ihre Leiden möchten gemildert werden.

Und dann erhoben sich seine Gedanken von der irdischen zur himmlischen Kirche, gleich dem Adler, der von der höchsten Spitze des Berges zur Sonne emporfliegt. Die Wolken haben sich verzogen und der blaue gestickte Schleier des Morgens ist zerrissen, gleich dem Vorhang des Allerheiligsten, und

er sieht in dessen enthüllte Räume, weit, weit in dasselbe hinein; er sieht, über Schaaren von Heiligen und Legionen von Engeln hinaus, die innerste und strahlendste Herrlichkeit, die Stephanus schaute. Und jetzt verstummte sein Preisgesang: Harmonien klangen zu ihm herüber, so lieblich und so erhaben, daß eine irdische Stimme ein Mißton dazu gewesen wäre; sie klangen zu ihm herüber und erheischten keine Antwort; denn sie brachten den Himmel in seine Seele: und was konnte er dafür wiedergeben? Eine Quelle des reinsten Entzückens, mehr strömendem Feuer als Wasser ähnlich, entsprang zu den Füßen des Lammes [1]) und floß in sein Herz, welches nichts anderes thuen konnte, als sie aufnehmen. Aber wie dieser Strom sanft auf ihn zufloß, sah er in seinen hellen Wogen das Bild bald des einen, bald des andern der seligen Freunde, die ihm vorausgegangen waren; es war, als wenn sie aus diesen lebendigen Wassern tränken, darin badeten, spielten und untertauchten, und sich darin gleichsam auflösten.

Sein Antlitz strahlte wie von dem Widerschein dieser Vision, und das Morgenroth, welches eben erglühte — ach! was für ein blasses Morgenroth ist dieses! — schien in sein Gesicht, als er aufstand und sich mit gekreuzten Armen gegen Osten wandte. Als Hyphax seine Thüre öffnete und ihn sah, hätte er über den Hof kriechen und auf sein Angesicht vor ihm niederfallen mögen.

Sebastianus erwachte wie aus einer Verzückung. Dem Hyphax drang der Klang von Sestertien in die Ohren und erinnerte ihn daran, daß er sie noch zu verdienen habe. Er wählte also aus seinen hundert Leuten fünf Bogenschützen aus, welche einen fliegenden Pfeil mit einem noch schnellern spalten konnten, rief sie in sein Zimmer, sagte ihnen, was für einen Lohn sie verdienen könnten, — von seinem eigenen Antheil an dem Lohne sagte er natürlich nichts, — und sprach mit ihnen ab, wie man es mit Sebastianus machen wolle. Für den Leichnam hatten die Christen bereits eine bedeutende Summe ge-

[1]) Vergl. S. 81 Note 1.



boten; zwei Sklaven sollten draußen darauf warten. Auf die Verschwiegenheit seiner Genossen konnte er sich verlassen.

Sebastianus wurde in den anstoßenden Hof des Palastes geführt, welcher die Quartiere dieser afrikanischen Bogenschützen von seiner eigenen Wohnung trennte. Er war mit Reihen von Bäumen bepflanzt und dem Adonis geweiht. Er ging heiter inmitten seiner Henker; die ganze Schaar folgte ihnen. Die Bogenschützen allein sollten Zuschauer sein und sie sahen die Sache wie eine gewöhnliche Schießübung an. Er wurde entkleidet und an einen Baum gebunden, während die fünf auserlesenen Schützen kalt und ruhig sich ihm gegenüber stellten. — Es war ein trostloser Tod: — kein Freund, kein mitleidiges Herz war in der Nähe, kein Christ, der sein Lebewohl den Gläubigen überbringen, oder für sie seine letzten Worte vernehmen und Zeuge seiner Standhaftigkeit hätte sein können. Mitten in dem mit Menschen gefüllten Amphitheater zu stehen, unter hunderttausend Zeugen der christlichen Standhaftigkeit, die ermuthigenden Blicke Vieler zu sehen und die leisen Segenswünsche einiger liebenden Freunde zu hören, darin lag etwas Aufmunterndes, beinahe etwas Begeisterndes; wenigstens kam dabei die schwache Hülfe natürlicher Erhebung zu der mächtigern Hülfe der Gnade noch hinzu. Selbst das höhnische Jauchzen des Pöbels erhöhte den natürlichen Muth, wie das Geschrei des Jägers das verfolgte Wild nur stärkt. Aber d i e s e Scene war todt und stumm: — beim Grauen des Tages, in einem umschlossenen Hofe wurde er mit der gefühllosesten Gleichgültigkeit festgebunden, wie ein Bündel Heu oder eine ausgestopfte Figur, um nach dem Befehle des Tyrannen als Zielscheibe zu dienen; er war allein inmitten einer Horde von schwarzen Wilden, deren Sprache schon widerlich plump und unverständlich war, die aber ohne Zweifel ihre rohen Witze machten und lachten, wie Leute vor einem Spiele oder Scherze zu lachen pflegen: — das Alles paßte mehr zu einer grausamen Ermordung durch Banditen in einem Walde, als zu einem offenen und glorreichen Bekenntniß des Namens Christi; mehr zu einem Meuchelmord, als zu einem Martyrium.

Aber Sebastianus achtete darauf nicht. Engel blickten über die Mauer auf ihn hin, und die aufgehende Sonne, welche seine Augen blendete, den Schützen aber das Zielen erleichterte, überstrahlte ihn nicht heller, als das Antlitz des Herrn, der sah, was der Marthyrer für ihn litt, — des einzigen Zeugen, auf dessen Gegenwart er Werth legte.

Der erste Mohr spannte seinen Bogen und ein Pfeil drang in das Fleisch des Sebastianus ein. Ein Schütz folgte dem andern und jeder wurde durch Beifallgeschrei belohnt, da ein Jeder traf, aber dem kaiserlichen Befehle gemäß nie einen Theil, wo die Wunde tödtlich gewesen wäre. So ging das grausame Spiel fort; Alles lachte und schrie, scherzte und belustigte sich, und Keiner zeigte einen Funken Mitleid mit dem Marthyrer, dessen Glieder mit Blut übermalt waren.[1]) Alle betrachteten die Sache als einen Spaß; für ihn aber was es bitterer Ernst, — der stechende Schmerz jeder neuen Wunde, die Erschöpfung, die Müdigkeit, die harten Bande, die unbequeme Stellung. Aber Ernst war es ihm auch mit der Standhaftigkeit des Herzens, mit der Festigkeit des Geistes, mit dem unerschütterlichen Glauben, der unbesieglichen Geduld, der unersättlichen Liebe zum Leiden für seinen Herrn. Ernst war das Gebet, ernst der Blick zum Himmel, ernst die Sehnsucht, daß die Himmelspförtner kommen und das Thor öffnen möchten.

Es war in der That ein schauervoller Tod; aber das war nicht das Schlimmste. Der Tod kam nicht; die goldenen Thore blieben verschlossen; der Marthyrer, — das war er im Herzen, — sollte für eine größere Verherrlichung auch hier auf Erden noch erhalten werden, und er fand sich darum nicht plötzlich vom Tode zum Leben hinübergeführt, sondern sank bewußtlos in den Schooß von Engeln. Seine Peiniger sahen, daß es weit genug gekommen war; sie schnitten die Stricke durch, mit denen er gebunden war, und er sank ohnmächtig und allem Anscheine nach todt auf den Teppich von Blut nieder, den er selbst zu seinen Füßen auf dem Boden ausgebreitet hatte. Da lag er nun, wie ein edeler Krieger, — gerade

[1]) „Membraque picta cruore novo." Prud. Peristeph. 3, 29.



so wie jetzt sein Marmorbild unter seinem Altare in der Kirche liegt, die ihm geweiht und uns so theuer ist. Schöner können wir ihn uns wenigstens nicht vorstellen. — Eine alte Kapelle steht unter den Ruinen des Palatinischen Hügels an der Stelle, wo er niedersank. [1])

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Das Wiederaufleben.

Die Nacht war weit vorgerückt, als Afra, nachdem sie ihre Unterhandlungen mit Hyphax zu ihrer vollen Zufriedenheit beendigt hatte, nach Hause zurückkehrte. Es war eine kalte Winternacht; darum war sie gut eingehüllt und eben nicht geneigt, sich unterwegs aufzuhalten. Aber die Nacht war doch schön, und der Mond schien mit einer silbernen Hand das weiche Gewand der Meta sudans [2]) zu streicheln. Sie blieb bei derselben stehen, und nachdem sie einige Augenblicke nachdenkend da gestanden hatte, brach sie in ein lautes Gelächter aus, als wenn der schöne Springbrunnen die Erinnerung an etwas Lächerliches in ihr geweckt hätte. Dann wandte sie sich um, um weiter zu gehen; da faßte Jemand kräftig ihren Arm.

„Hättest du nicht gelacht", sagte der Mensch bitter, der sie gefaßt hatte, „so hätte ich dich nicht erkannt. Aber dein Hyänen-Lachen macht dich kenntlich. Hör', die wilden Thiere, deine afrikanischen Vettern, antworten darauf vom Amphitheater aus. Worüber hast du gelacht?"

„Ueber dich."

„Wie so?"

„Ich dachte an unsere letzte Zusammenkunft an diesem Orte, und da fiel mir ein, was für ein Narr du doch damals warest."

[1]) Diese Kapelle steht zwischen dem Triumphbogen des Titus und dem des Constantinus auf dem Palatinischen Hügel. Die Familie Barberini hat dieselbe jüngst repariren lassen.

[2]) Siehe S. 58.

„Sehr gütig von dir, Afra, daß du an mich dachtest; zumal ich gerade nicht an dich dachte, sondern an deine Landsleute dort in den Zellen."

„Gib deine Unverschämtheit auf und nenne die Leute mit ihrem rechten Namen. Ich bin nicht mehr die Sklavin Afra, wenigstens werde ich es in ein paar Stunden nicht mehr sein, — sondern Jubala, die Gattin des Hyphax, des Hauptmanns der mauretanischen Bogenschützen."

„Ein sehr achtbarer Mann, ohne Zweifel, könnte er nur eine andere Sprache reden, als sein Rothwälsch. Aber diese paar Stunden genügen, um unsere Sache abzumachen. Du hast dich eben geirrt, dünkt mich; du warest es, nicht wahr, die mich bei unserer letzten Zusammenkunft zum Narren gehalten hat? Was ist aus deinen schönen Versprechungen geworden, die du mir damals gabst, und aus dem noch schönern Golde, welches ich dir gab? Mein Gold war echt, deine Versprechungen haben sich, fürchte ich, als Staub erwiesen."

„Ohne Zweifel; denn ein Sprüchwort in meiner Muttersprache sagt: „„Der Staub an dem Saume des Weisen ist besser, als das Gold in dem Gürtel des Thoren."" Aber, um zur Sache zu kommen, — hast du jemals an die Macht meiner Zaubermittel und Liebestränke geglaubt?"

„Freilich habe ich daran geglaubt; ist denn Alles Betrug gewesen?"

„Nicht gerade Alles; du siehst, der Fabius ist beseitigt und seine Tochter ist im Besitze des Vermögens. Das war eine unumgänglich nothwendige einleitende Maßregel."

„Wie! haben denn deine Zaubereien den Vater beseitigt?" fragte Corvinus, erstaunt zurückfahrend.

Es war nur ein augenblicklicher Einfall Afra's gewesen, so zu reden; aber jetzt benutzte sie den Erfolg ihrer Worte und sagte: „Gewiß; was denn sonst? Es ist leicht, Jeden zu beseitigen, der im Wege steht."

„Gute Nacht, gute Nacht!" antwortete er sehr ängstlich.

„Warte doch einen Augenblick!" sagte sie freundlicher.

„Corvinus, ich gab dir an jenem Abend einen doppelten Rath, der so viel werth war, als all dein Gold. Dem einen Rath hast du entgegen gehandelt, den andern hast du nicht befolgt."

„Wie so?"

„Sagte ich dir nicht, du solltest den Christen nicht nachjagen, sondern sie in Netzen fangen? Fulvius hat Letzteres gethan und etwas dabei verdient; du hast das Erstere gethan, und was hat es dir eingebracht?"

„Nichts als Verdruß, Schmach und Schläge."

„Der erste Rath, den ich dir gab, war also gut; nun befolge den zweiten."

„Wie denn?"

„Wenn du durch christliche Beute reich genug geworden bist, halte um Fabiola's Hand an. Sie hat bis jetzt jede Bewerbung kalt abgewiesen; aber eins habe ich wohl bemerkt: kein Bewerber war reich. Jeder Verschwender hat nach ihrem Vermögen gestrebt, weil er selbst keins mehr hatte; aber verlaß dich darauf, der Preis ist nur zu gewinnen nach dem Grundsatze: zwei und zwei ist vier. Verstehst du mich?"

„Nur zu gut; doch woher sollen meine zwei kommen?"

„Höre mich an, Corvinus; denn dieses ist unsere letzte Zusammenkunft, und ich habe dich doch eigentlich gern, weil du so gründlich, gewissenlos, erbarmungslos und gefühllos hassen kannst." Sie zog ihn näher an sich und flüsterte ihm zu: „Ich weiß von Eurotas, aus dem ich Alles herauslocken kann, daß Fulvius einige reiche Christen und Christinnen auf dem Korn hat, namentlich eine. Komm hierher in den Schatten, und ich will dir sagen, wie du ihm seinen Schatz sicher wegkapern kannst. Ueberlaß es ihm, den Mord zu begehen, der nöthig sein wird; — denn das macht vielleicht Mühe und Verdruß; — aber dann tritt zwischen ihn und die Beute. Er würde es dir jeden Tag gerade so machen."

Sie sprach einige Minuten leise und eifrig mit ihm; endlich rief er laut aus: „Ausgezeichnet!" — Welch' ein Wort in einem solchen Munde!

Wie hat sich Alles in kurzer Zeit geändert! Das letzte Mal, als diese beiden bösen Menschen an der nämlichen Stelle standen und gegen Andere Verderben sannen, standen an dem Fenster über ihnen zwei tugendhafte junge Leute, welche wie gute Geister es sich angelegen sein ließen, das Gewebe ihrer Bosheit zu zerreißen und ihre bösen Plane zu durchkreuzen. Sie sind jetzt nicht dort; der Eine schläft den Schlaf des Martyrers, der Andere schläft zum letzten Male vor seiner Hinrichtung. Der Tod muß uns wie eine heilige Macht erscheinen, wenn wir sehen, wie viel lieber er die Guten, als die Bösen zu sich nimmt. Er rafft die Blume weg, dem Unkraut läßt er sein giftiges Leben, bis es spät verwelkt.

Aber als die Beiden aufblickten, standen zwei andere Männer am Fenster.

„Das ist Fulvius", sagte Corvinus, „der eben an's Fenster kam."

„Und der Andere ist sein böser Dämon Eurotas", fügte die Sklavin bei. Beide beobachteten und belauschten sie von ihrer dunkeln Ecke aus.

Fulvius kam gerade wieder an's Fenster mit einem Schwerte in der Hand und besah aufmerksam das Gefäß desselben in dem hellen Mondlichte. Er warf es endlich auf den Boden und rief fluchend aus: „Es ist doch nur Kupfer!"

Eurotas kam mit einem allem Anscheine nach kostbaren Schwertgehenk und besah es sorgfältig. „Lauter falsche Steine! Der ganze Plunder ist wahrhaftig keine hundert Thaler werth. Da hast du wieder ein schlechtes Geschäft gemacht, Fulvius!"

„Immerfort quälst du mich mit deinen Vorwürfen, Eurotas. Und doch hat mich dieser erbärmliche Gewinn das Leben eines der angesehensten Offiziere des Kaisers gekostet."

„Und wahrscheinlich dir auch keinen Dank von seinem Herrn eingebracht." — Eurotas hatte Recht.

Am andern Morgen, als die Sklaven den Leib des Sebastianus abholten, hörten sie zu ihrem Erstaunen eine schwarze, weibliche Gestalt, die an ihnen vorbeiging, flüstern: „Er lebt

noch.“ Statt ihn also nach dem Cömeterium zu bringen, trugen sie ihn in das Gemach der Irene. Da es noch sehr früh Morgens war und der Kaiser am Abend vorher sich nach seinem Lieblings-Palast auf dem Lateran begeben hatte, so konnten sie dieses unbemerkt thuen. Dionysius wurde gleich herbeigerufen und erklärte, keine einzige Wunde sei tödtlich, aber der Blutverlust sei so groß gewesen, daß Wochen darüber vergehen würden, ehe Sebastianus wieder aufstehen könne.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden kam Afra fast jede Stunde, um nach Sebastianus' Befinden zu fragen. Als die bestimmte Zeit verflossen war, führte sie Fabiola in Irene's Gemach, damit sie sich selbst überzeuge, daß er noch athme, wenn auch ganz schwach. Die Urkunde ihrer Freilassung wurde ausgefertigt, die Geldsumme ausgezahlt, und der ganze Palatinische Hügel sammt dem Forum hallte wider von dem tollen Zechgelage und den scheußlichen Ceremonien, wodurch ihre Vermählung mit Hyphax gefeiert wurde.

Fabiola fragte mit so zärtlicher Besorgniß nach Sebastianus, daß Irene nicht anders glaubte, als sie sei eine Christin. Das erste Mal begnügte sie sich damit, an der Thüre zu fragen und Irene eine bedeutende Summe zur Bestreitung der Kosten von Sebastianus' Verpflegung einzuhändigen; aber zwei Tage später, als er sich besser befand, wurde sie höflich eingeladen, einzutreten, und zum ersten Male in ihrem Leben, so viel sie wußte, befand sie sich nun im Schooße einer christlichen Familie.

Irene war die Witwe des Castulus, eines der Bekehrten, die bei Chromatius gewesen waren. Ihr Gatte war vor Kurzem hingerichtet worden; aber sie blieb noch in den Gemächern, die er im Palaste bewohnt hatte. Zwei Töchter wohnten bei ihr; und Fabiola bemerkte, als sie näher mit ihnen bekannt wurde, einen auffallenden Unterschied in ihrem Benehmen. Die Eine sah offenbar den Sebastianus als einen Eindringling an und kam selten oder nie in seine Nähe. Sie benahm sich gegen ihre Mutter unhöflich und stolz; sie war ganz weltlich gesinnt, selbstsüchtig, leichtsinnig und unbesonnen. Die Andere, die

jüngere, war das gerade Gegentheil von ihrer Schwester: sanft, folgsam und freundlich, höflich gegen Andere, liebevoll gegen ihre Mutter, besorgt für den armen Kranken. Irene selbst war das Bild einer echten christlichen Matrone aus den mittlern Ständen. Fabiola fand sie nicht sehr geistreich, gelehrt, witzig oder fein gebildet, aber stets ruhig, thätig, verständig und aufrichtig; zudem hatte sie offenbar ein warmes, liebevolles Herz, eine edele Gesinnung und eine bewunderungswürdige Geduld. Die heidnische Dame hatte nie einen solchen Haushalt gesehen: — Alles war so einfach, frugal und geordnet. Nichts störte das Glück der Familie, als der Charakter der ältern Schwester. Nach einigen Tagen erfuhr man, daß Fabiola keine Christin war; aber darum benahm man sich nicht anders gegen sie. Und nun machte auch sie eine Entdeckung, die aber sehr demüthigend für sie war: die ältere Tochter war auch noch eine Heidin. — Alles, was Fabiola sah, machte einen günstigen Eindruck auf sie und trug dazu bei, die harte Rinde des Vorurtheils, welche ihr Herz umgab, zu erweichen. Für jetzt aber war ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Sebastianus gerichtet, der sich langsam erholte. Sie sprach mit Irene ab, daß er nach ihrer Villa in Campanien gebracht werden solle; dort hoffte sie mit ihm über die Religion sprechen zu können. Aber dieser Plan stieß auf ein unüberwindliches Hinderniß.

Wir wollen nicht versuchen, dem Leser zu schildern, was Sebastianus dachte und empfand. Sich nach dem Marthyrthum gesehnt, darum gebetet, alle seine Schmerzen erduldet zu haben; so viel die Menschen wußten, gestorben zu sein, von der Welt Abschied genommen zu haben, und nun wieder zu erwachen, nicht als Marthyrer, sondern als gewöhnlicher Erdenpilger, der sein Heil noch wieder verscherzen konnte, — das war gewiß ein härteres Loos, als das Marthyrthum selbst. Er glich einem Manne, welcher mitten in einer stürmischen Nacht über einen brausenden Strom oder einen unruhigen Golf zu schiffen sucht, um einem erbarmungslosen Feinde zu entrinnen, — welcher Stunden lang sich abgemüht hat, dessen Kahn von



dem Strome hin und her getrieben und beinahe umgeworfen ist, und der sich nun doch wieder an das Ufer zurückgetrieben sieht, von dem er abgefahren war. Oder er glich dem heiligen Paulus, der auf die Erde zurückgesandt und Satan's Faustschlägen wieder preisgegeben wurde, nachdem er die geheimnißvollen Worte gehört hatte, die nur Ein Geist auszusprechen vermag. [1]) Aber kein Murren und keine Klage kam über seine Lippen. Er betete schweigend den göttlichen Willen an und hoffte, daß es Gottes Rathschluß sei, ihm das Verdienst eines doppelten Martyrthums zu geben. Nach dieser zweiten Krone verlangte er so sehnlich, daß er alle Vorschläge, zu fliehen und sich zu verbergen, abwies. „Ich habe mir jetzt", sagte er hochherzig, „Ein Vorrecht eines Martyrers verdient, — daß ich kühn zu den Verfolgern reden darf. Dieses Recht werde ich ausüben, sobald ich das Bett verlassen kann. Verpflegt mich also gut, damit es desto eher geschehen könne."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die zweite Krone.

Der Plan, welchen die schwarze Sklavin dem Corvinus verrieth, ist derselbe, von welchem wir schon durch die Unterhaltung des Fulvius mit Eurotas etwas erfahren haben. Fulvius hatte durch die unbefangenen Aeußerungen der blinden Martyrin die Gewißheit erlangt, daß Agnes eine Christin sei, und er hatte jetzt, wie er glaubte, zwei Sehnen an seinem Bogen: er konnte sie entweder durch Drohungen bewegen, ihn zu heirathen, oder sie als Christin angeben und dann einen bedeutenden Theil ihres confiscirten Vermögens erhalten. Der Entschluß, nöthigenfalls diese zweite Alternative zu ergreifen, wurde durch des Eurotas Spöttereien und Zureden befestigt. Da er nicht hoffen konnte, Agnes noch einmal persönlich zu sprechen, so schrieb er ihr einen achtungsvollen, aber dringen-

[1]) 2. Kor. 12, 3—7.

den Brief, worin er ihr seine uneigennützige Zuneigung schilderte und sie bat, seine Bewerbung nicht zu verschmähen; am Schlusse deutete er ganz leise an, seine Pflicht würde ihn vielleicht nöthigen, einen andern Weg einzuschlagen, falls seine ergebenste Bitte keine Berücksichtigung finde. Er erhielt eine ruhige und höfliche, aber sehr bestimmte Antwort: seine Bewerbung wurde entschieden und für immer zurückgewiesen. Zudem sprach es Agnes in ihrem Briefe deutlich aus, sie sei schon verlobt dem fleckenlosen Lamme und könne von keinem Sterblichen Ausdrücke persönlicher Zuneigung anhören. Diese Antwort stählte sein Herz gegen das Mitleid; er entschloß sich jedoch, klug zu Werke zu gehen.

Fabiola hatte sich mittlerweile überzeugt, daß Sebastianus entschlossen sei, nicht zu fliehen, und es kam ihr nun der romantische Gedanke, ihn wider seinen Willen zu retten, dadurch, daß sie ihm vom Kaiser Begnadigung erwirkte. Sie kannte nicht die Tiefen der Bosheit, deren ein Menschenherz fähig ist. Sie meinte, der Tyrann könne wohl für einen Augenblick aufbrausen, werde aber nicht zweimal einen Menschen zum Tode verurtheilen. Etwas Milde und Mitleid, meinte sie, müsse doch in seiner Brust vorhanden sein; ihre inständigen Bitten und ihre Thränen, hoffte sie, könnten diese Gefühle an's Tageslicht hervorziehen, wie die Sonnenhitze aus dem härtesten Holze den verborgenen Balsam hervorlockt. Sie übersandte also dem Kaiser ein Gesuch um Bewilligung einer Audienz, und da sie seine Habsucht kannte, so nahm sie sich dabei zugleich die Freiheit, wie sie sagte, ihm ein geringes Zeichen von ihrer und ihres verstorbenen Vaters loyaler Ergebenheit anzubieten. Es war dies ein Ring mit Juwelen von seltener Schönheit und von großem Werthe. Das Geschenk wurde angenommen; außerdem erhielt sie aber nur den Bescheid, sie solle sich mit andern Bittstellern am 20. des Monats vor dem Palaste einfinden und dem Kaiser, wenn er auf dem Wege zum Opfer die große Treppe herabkomme, ihr Bittgesuch überreichen. So wenig ermuthigend dieser Bescheid war, so entschloß sie sich doch, Alles zu wagen und ihr Mögliches zu thun.

Der festgesetzte Tag kam, und Fabiola stellte sich in Trauerkleidern, die sie sowohl als Bittstellerin, als auch wegen des Todes ihres Vaters trug, in eine Reihe von viel geringern und unglücklichern Personen, von Müttern, Kindern und Schwestern, welche Begnadigungsgesuche für ihre liebsten Verwandten überreichen wollten, die sich im Gefängnisse oder in den Bergwerken befanden. Die geringe Hoffnung, die sie noch hatte, erstarb bei dem Anblick dieser Unglücklichen, deren zu viele waren, als daß Alle eine günstige Antwort hätten erwarten dürfen. Der letzte Funke von Hoffnung wurde bei jedem Schritte, den der Tyrann auf den Marmorstufen that, schwächer, wiewohl sie ihren kostbaren Ring an seiner plumpen Hand funkeln sah. Denn auf jeder Stufe nahm er von einem Unglücklichen eine Bittschrift an, sah verdrießlich hinein und zerriß sie oder warf sie auf den Boden; nur hie und da reichte er eine seinem Secretär, einem Manne, der kaum minder herrisch aussah, wie der Kaiser selbst.

Die Reihe sollte nun bald an Fabiola kommen; der Kaiser stand nur noch zwei Stufen höher; ihr Herz pochte, nicht aus Furcht vor dem Kaiser, aber aus Besorgniß wegen Sebastianus' Schicksal. Sie würde gebetet haben, hätte sie gewußt, wie oder zu wem. Maximianus streckte seine Hand aus, um ein ihm hingereichtes Blatt anzunehmen; aber plötzlich zog er die Hand zurück und wandte sich um, da er laut seinen Namen rufen hörte. Auch Fabiola blickte auf, denn sie erkannte die Stimme.

Ihr gegenüber, hoch oben in der weißen marmornen Mauer hatte sie ein in gelben Marmor eingefaßtes offenes Fenster bemerkt, welches einen Gang erhellte, der zu Irene's Wohnung führte. Sie blickte jetzt, als sie die Stimme hörte, empor, und sah in dem Fenster ein schönes, aber ergreifendes Bild. Es war Sebastianus, bleich und abgezehrt, mit fast ätherischen Gesichtszügen, ruhig und ernst, als wäre er keiner Leidenschaft oder starken Aufregung mehr fähig; seine zerfleischte Brust und seine Arme sah man durch das weite Gewand, welches er umgeworfen hatte. Er hatte die ihm wohl bekannten Trompeten-



stöße gehört, welche das Nahen des Kaisers ankündigten, und er war aufgestanden und an das Fenster getreten, um ihn zu begrüßen. [1])

„Maximianus!“ rief er mit hohler, aber vernehmbarer Stimme.

„Wer bist du, Schurke, der du den Namen deines Kaisers so unehrerbietig rufst?“ fragte der Tyrann, indem er nach ihm hinsah.

„Ich bin gekommen, wie von den Todten, um dich zu warnen; denn der Tag des Zornes und der Rache nahet! Du hast den Boden dieser Stadt mit dem Blute der Heiligen Gottes befleckt; du hast ihre Leiber in den Fluß oder auf die Düngerstätten vor den Thoren geworfen; du hast Gottes Tempel zerstört und Seine Altäre entweiht und das Erbtheil Seiner Armen geraubt. Wegen dieser und deiner andern Verbrechen und Scheußlichkeiten, wegen deiner Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, wegen deiner Habgier und deines Hochmuthes hat Gott dich gerichtet und Sein Zorn wird dich bald erreichen, und du sollst sterben den Tod des Unterdrückers und Gott wird Seiner Kirche einen Kaiser nach Seinem Herzen geben. Und dein Andenken soll verflucht sein in der ganzen Welt bis zum Ende der Zeiten. Bekehre dich, so lange du noch Zeit hast, gottloser Mann, und bitte Gott um Verzeihung im Namen des Gekreuzigten, den du bis jetzt verfolgt hast!“

Tiefes Schweigen herrschte, während diese Worte gesprochen wurden. Selbst der Kaiser schien von Ehrfurcht und Schrecken wie gelähmt zu sein; er hatte den Sebastianus gleich erkannt, und es war ihm, als stände er einem Todten gegenüber. Aber er erholte sich bald von seinem Schrecken und rief zornig: „He da! gehe Einer von euch hinauf und bringe ihn her“ (den Namen mochte er nicht aussprechen). „Hyphax, hieher! Wo ist Hyphax? Ich habe ihn ja eben noch gesehen.“ Aber der Mohr war, sobald er den Sebastianus erkannte, nach seinem Quartier geeilt. „Ha! ich sehe, er ist fort. Gehe hin, du Tölpel, wie heißest du?“ (er redete Corvinus an, der

[1]) Vergl. die Acten des h. Sebastianus.



neben seinem Vater stand,) „gehe zu dem Numidischen Hofe und sage, Hyphax solle auf der Stelle hieher kommen.“

Mit schwerem Herzen trat Corvinus seinen Weg an. Hyphax hatte seinen Leuten das Nöthige gesagt und sich mit ihnen in Vertheidigungszustand gesetzt. Nur ein einziger Eingang am Ende des Hofes war offen gelassen, und als der Bote an diesen kam, wagte er nicht einzutreten. Fünfzig Mann standen auf jeder Seite und Hyphax und Jubala gegenüber. Schweigend und unbeweglich standen sie da, die schwarze Brust und die Arme entblößt, die Bogen gespannt, die Pfeile alle auf die Thüre gerichtet, — gleich einer Reihe von Basalt-Statuen vor einem ägyptischen Tempel.

„Hyphax“, sagte Corvinus mit zitternder Stimme, „der Kaiser läßt dich rufen.“

„Melde Seiner Majestät unterthänigst in meinem Namen“, erwiderte der Afrikaner, „meine Leute hätten geschworen, Niemand solle über jene Schwelle treten, um aus- oder einzugehen, ohne daß sein Rücken oder seine Brust von hundert Pfeilen durchbohrt werde, — bis der Kaiser uns ein Zeichen gesandt, daß er Alles vergeben.“

Corvinus eilte mit dieser Antwort zurück. Der Kaiser hörte sie lachend an. Die Afrikaner waren Leute, mit denen er sich nicht entzweien mochte; er verließ sich auf sie, daß sie in der Schlacht oder bei einem Aufstande die Führer treffen könnten. „Die schlauen Schurken!“ rief er aus. „Da, bringe Hyphax' schwarzem Weibe diesen Ring.“ Er gab ihm Fabiola's kostbaren Ring. Corvinus eilte zurück, überbrachte seine Botschaft und warf den Ring in den Hof. Jubala sprang voll Freude darauf zu und nahm ihn auf. Ein heftiger Faustschlag ihres Gatten warf sie zu Boden und wurde mit lautem Beifallgeschrei belohnt. Der Wilde nahm den Ring; das Weib stand auf und fing an zu fürchten, daß sie ihre Sklaverei nur mit einer noch schlimmern vertauscht haben möge.

Hyphax entschuldigte sich bei dem Kaiser mit der Hinweisung auf den erhaltenen Befehl. „Hättest du uns gestattet, ihm einen Pfeil durch den Kopf oder durch das Herz zu schießen, so wäre

Alles richtig besorgt worden. Unter diesen Umständen aber sind wir für nichts verantwortlich."

„Jedenfalls will ich jetzt selbst sehen, daß Alles richtig besorgt wird", sagte Maximianus. „Laß zwei von deinen Leuten mit Keulen herkommen."

Zwei Afrikaner kamen herbei; Sebastianus, kaum noch fähig zu stehen, war auch schon dort, milde und unerschrocken. „Nun, Leute", sagte der Barbar, „ich möchte nicht gern diese Treppe mit Blut befleckt sehen; darum schlagt ihn mit euern Stöcken todt; macht, daß ihr fertig werdet. — Edele Dame, was ist dein Gesuch?" fragte er Fabiola, indem er die Hand ausstreckte. Er erkannte sie und redete sie darum etwas achtungsvoller an. Sie war von Schrecken und Abscheu ergriffen und fiel fast in Ohnmacht bei dem Anblicke, den sie vor sich sah. „Herr, ich fürchte, es ist zu spät", sagte sie.

„Warum denn zu spät?" sagte er, indem er in das Blatt sah. Seine Augen funkelten, als er fortfuhr: „Wie, du wußtest, daß jener Sebastianus noch lebte? Bist du eine Christin?"

„Nein, Herr", antwortete sie. — Warum wurde es ihr so schwer, dieses Nein auszusprechen? Sie hätte nicht für ihr Leben sagen mögen, sie sei etwas anderes. — Fabiola, dein Tag ist nicht fern!

„Aber, wie du eben sagtest", fuhr der Kaiser heiterer fort, indem er ihr die Bittschrift zurückgab, „ich fürchte, es ist zu spät: dieser Schlag wird wohl der ictus gratiosus [1]) gewesen sein."

„Ich fühle mich unwohl, Herr", sagte sie schüchtern; „darf ich mich entfernen?"

„Gewiß. Aber nebenbei gesagt, habe ich mich noch für den schönen Ring zu bedanken, den du mir geschickt hast und den ich dem Weibe des Hyphax geschenkt habe" (ihrer frühern

[1]) Der Gnadenstoß (coup de grâce), der Schlag oder Stoß, wodurch „den Schmerzen der Verurtheilten ein Ende gemacht" wurde. Den Gekreuzigten die Beine zu zerbrechen, wurde auch als ictus gratiosus betrachtet.

Sklavin!). „Er wird an einer schwarzen Hand noch schöner funkeln, als an meiner. Lebe wohl!“ und er küßte seine Hand mit einem boshaften Lächeln, als wäre nicht das Blut eines Martyrers in der Nähe gewesen, um gegen ihn zu zeugen. — Er hatte Recht; ein heftiger Schlag auf das Haupt war tödtlich gewesen, und Sebastianus war jetzt dort, wo er zu sein sich gesehnt hatte. Er hatte eine doppelte Palme mit hinüber genommen und eine doppelte Krone erhalten. Aber vor der Welt war sein Ende schmachvoll; war er ja gleichgültig zu Tode geschlagen worden, während der Kaiser plauderte. Wie viel Martyrthum liegt in der Schmach des Martyrthums! Wehe uns, wenn wir wissen, daß unsere Leiden uns Ehre erwerben!

Als der Tyrann sah, daß sein Werk vollbracht war, befahl er, wenigstens Sebastianus solle weder in die Tiber, noch auf einen Düngerhaufen geworfen werden. „Hängt schwere Gewichte an seinen Leichnam“, fügte er bei, „und werft ihn in die Cloake, daß er dort verfault und die Speise der Würmer wird; die Christen sollen ihn wenigstens nicht haben.“ — Dies geschah; aber die Acten des Heiligen berichten, in der Nacht sei er der heiligen Matrone Lucina erschienen und habe ihr angegeben, wo seine heiligen Reliquien zu finden seien. Sie gehorchte seinem Befehle, und sein Leib wurde ehrenvoll beigesetzt, wo jetzt seine Basilika steht.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der entscheidende Tag; sein erster Theil.

Es gibt entscheidende Tage im Leben des Menschen und im Leben der Menschheit. Es sind nicht bloß Tage, wie die von Marathon, von Cannä oder von Lepanto, an welchen ein anderer Ausgang von großem Einfluß auf die socialen oder politischen Geschicke der Menschheit gewesen wäre. Wahrscheinlich konnte auch Columbus sich nicht nur des Tages, sondern selbst der Stunde erinnern, deren Entscheidung der Welt Alles, was sie durch ihn gelernt und erlangt hat, und

ihm selbst den ausgezeichneten Platz sicherte, den er unter ihren berühmten Männern einnimmt. Auch Jeder von uns, so klein und unbedeutend er sein mag, hat seinen entscheidenden Tag, seinen Tag der Wahl, der sein Lebensschicksal entschieden hat, seinen Tag der Vorsehung, der seine Stellung oder sein Verhältniß zu Andern geändert hat, seinen Tag der Gnade, wo das Geistige über das Irdische gesiegt hat. In welcher Weise es auch gewesen sein mag, jede Seele hat, wie Jerusalem, [1]) ihren Tag gehabt.

So auch Fabiola. Hat nicht Alles zusammen gewirkt, um eine Entscheidung herbeizuführen? Kaiser und Sklavin, Vater und Gast, Gute und Böse, Christen und Heiden, Reiche und Arme, Leben und Tod, Freude und Schmerz, Gelehrsamkeit und Einfalt, Schweigen und Unterhaltung — hat nicht Alles dieses in entgegengesetzter Weise auf sie eingewirkt, aber doch Alles ihre edele und hochherzige, wenn auch stolze und leidenschaftliche Seele nach Einer Richtung hin geführt, gleichwie der Wind und das Ruder gegen einander kämpfen, um zusammen das Schiff nach Einer Richtung hin zu treiben? Aber wodurch soll die endliche Wirkung dieser mit einander ringenden Kräfte entschieden werden? Das kann kein Mensch bestimmen; nur die Weisheit, nicht die Philosophie, kann darüber entscheiden. — Die Ereignisse, mit denen wir uns zuletzt beschäftigt haben, fallen auf den 20. Januar. Der Leser möge in seinen Kalender blicken und sehen, was an dem folgenden Tage gefeiert wird, und er wird uns zugeben, daß dies ein wichtiger Tag in unserer Erzählung sein muß.

Fabiola ging nach ihrem Gespräch mit dem Kaiser in Irene's Wohnung, wo sie nichts als Kummer und Schmerz sah. Auch sie fühlte die Trauer, die sie rings um sich herum sah; aber sie sah und fühlte, daß ihre Trauer anderer Art sei, als die der Christen. Die Christen waren wie begeistert: durch ihre Trauer brach etwas wie Freude durch, ihre Wolken wurden zu Zeiten von der Sonne beleuchtet und erhellt.

[1]) „O daß du doch erkennen möchtest an diesem deinem Tage" u. s. w. Luc. 19, 42.

Fabiola's Trauer aber war todt und finster, ein dumpfer und schwerer Schmerz, als hätte sie einen hoffnungslosen Verlust erlitten. Ihr Suchen nach dem Christenthum, als der Grundlage aller Weisheit und Liebenswürdigkeit, schien zu Ende zu sein; er, den sie sich als Lehrer oder Führer gewünscht hatte, war dahingegangen. — Als die Volksmenge vor dem Palaste sich zerstreut hatte, nahm sie Abschied von der Witwe und ihren Töchtern; aber wieder fühlte sie, daß sie die heidnische Schwester nicht so lieben könne, wie die christliche.

Sie setzte sich zu Hause allein hin und versuchte zu lesen; sie nahm eins ihrer Lieblingsbücher nach dem andern in die Hand, — die Schriften über den Tod, über die Standhaftigkeit, über die Freundschaft, über die Tugend; aber alle kamen ihr fade, unrichtig und hohl vor. Ihre Melancholie wurde immer tiefer. So saß sie bis zum Abend, wo sie durch ihre griechische Sklavin gestört wurde, die ihr einen Brief brachte. Graja ging an das andere Ende des Zimmers zurück, bestürzt und verwundert über das, was sie sah. Kaum hatte ihre Gebieterin den Brief angesehen, so sprang sie wild von ihrem Sitze auf, brachte ihre Haare mit den Händen in Verwirrung, welche sie krampfhaft vor die Stirne preßte, blieb so eine Minute stehen mit einem unnatürlich starren Blicke in den Augen und sank dann mit einem tiefen Seufzer auf ihren Sitz zurück. So blieb sie einige Minuten sitzen, den Brief mit beiden Händen festhaltend, die Arme schlaff herabhangen lassend, scheinbar bewußtlos.

„Wer hat diesen Brief gebracht?" fragte sie dann ganz ruhig.

„Ein Soldat, Gebieterin", antwortete die Sklavin.

„Laß ihn hereinkommen".

Während Graja hinausgegangen war, faßte sich Fabiola wieder und ordnete ihr Haar. Sobald der Soldat eintrat, fragte sie:

„Woher kommst du?"

„Ich gehöre zu der Wache vor dem Tullianischen Gefängniß."

„Wer gab dir den Brief?"

„Die Dame Agnes selbst.“

„Warum ist das arme Kind in's Gefängniß gebracht worden?“

„Ein Mann, Namens Fulvius, hat sie angeklagt, sie sei eine Christin.“

„Sonst nichts?“

„Nein, sonst wird ihr nichts Schuld gegeben.“

„Dann wird die Sache bald geordnet sein. Ich kann bezeugen, daß sie keine Christin ist. Sage ihr, ich würde sogleich kommen, und nimm dies für deine Mühe.“

Der Soldat entfernte sich und Fabiola blieb allein. Wenn etwas zu thuen war, wurde ihr Geist gleich kräftig und entschlossen, mochte sich auch nachher das weibliche Gefühl um so schmerzlicher zeigen. Sie hüllte sich ein, ging allein nach dem Gefängnisse, und wurde gleich zu der besondern Zelle geführt, welche man der Agnes mit Rücksicht auf ihren vornehmen Stand und die reichen Geschenke ihrer Eltern eingeräumt hatte.

„Was bedeutet das, Agnes?“ fragte Fabiola, nachdem sie ihre Nichte umarmt hatte.

„Ich bin vor einigen Stunden verhaftet und hieher gebracht worden.“

„Ist denn wirklich Fulvius toll und schurkisch genug, eine Anklage gegen dich vorzubringen, die in fünf Minuten zu widerlegen ist? Ich will selbst zu Tertullus gehen und dieser abgeschmackten Beschuldigung gleich widersprechen.“

„Welcher Beschuldigung, meine Liebe?“

„Nun, daß du eine Christin seiest.“

„Das bin ich, Gott sei Dank!“ antwortete Agnes, indem sie das Kreuzzeichen machte.

Diese Worte waren nicht wie ein Donnerschlag für Fabiola: sie fuhr nicht auf, es schwindelte ihr nicht, sie staunte kaum. Seit Sebastianus' Tode sah sie das Christenthum anders an. Sie hatte den christlichen Glauben bei dem gefunden, den sie als ein Muster aller männlichen Tugenden angesehen hatte; es überraschte sie nicht, denselben Glauben bei der zu finden, die sie als den Inbegriff aller weiblichen Voll-

kommenheit geliebt hatte: die einfache Erhabenheit der Tugend dieses Kindes, seine makellose Unschuld, seine sich stets gleichbleibende Herzensgüte hatten Fabiola eine fast religiöse Ehrfurcht eingeflößt. Ihre Bedenken wurden gemindert, ihr Problem wurde seiner Lösung näher gebracht, da sie fand, daß zwei so unvergleichliche Wesen nicht außer allem Zusammenhange standen, daß sie demselben Boden entstammten. Sie beugte mit einer Art von Ehrfurcht das Haupt und fragte Agnes: „Wie lange bist du denn schon eine Christin?"

„Ich bin es immer gewesen, liebe Fabiola; ich habe, wie wir sagen, den Glauben mit der Muttermilch eingesogen."

„Und warum hast du mir das verheimlicht?"

„Weil ich sah, wie sehr du in Vorurtheilen gegen uns befangen warest, wie du uns als dem lächerlichsten Aberglauben und den abscheulichsten Verbrechen ergeben verabscheutest. Ich sah, wie du uns als ungebildet, unphilosophisch und unvernünftig verachtetest. Du wolltest nichts von uns hören und der einzige Gegenstand des Hasses für dein edeles Herz war der christliche Name."

„Das ist wahr, theuerste Agnes; aber ich glaube, hätte ich gewußt, daß du — oder daß Sebastianus sich zum Christenthum bekannte, ich hätte es nicht hassen können. An dir hätte ich Alles lieben können."

„Das meinst du jetzt, Fabiola; aber du kennst nicht die Gewalt allgemein verbreiteter Vorurtheile, das Gewicht von täglich wiederholten Lügen. Wie viele edele Gemüther, klare Köpfe und liebevolle Herzen sind durch ihren verderblichen Einfluß verleitet worden, uns für Alles das zu halten, was wir nicht sind, von uns Schlimmeres zu glauben, als das Schlimmste an Andern!"

„Nun ja, Agnes, es ist nicht recht von mir, in deiner jetzigen Lage mit dir zu streiten. — Du wirst aber natürlich von Fulvius den Beweis dafür verlangen, daß du eine Christin seiest."

„O nein, liebe Fabiola; ich habe es schon eingestanden und beabsichtige, es auch morgen öffentlich zu bekennen."

„Wie! morgen?" fragte Fabiola, entsetzt darüber, daß die Entscheidung schon so nahe sei.

„Ja, morgen. Um allem Gerede und aller Aufregung vorzubeugen (wiewohl ich glaube, daß sich nicht Mancher um mich kümmern wird), soll ich in der Frühe verhört und soll die Sache ganz summarisch abgemacht werden. Ist das nicht eine frohe Nachricht, Theuerste?" fragte Agnes, indem sie Fabiola's Hand ergriff. Dann rief sie mit ihrem verzückten Blicke aus: „Siehe, wonach ich mich lange gesehnt habe, das schaue ich jetzt; worauf ich gehofft habe, das besitze ich jetzt; mit Ihm allein fühle ich mich jetzt im Himmel vereint, Den ich hier auf Erden so innig geliebt habe. [1]) O, ist Er nicht schön, Fabiola, viel liebenswürdiger, als die Engel, die Ihn umgeben? Wie süß ist Sein Lächeln! wie mild sind Seine Augen!' wie sanft ist der Ausdruck Seines Antlitzes! Und jene süße und gnadenvolle Jungfrau, die Ihn stets begleitet, unsere Königin und Gebieterin, die Ihn allein liebt, wie freundlich winkt sie mir zu, mich ihrem Gefolge anzuschließen! Ich komme, ich komme! — Sie sind vorübergegangen, Fabiola; aber sie kommen morgen früh wieder, — bald schon, und dann scheiden wir nicht mehr."

Fabiola fühlte, wie ihr Herz schwoll und sich hob, als wäre ein neues Element darein eingedrungen. Sie wußte nicht, was es war; aber es schien etwas Besseres zu sein, als bloß menschliche Rührung. Sie hatte den Namen „Gnade" noch nicht gehört. Agnes aber sah die erfreuliche Umwandlung in ihrem Geiste und dankte im Herzen Gott dafür. Sie bat ihre Nichte, vor der Morgendämmerung wieder zu kommen, um Abschied zu nehmen.

Zu der nämlichen Zeit fand im Hause des Präfecten eine Besprechung statt zwischen diesem würdigen Beamten und sei-

[1]) Ecce, quod concupivi, jam video; quod speravi, jam teneo; ipsi sum juncta in coelis, quem in terris posita tota devotione dilexi. Officium der h. Agnes.

nem noch würdigern Sohne. Der Leser möge sie anhören, um zu vernehmen, worum es sich handelte.

„Allerdings", sagte der Präfect, „wenn die alte Hexe in Einem Punkte Recht gehabt hat, muß sie auch in dem andern Recht haben. Ich weiß aus Erfahrung, wie vieles der Reichthum dazu beitragen kann, um einen Widerstand zu besiegen."

„Und du wirst auch zugeben", fügte Corvinus bei, „unter den Bewerbern um Fabiola's Hand, die wir eben aufgezählt haben, befindet sich nicht ein Einziger, von dem man nicht sagen könnte, es sei ihm hauptsächlich um ihr Vermögen zu thuen gewesen."

„Dich selbst nicht ausgenommen, mein lieber Corvinus."

„Freilich; aber die Sache wird anders, wenn ich ihr mit meiner Hand auch der Agnes großes Vermögen anbieten kann."

„Zumal wenn dieses in einer Weise geschieht, welche nach dem, was ich von ihrer hochherzigen und edeln Gesinnung höre, wohl geeignet sein dürfte, sie zu gewinnen. Gibst du ihr dieses Vermögen ohne alle Bedingungen und bietest ihr dann deine Hand an, so machst du es ihr dadurch zur Pflicht, dich entweder zu heirathen, oder das Vermögen von dir nicht anzunehmen."

„Vortrefflich, Vater! Die zweite Alternative habe ich noch gar nicht beachtet. Hältst du es nicht irgendwie für möglich, das Vermögen anders, als durch sie zu erlangen?"

„Nein. Fulvius wird natürlich auf seinen Theil Anspruch machen, und der Kaiser wird wahrscheinlich erklären, er wolle Alles für sich behalten; denn er haßt den Fulvius. Aber wenn ich den populären und offenbar ganz vernünftigen Plan vorschlage, das Vermögen der Agnes ihrer nächsten Verwandten zu geben, welche die Götter verehrt, — das thut ja Fabiola, nicht wahr?"

„Gewiß, Vater."

„Nun ja, dann glaube ich, daß der Kaiser auf diesen Vorschlag eingehen wird. Dagegen bin ich überzeugt, es ist gar nicht zu hoffen, daß er das Vermögen mir schenkt. Er

würde wüthend werden, schlüge ihm ein Richter etwas der Art vor."

„Wie gedenkst du es also zu machen, Vater?"

„Ich lasse noch diese Nacht ein kaiserliches Rescript aufsetzen. Unmittelbar nach der Hinrichtung gehe ich dann in den Palast, schildere in übertriebenen Ausdrücken den Unwillen des Volkes, welchen diese Maßregel sicher hervorrufen werde, mache den Fulvius allein dafür verantwortlich und stelle dem Kaiser vor, daß es ihm Popularität und Ehre einbringen müsse, wenn er das Vermögen der Hingerichteten ihrer nächsten Verwandten lasse. Er ist eben so eitel, wie grausam und habsüchtig; und da kann man denn ein Laster gegen das andere in den Kampf führen."

„Ganz unübertrefflich, lieber Vater! Ich kann nun ganz ohne Sorgen schlafen. Morgen ist der entscheidende Tag meines Lebens. Meine ganze Zukunft hängt davon ab, ob Fabiola Ja oder Nein sagt."

„Ich hätte aber doch gern", fügte Tertullus bei, indem er aufstand, „diese unvergleichliche Dame erst einmal sehen und die Tiefen ihrer Philosophie einmal sondiren mögen, ehe du deinen Handel mit ihr abschließest."

„Sei unbesorgt, Vater; sie ist es wohl werth, deine Schwiegertochter zu werden. — Ja, morgen ist in der That der Wendepunkt meines Lebens."

Selbst ein Corvinus kann seinen entscheidenden Tag haben — warum nicht auch Fabiola?

Gleichzeitig mit dieser Familienscene fand eine Conferenz zwischen Fulvius und seinem liebenswürdigen Oheim statt. Als Letzterer spät Abends nach Hause kam, fand er seinen Neffen gedankenvoll und allein in seiner Wohnung. „Nun, Fulvius", sagte er, „ist sie in Sicherheit?"

„Ja, Oheim, wenn sie hinter Riegeln und Mauern sicher ist; aber ihr Geist ist so frei und unabhängig, wie jemals."

„Das thut nichts; scharfer Stahl macht mit dem Geiste

kurzen Proceß. Aber ist ihr Schicksal sicher, — und sind die Folgen desselben sicher?"

„Wenn nichts dazwischen kommt, ist ihr Schicksal entschieden; die Folgen hangen noch von kaiserlicher Laune ab. Aber ich gestehe es, ich fühle Schmerz und Reue bei dem Gedanken, ein so junges Leben um eines so unsichern Erfolges willen geopfert zu haben."

„Fulvius", sagte der alte Mann strenge, und sah dabei so kalt aus, wie ein grauer Felsen im Morgen-Nebel, „ich hoffe, du wirst nicht weichherzig. Weißt du, was für ein Tag morgen ist?"

„Ja, der zwölfte vor den Kalenden des Februars."[1])

„Es ist immer dein entscheidender Tag gewesen. Um das Vermögen einer andern Person zu erlangen, begingst du an diesem Tage —"

„Still, still!" unterbrach ihn Fulvius in der furchtbarsten Angst. „Warum erinnerst du mich immer gerade an alles das, was ich am liebsten vergessen möchte?"

„Darum, weil du dich selbst vergessen willst, und weil das nicht sein darf; ich muß dir jeden Vorwand dazu nehmen, dich von Gewissen, Tugend oder auch nur Ehre leiten zu lassen. Es ist eine Narrheit, wenn Jemand Mitleid mit einer Person affectirt, die seinem Glücke im Wege steht, nachdem er gethan hat, was du ihr gethan hast."

Fulvius biß sich in stummem Aerger auf die Lippen und schlug die Augen nieder; sein Gesicht war feuerroth. Eurotas fuhr fort: „Nun, morgen also ist wieder ein entscheidender Tag für dich, und wahrscheinlich der letzte. Laß uns die Sache ruhig überlegen. Du gehst also zum Kaiser und verlangst den dir von Rechtswegen zukommenden Theil des confiscirten Vermögens. Gesetzt, du erhältst ihn?"

„Ich werde ihn so schnell wie möglich verkaufen, meine Schulden bezahlen und mich in ein Land zurückziehen, wo mein Name noch nie gehört worden ist."

„Und gesetzt, deine Forderung wird verweigert?"

[1]) Der 21. Januar.

„Unmöglich, unmöglich!“ rief Fulvius aus, schon von dem bloßen Gedanken daran gefoltert. „Es gehört mir, und ich habe es sauer verdient. Es kann mir nicht verweigert werden.“

„Ruhig, mein junger Freund! Sprechen wir ganz kaltblütig über die Sache. Denke an unser Sprichwort: „,Auf dem Wege vom Steigbügel bis zum Sattel ist schon Mancher gefallen.‘“ Angenommen, dein Recht würde dir verweigert?“

„Dann bin ich ruinirt. Ich habe keine andere Aussicht mehr, mein Vermögen hier wieder zu erlangen. Auch dann muß ich fort von hier.“

„Gut, und wie viel hast du an dem Janus-Bogen [1]) zu bezahlen?“

„Mindestens zweihundert Sestertia [2]) an Capital und Zinsen zu fünfzig Procent schulde ich dem gewissenlosen Juden Ephraim.“

„Und welche Sicherheit hast du ihm dafür gestellt?“

„Meine sichern Aussichten auf die Besitzungen dieser Dame.“

„Und wenn deine Erwartungen getäuscht werden, glaubst du, er werde dich entfliehen lassen?“

„Gewiß nicht, wenn er es hindern kann. Aber wir müssen uns für alle Fälle bereit halten, und zwar müssen wir ganz im Geheimen unsere Vorbereitungen treffen.“

„Das überlaß mir, Fulvius. Du siehst, wie entscheidend der morgige Tag für dich ist, oder vielmehr der heutige; denn der Morgen ist nicht mehr fern. Leben oder Tod kann er bringen; es ist der wichtigste Tag deines Lebens. Muth also, oder vielmehr eine unbeugsame Entschlossenheit möge dich stählen, dein Schicksal zu entscheiden!“

---

[1]) Auf oder nahe bei dem Forum standen mehrere dem Janus geweihte und nach diesem benannte Bogen; in der Nähe derselben hatten die Wucherer und Geldverleiher ihren Stand.

[2]) An 10,000 Thaler.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Derselbe Tag; sein zweiter Theil.

Der Tag grauet noch nicht und doch sprechen wir schon von seinem zweiten Theile; wie geht das zu? — Lieber Leser, haben wir denn nicht mit der ersten Vesper des Tages begonnen, die sowohl dem heutigen, wie dem gestrigen Tage, der Agnes sowohl, wie dem Sebastianus angehört? Haben nicht diese Beiden die Vesper zusammen gesungen ohne Eifersucht und in brüderlicher Eintracht: er vom Himmel her, in den er am Morgen eingegangen ist, sie von dem Gefängnisse aus, in welches sie am Abend gebracht wurde? Glorreiche Kirche Christi, groß bist du in deiner Einheit, die du vom Himmel bis unter die Erde hinabreichst, überall, wo der Kerker eines Gerechten ist!

Fulvius verließ seine Wohnung und ging in die kalte und scharfe Nachtluft hinaus, um seine glühende Stirn abzukühlen und sein fieberisch kreisendes Blut zu beruhigen. Er wandelte ohne bestimmtes Ziel herum; aber unvermerkt kam er dem Tullianischen Gefängnisse immer näher. Da er doch buchstäblich keine Liebe kannte, was zog ihn dorthin? Es war ein eigenthümliches Gefühl, zusammengesetzt aus so bittern Ingredienzien, wie sie je den Giftbecher eines Verurtheilten gefüllt haben. Es waren nagende Gewissensbisse, es war gekränkter Stolz, es war quälende Habgier, es war demüthigende Scham, es war das ängstliche Gefühl, daß der Augenblick nahe, wo er seiner Schurkerei die Krone aufsetzen sollte. Freilich war er abgewiesen, verhöhnt, gedemüthigt worden durch ein Kind, da doch dessen Vermögen nöthig für ihn war, um ihn vor Armuth und vor dem Tode zu bewahren, — so dachte er; aber dennoch hätte er noch lieber ihre Hand, als ihr Haupt gehabt. Agnes' Ermordung kam ihm als eine empörende Abscheulichkeit vor, — falls sie sich irgendwie vermeiden ließe. Er entschloß sich also, noch einen Versuch zu machen, sie zu retten.

Er war jetzt vor dem Thore des Gefängnisses angekommen. Er wußte das Losungswort, sprach es aus und wurde eingelassen; auf sein Verlangen führte man ihn zu der Zelle seines Opfers. Agnes erschrack nicht und floh nicht in einen Winkel, wie ein Vogel, in dessen Käfig der Habicht eingedrungen ist; ruhig und unerschrocken stand sie vor ihm.

„Verschone mich wenigstens hier, Fulvius!“ sagte sie sanft. „Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; laß mich diese in Frieden zubringen.“

„Edele Dame“, antwortete er, „ich bin gekommen, diese Stunden, wenn du willst, zu Jahren zu verlängern und statt des Friedens dir Glück zu bringen.“

„Wenn ich dich recht verstehe, muß ich antworten, daß doch jetzt gewiß die Zeit zu diesen traurigen Eitelkeiten vorüber ist. Wenn du zu mir, die du dem Tode überliefert hast, so redest, so ist das im besten Falle eine Spötterei.“

„Keineswegs, schöne Dame; dein Schicksal liegt in deiner Hand; nur dein Eigensinn würde dich dem Tode überliefern. Ich bin gekommen, um dir noch einmal meine Hand und mit ihr dein Leben anzubieten. Es ist das letzte Mal.“

„Habe ich dir nicht schon gesagt, daß ich eine Christin bin und lieber tausend Leben dahingeben, als meinen Glauben verleugnen will?“

„Dieses Letztere verlange ich nicht mehr. Die Thore deines Gefängnisses stehen mir noch offen. Fliehe mit mir, und trotz aller kaiserlichen Decrete sollst du eine Christin und doch am Leben bleiben.“

„Habe ich dir nicht ferner deutlich gesagt, daß ich bereits verlobt bin meinem Herrn und Heiland Jesus Christus, und daß ich Ihm allein ewig treu bleiben werde?“

„Narrheit und Tollheit! Bleibe eigensinnig und es harret deiner, was du mehr fürchtest, als den Tod, und was dir diese Grille für immer aus den Gedanken vertreiben wird.“

„Ich fürchte nichts für Christus. Denn wisse, ich habe einen Engel, der mich stets bewacht und der nicht zugeben wird,

daß der Magd seines Herrn Leides geschieht.[1]) Aber jetzt gib deine unwürdige Zudringlichkeit auf, und laß mir das letzte Vorrecht der Verurtheilten, — die Einsamkeit."

Fulvius hatte allmälig die Geduld verloren und konnte seinen Zorn nicht länger bemeistern. Wieder war er abgewiesen worden, nochmals beschämt von einem Kinde, dem jetzt zudem das Schwert über dem Haupte hing! Eine nicht mehr zurückzuhaltende Flamme loderte aus der glimmenden Gluth in seinem Herzen empor, und in einem Augenblicke verschmolzen sich die giftigen Ingredienzien, welche wir als in seinem Herzen vermischt beschrieben haben, zu einem einzigen schwarzen Tropfen — Haß. Mit flammendem Blick und drohender Geberde rief er ihr zu: „Elendes Weib, ich gebe dir jetzt noch einmal Gelegenheit, dich zu retten; was willst du, das Leben mit mir oder den Tod?"

„Den Tod wähle selbst ich für sie lieber, als das Leben mit einem Scheusal, wie du bist", rief eine Stimme von der Thüre her.

„Sie soll ihn haben!" antwortete er, die Faust ballend und der Person, die zuletzt gesprochen, einen wüthenden Blick zusendend. „Und auch du sollst zu Grunde gehen, wenn du es noch einmal wagst, deinen fluchwürdigen Schatten auf meinen Pfad zu werfen!"

Fabiola war zum letzten Male allein mit Agnes. Sie hatte einige Minuten unbemerkt den Kampf zwischen Agnes und Fulvius beobachtet: — wie ein Kampf zwischen einem Engel des Lichts und einem Geiste der Finsterniß würde er ihr erschienen sein, wenn sie eine Christin gewesen wäre; und in der That glich Agnes einem Engel des Lichts, wenn überhaupt ein menschliches Wesen einem solchen gleichen kann. Zur Vorbereitung auf das Fest ihrer vollkommenen Vereinigung mit ihrem Heiland, wo sie den Bund der ewigen Liebe mit ihrem Blute besiegeln sollte, wie Er ihn mit dem Seinigen besiegelt, — hatte sie über ihre schwarzen Trauerkleider ein weißes

[1]) „Mecum enim habeo custodem corporis mei Angelum Domini." Officium der h. Agnes.

und fleckenloses Brautgewand angelegt. Mitten in dem dunkeln Gefängnisse, in welchem nur eine einzige Lampe brannte, stand sie strahlend und fast blendend da, während der Versucher, in seinen dunkeln Mantel gehüllt und sich niederbeugend, um durch die niedrige Thüre des Gefängnisses fort zu eilen, einem schwarzen und überwundenen Dämon glich, der in einen Abgrund sinkt.

Fabiola sah ihr in's Antlitz, und sie meinte, dasselbe sei nie so lieblich gewesen. Keine Spur von Zorn, von Furcht, von Angst oder Aufregung war darin zu sehen; kein Erbleichen, kein Erröthen, kein Wechsel von hektischer Aufregung und blasser Entmuthigung. Ihre Augen strahlten noch milder, als gewöhnlich; ihr Lächeln war so sanft und heiter, wie es je gewesen, wenn sie mit einander geplaudert hatten. Ferner bemerkte Fabiola in ihrem Wesen einen solchen Adel und eine solche Erhabenheit, daß sie an die ehrfurchtgebietende Erscheinung und an die ambrosische Atmosphäre erinnert wurde, woran in den Mythen der Dichter Wesen aus einer höhern Sphäre auf Erden erkannt werden.[1]) Sie mochte es nicht Begeisterung nennen, denn es zeigte sich nichts von Leidenschaftlichkeit dabei; aber es war ein Ausdruck und ein Auftreten, wie sie es nur bei Menschen für möglich hielt, in deren Seelen Tugend und Geist im höchsten Grade sich vereinigten. Darum trat bei ihr an die Stelle der Liebe ein anderes Gefühl, welches religiöser Ehrfurcht näher kam.

Agnes ergriff ihre beiden Hände, drückte sie auf ihre ruhige Brust und sah ihr mit der innigsten Liebe in's Gesicht. Dann sagte sie: „Fabiola, ich habe vor meinem Tode noch eine Bitte an dich. Du hast mir nie eine Bitte abgeschlagen; du wirst mir auch diese gewähren.“

„Rede nicht so, theuerste Agnes; du brauchst nicht zu bitten; du kannst mir jetzt gebieten.“

„Dann versprich mir, daß du dich gleich bemühen willst, die Lehren des Christenthums kennen zu lernen. Ich weiß,

[1]) Incessu patuit Dea. Virgil.

du wirst sie annehmen, und dann wirst du mir nicht mehr so erscheinen, wie jetzt."

„Wie erscheine ich dir denn jetzt?"

„Dunkel, dunkel, theuerste Fabiola. Wenn ich dich anblicke, so sehe ich in dir einen edeln Geist, eine hochherzige Gesinnung, ein liebevolles Herz, einen gebildeten Verstand, ein feines sittliches Gefühl und ein tugendhaftes Leben. Was kann man an einem Weibe mehr wünschen? Und doch schwebt vor meinen Augen über all diesen herrlichen Gaben eine Wolke, die ihren dunkeln Schatten darauf wirft, den Schatten des Todes! Treibe sie weg, und Alles wird licht und hell werden."

„Ich fühle es, liebe Agnes, ich fühle es. Wenn ich vor dir stehe, komme ich mir vor wie ein schwarzer Flecken im Vergleich zu dem hellen Glanze, der dich umgibt. Aber wie kann ich, wenn ich eine Christin werde, hell werden, wie du?"

„Du mußt durch den Strom hindurchgehen, der uns trennt" (Fabiola erstaunte, — sie dachte an ihren Traum). „Ein erfrischendes Wasser wird über deinen Leib fließen und mit dem Oele der Freude werden deine Glieder gesalbt werden: dann wird die Seele rein werden, wie neu gefallener Schnee, und das Herz weich, wie das des Kindes. Aus diesem Bade wirst du als eine neue Creatur hervorgehen, wiedergeboren zu einem neuen und unsterblichen Leben."

„Und werde ich dann Alles das verlieren, was du eben an mir gepriesen hast?" fragte Fabiola etwas niedergeschlagen.

„Wie der Gärtner", antwortete die Marthyrin, „einen kräftigen, aber wilden Stamm auswählt und darauf ein kleines Reis eines fruchtbaren und süßen Baumes pfropft, und wie dann die Blüthen und Früchte dieses letztern dem ersten gehören, ohne daß derselbe etwas von der Schönheit, Pracht und Kraft verliert, die er zuvor hatte, — so wird auch das neue Leben, welches du empfangen wirst, die kostbaren Gaben der Natur und der Erziehung, die du schon besitzest, veredeln, erhöhen und heiligen (den Sinn dieses Wortes wirst du kaum verstehen). Ja, welch' ein herrliches Wesen wird das Christenthum aus dir machen, Fabiola!"

„In welch' eine neue Welt führst du mich ein, liebe Agnes! Ach, daß du mich nicht schon vor der Schwelle derselben verließest!"

„Horch!" rief Agnes in freudigem Entzücken, „sie kommen, sie kommen! Du hörst die regelmäßigen Tritte der Soldaten in dem Gange. Es sind die Brautführer, welche kommen, um mich abzuholen. Aber ich sehe dort oben die weiß gekleideten Brautführerinnen auf den hellen Morgenwolken herbeischweben und mir winken. Ja, meine Lampe ist zugerichtet und ich gehe dem Bräutigam entgegen. Lebe wohl, Fabiola! Weine nicht über mich! O, daß du mit mir fühltest, wie selig es ist, für Christus zu sterben! Und jetzt will ich ein Wort zu dir reden, womit ich dich nie zuvor angeredet, — Gott segne dich!" Sie machte das Kreuzzeichen auf Fabiola's Stirn. Fabiola umarmte sie krampfhaft, Agnes erwiederte die Umarmung ruhig und zärtlich, — das war ihre letzte Umarmung auf Erden. Fabiola eilte nach Hause, von einem neuen und hochherzigen Entschlusse beseelt; Agnes überlieferte sich den Wächtern.

Ueber den ersten Theil des Martyrthums der Agnes wollen wir einen Schleier werfen, wiewohl die alten Väter und die Kirche in ihren Tagzeiten ihn als eine Verdoppelung ihrer Krone hervorheben.[1]) Es genügt, zu sagen, daß ihr Engel sie beschützte,[2]) und daß ihre reine Gegenwart ein Haus der Schande in ein liebliches Heiligthum verwandelte.[3]) — Es war noch früh am Morgen, als sie wieder vor dem Richterstuhle des Präfecten auf dem Forum stand, unverändert und

[1]) „Duplex corona est praestita martyri — die Martyrin erhielt eine doppelte Krone", sagt Prudentius.

[2]) „Ingressa Agnes turpitudinis locum, angelum Domini praeparatum invenit." Das Brevier.

[3]) Die Kirche der h. Agnes auf der Piazza Navona, eine der schönsten in Rom.

„Cui posse soli Cunctipotens dedit
Castum vel ipsum reddere fornicem
. . . .
Nil non pudicum est, quod pia visere
Dignaris almo vel pede tangere."

Prudentius.

unerschrocken, ohne ein Erröthen in ihrem lächelnden Antlitze und ohne einen Schmerz in ihrem unschuldigen Herzen. Nur ihr langes Haar, das Symbol der Jungfräulichkeit, war aufgelöst und floß in goldenen Wellen auf ihr schneeweißes Gewand herab. [1])

Es war ein herrlicher Morgen. Mancher wird sich erinnern, daß es ein schöner Tag war, wenn er an dem jährlichen Fest ihres Marthyrthums aus dem Nomentanischen Thore (jetzt Porta Pia) hinausging nach der Kirche hin, welche den Namen unserer jungfräulichen Martyrin trägt, um zu sehen, wie an ihrem Altare die beiden Lämmer gesegnet werden, aus deren Wolle die Pallien gemacht werden, welche der Papst den Erzbischöfen übersendet. Schon sind die Mandelbäume weiß, nicht von Reif, sondern von Blüthen; die Erde um die Weinstöcke herum wird aufgelockert, und der Frühling scheint in den schwellenden Knospen verborgen zu sein, die auf einen Wink von dem lauen Südwinde warten, um aufzubrechen und sich auszubreiten. [2]) Der Himmel ist wolkenlos, und die Atmosphäre hat gerade die Temperatur, die man liebt, da die schon kräftige Sonne die leicht frostige Luft nicht erhitzt, aber milde macht. So haben wir es am Tage der h. Agnes oft erlebt, wenn wir mit Tausenden von frohen Pilgern zu ihrem Heiligthum eilten.

Der Richter saß auf dem offenen Forum, und eine ziemlich große Volksmenge stand in einem Halbkreise um den Platz, den außer den Christen nicht Mancher gern betrat. Unter den Zuschauern waren zwei, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen; sie standen einander gegenüber an den beiden Enden des Halbkreises, den die Menge bildete. Es war ein junger Mann, in seine Toga eingehüllt, mit einem tief eingedrückten Hute über den Augen, so daß seine Gesichtszüge nicht

[1]) „Non intorto crine caput comptum, — ihr Haupt war nicht umgeben von gekräuselten Haaren." Der h. Ambrosius (de Virg. l. 1, c. 2). Vergl. die Beschreibung der h. Eulalia bei Prudentius (Peristeph. 3, 31).

[2]) „Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni." Horaz.

zu erkennen waren, — und eine Dame von vornehmem Aussehen, die in aufrechter Haltung dastand; eine Gestalt, wie man sie an einem solchen Orte sonst nicht zu finden pflegt. Sie trug einen Mantel, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen ganz umhüllte, wie die schöne antike Statue, die den Künstlern unter dem Namen „Pudicitia — Keuschheit" bekannt ist. Der Mantel war von indischer Arbeit, von kostbaren Karmesin-, Purpur- und Gold-Fäden gewebt, ein wahrhaft kaiserliches Gewand, wie man es noch weniger, als die Dame selbst, an diesem Orte der Grausamkeit und des Blutes zu finden hätte erwarten sollen. Eine Dienerin stand neben ihr, eben so sorgfältig verhüllt, wie ihre Gebieterin. Der Geist der Dame schien nur bei einem einzigen Gegenstande zu verweilen, als sie unbeweglich, den Arm auf einen Marmorpfosten stützend, da stand.

Agnes wurde von ihren Wächtern auf den offenen Platz geführt und stand unerschrocken vor dem Richterstuhle. Ihre Gedanken schienen ganz wo anders zu weilen; sie bemerkte nicht einmal die Beiden, welche, bis sie erschien, Aller Blicke auf sich gezogen hatten.

„Warum ist sie nicht gefesselt?" fragte der Präfect ärgerlich.

„Es war nicht nöthig; sie geht ganz gutwillig", antwortete Catulus, „und sie ist so jung."

„Aber sie ist so eigensinnig, wie das älteste Weib; lege ihr gleich Handschellen an."

Der Henker durchsuchte eine Anzahl dieser Zierrathen, — in den Augen der Christen waren sie das —; er wählte endlich die leichtesten und kleinsten aus, die er finden konnte, und legte sie ihr um die Gelenke. Agnes schüttelte heiter und lächelnd die Hände, und sie fielen, gleich der Natter des heil. Paulus, klirrend zu ihren Füßen. [1])

„Es sind die kleinsten, die wir haben, Herr", sagte der Henker mit sanfterer Stimme; „ein so junges Kind sollte andere Armbänder tragen."

[1]) Ambrosius a. a. O.

„Schweig', Mensch!" gebot der Richter zornig. Dann wandte er sich zu der Gefangenen und sagte sanfter: „Agnes, ich habe Mitleid mit deiner Jugend, mit deinem Stande und mit der schlechten Erziehung, die du erhalten hast; ich möchte dich gern retten. Besinne dich eines Bessern, so lange es noch Zeit ist. Entsage den falschen und verderblichen Grundsätzen des Christenthums, gehorche den kaiserlichen Edicten und opfere den Göttern."

„Es ist vergeblich", antwortete sie, „mich noch länger zu versuchen. Mein Entschluß ist unabänderlich. Ich verachte deine falschen Gottheiten und kann nur den Einen lebendigen Gott lieben und anbeten. — Ewiger Herrscher, thue weit auf die Thore des Himmels, die vordem den Sterblichen verschlossen waren! Christus, rufe zu Dir die Seele, welche sich nach Dir sehnt, welche längst Dir als Opfer geweiht ist durch das Gelübde der Jungfräulichkeit und welche jetzt Deinem Vater geopfert wird durch das Martyrthum!" [1])

„Ich sehe, ich verschwende die Zeit", sagte der Präfect ungeduldig; denn er bemerkte, daß unter der Volksmenge Aeußerungen des Mitleids laut wurden. „Schreiber, fasse das Urtheil ab. Wir verurtheilen Agnes, wegen Verachtung der kaiserlichen Edicte mit dem Schwerte enthauptet zu werden."

„Auf welcher Straße und bei welchem Meilensteine soll das Urtheil vollstreckt werden?" [2]) fragte der Scharfrichter.

„Es mag gleich hier vollstreckt werden", war die Antwort.

Agnes erhob einen Augenblick ihre Hände und Augen zum Himmel; dann kniete sie ruhig nieder. Mit eigenen Händen zog sie ihr seidenes Haar über das Haupt und bot ihren

[1]) „Aeterne Rector, divide januas
Coeli obserratas terrigenis prius,
Ac te sequentem, Christe, animam voca
Cum virginalem, tum Patris hostiam."
Prudent. Peristeph. 14.

[2]) Die Enthauptung wurde gewöhnlich vor den Thoren, bei dem zweiten, dritten oder vierten Meilensteine vollzogen; aber aus Prudentius und andern Schriftstellern geht hervor, daß die heilige Agnes auf dem Platze hingerichtet wurde, wo sie verurtheilt wurde, — wie das auch in einigen andern Fällen geschah.

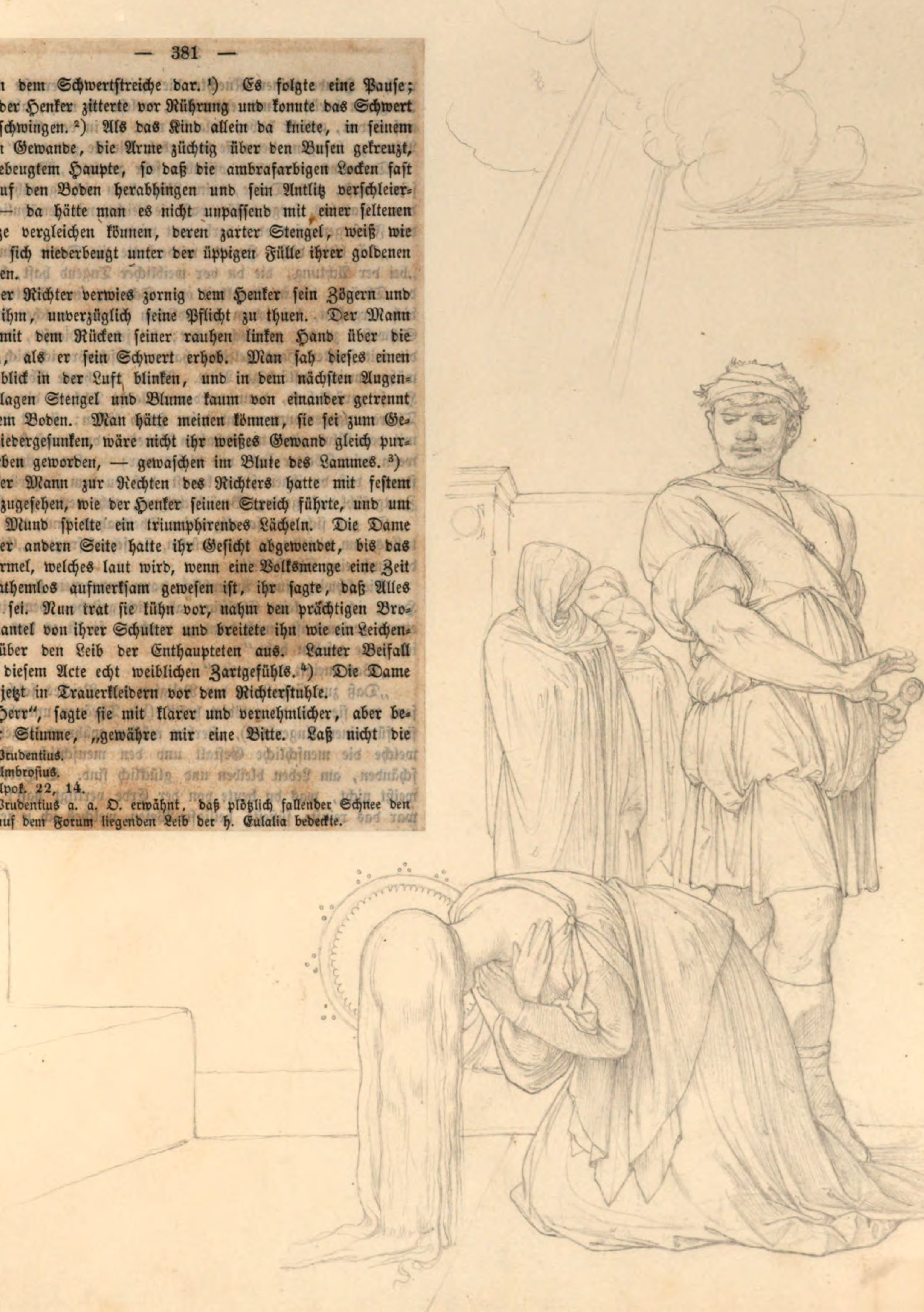
Nacken dem Schwertstreiche dar.[1]) Es folgte eine Pause; denn der Henker zitterte vor Rührung und konnte das Schwert nicht schwingen.[2]) Als das Kind allein da kniete, in seinem weißen Gewande, die Arme züchtig über den Busen gekreuzt, mit gebeugtem Haupte, so daß die ambrafarbigen Locken fast bis auf den Boden herabhingen und sein Antlitz verschleierten, — da hätte man es nicht unpassend mit einer seltenen Pflanze vergleichen können, deren zarter Stengel, weiß wie Lilien, sich niederbeugt unter der üppigen Fülle ihrer goldenen Blüthen.

Der Richter verwies zornig dem Henker sein Zögern und gebot ihm, unverzüglich seine Pflicht zu thuen. Der Mann fuhr mit dem Rücken seiner rauhen linken Hand über die Augen, als er sein Schwert erhob. Man sah dieses einen Augenblick in der Luft blinken, und in dem nächsten Augenblicke lagen Stengel und Blume kaum von einander getrennt auf dem Boden. Man hätte meinen können, sie sei zum Gebete niedergesunken, wäre nicht ihr weißes Gewand gleich purpurfarben geworden, — gewaschen im Blute des Lammes.[3])

Der Mann zur Rechten des Richters hatte mit festem Auge zugesehen, wie der Henker seinen Streich führte, und um seinen Mund spielte ein triumphirendes Lächeln. Die Dame auf der andern Seite hatte ihr Gesicht abgewendet, bis das Gemurmel, welches laut wird, wenn eine Volksmenge eine Zeit lang athemlos aufmerksam gewesen ist, ihr sagte, daß Alles vorbei sei. Nun trat sie kühn vor, nahm den prächtigen Brocat-Mantel von ihrer Schulter und breitete ihn wie ein Leichentuch über den Leib der Enthaupteten aus. Lauter Beifall folgte diesem Acte echt weiblichen Zartgefühls.[4]) Die Dame stand jetzt in Trauerkleidern vor dem Richterstuhle.

„Herr", sagte sie mit klarer und vernehmlicher, aber bewegter Stimme, „gewähre mir eine Bitte. Laß nicht die

1) Prudentius.
2) Ambrosius.
3) Apok. 22, 14.
4) Prudentius a. a. O. erwähnt, daß plötzlich fallender Schnee den auf dem Forum liegenden Leib der h. Eulalia bedeckte.



rauhen Hände deiner Knechte die heiligen Ueberreste dieser Jungfrau berühren und entweihen, welche ich mehr, als Alles auf Erden, geliebt habe; erlaube mir, sie in das Grab ihrer Väter zu bringen; denn sie war edel, wie sie gut war."

Tertullus antwortete, offenbar sehr gereizt: „Wer du auch sein magst, edele Dame, deine Bitte kann nicht gewährt werden. Catulus, sorge dafür, daß die Leiche, wie gewöhnlich, in den Fluß geworfen oder verbrannt wird."

„Ich bitte dich, Herr", wiederholte die Dame dringend, „bei der Achtung, die du vor weiblicher Tugend hast, bei jeder Thräne, die in Krankheit oder Schmerz eine Mutter über dich vergossen, bei jedem freundlichen Worte, welches je eine Schwester zu dir gesprochen hat; bei jedem Dienste, den sie dir mit sanfter Hand geleistet haben, beschwöre ich dich, gewähre meine inständige Bitte. Wenn du heute Abend nach Hause zurückkehrst, dann werden vielleicht Töchter dir an der Thüre entgegenkommen und deine Hand küssen; sie ist befleckt mit dem Blute eines tugendhaften Kindes — du kannst stolz sein, wenn deine Töchter sind, wie dieses war; — aber mache wenigstens, daß du ihnen sagen kannst, daß du dem jungfräulichen Zartgefühl diese geringe Berücksichtigung nicht verweigert hast."

Es gab sich eine so allgemeine Theilnahme kund, daß Tertullus, um dieselbe zu unterdrücken, sie scharf fragte: „Ei, bist du auch eine Christin?"

Sie schwieg einen Augenblick; dann antwortete sie: „Nein, Herr, ich bin keine Christin; aber ich gestehe, wenn irgend etwas geeignet ist, mich dazu zu machen, so ist es das, was ich heute gesehen habe."

„Was meinst du damit?"

„Daß zur Erhaltung der Religion des Reiches solche Wesen, wie sie, die du getödtet hast" (die Thränen unterbrachen sie für einen Augenblick), „sterben müssen, während Ungeheuer, welche die menschliche Gestalt und den menschlichen Namen schänden, am Leben bleiben und glücklich sind. O Herr, du weißt nicht, was du heute von der Erde vertilgt hast! Sie war das reinste, süßeste, heiligste Wesen, welches ich je gekannt

habe, in Wahrheit die Blüthe des Frauengeschlechtes, wenngleich noch ein Kind. Und sie könnte noch leben, hätte sie nicht die Hand eines gemeinen Abenteurers ausgeschlagen, welcher sie mit seinen widerlichen Anträgen verfolgte in die Einsamkeit ihres Landsitzes, in das Heiligthum ihres Hauses, und selbst in ihren Kerker. Darum hat sie sterben müssen, weil sie ihn nicht mit ihrem Vermögen bereichern und durch ihre Hand adeln wollte, — jenen asiatischen Spion."

Sie zeigte mit ruhiger Verachtung auf Fulvius, welcher hervorsprang und wüthend ausrief: „Das ist eine schändliche Lüge und Verleumdung. Agnes hat öffentlich eingestanden, sie sei eine Christin."

„Höre mich an, Herr", fuhr die Dame mit edeler Würde fort, „daß ich ihn überführe, und lies in seinem Gesichte den Beweis dessen, was ich sage. Hast du nicht, Fulvius, diesen Morgen früh das unschuldige Kind in seinem Kerker aufgesucht? Hast du ihr nicht gesagt, — ich habe es gehört, wiewohl du mich nicht sahest — daß sie, wenn sie deine Hand annehmen wolle, nicht nur ihr Leben retten, sondern auch trotz der kaiserlichen Befehle eine Christin bleiben solle?"

Fulvius stand todtenblaß da; er stand da, wie Jemand noch einen Augenblick steht, der durch das Herz geschossen oder von einem Blitzstrahle getroffen ist. Er sah aus, wie ein Mensch, über den das Urtheil gesprochen wird, — nicht das Todesurtheil, sondern das Urtheil, ewig am Pranger zu stehen, als der Richter ihn also anredete:

„Fulvius, dein Gesicht bestätigt diese schwere Anklage. Ich könnte dich gleich verhaften lassen. Aber folge meinem Rathe, und mache dich für immer fort von hier. Fliehe, und verbirg dich nach einer solchen Schurkerei vor dem Unwillen aller gerechten Menschen und vor der Rache der Götter. Laß dich hier, auf dem Forum oder auf irgend einem öffentlichen Platze in Rom nicht wieder blicken. Wenn diese Dame will, so will ich jetzt gleich ihre Klage gegen dich annehmen. — Kann ich vielleicht die Ehre haben, edele Dame", fragte er in dem achtungsvollsten Tone, „deinen Namen zu erfahren?"

„Fabiola", antwortete sie.

Der Richter war nun die Freundlichkeit selbst, — sah er ja seine zukünftige Schwiegertochter vor sich. „Ich habe oft von dir gehört, edele Dame", sagte er, „von deiner hohen Bildung und deinen erhabenen Tugenden. Du bist zudem mit diesem Opfer des Verrathes nahe verwandt und hast ein Recht darauf, ihren Leichnam zu verlangen. Du darfst darüber verfügen." Die ersten Worte wurden durch ein lautes Zischen und Pfeifen unterbrochen, welches den Fulvius begleitete, als er sich, bleich vor Scham, Schrecken und Wuth, entfernte.

Fabiola dankte dem Präfecten und winkte der Syra, die mit ihr gekommen war. Die Sklavin gab einem Andern ein Zeichen, und sogleich traten vier Sklaven mit einer Sänfte vor. Fabiola gab nicht zu, daß außer ihr und Syra Jemand die Leiche berührte; sie hoben sie vom Boden auf, legten sie in die Sänfte und bedeckten sie mit dem prächtigen Leichentuche. „Tragt diesen Schatz nach seinem Hause", sagte sie und folgte mit ihrer Sklavin der Bahre als Leidtragende. Ein kleines Mädchen, welches in Thränen zerfloß, fragte schüchtern, ob es mitgehen dürfe. „Wer bist du?" fragte Fabiola. — „Ich bin die arme Emerentiana, ihre Milchschwester", antwortete das Kind, und Fabiola faßte es bei der Hand und nahm es mit.

Sobald die Leiche entfernt worden war, drängte sich eine Schaar von Christen, Männer, Weiber und Kinder, herbei, um Schwämme und leinene Tücher in das Blut zu tauchen. Vergebens fielen die Wächter mit Peitschen, Stöcken und sogar mit schärfern Waffen über sie her, so daß Manche ihr eigenes Blut mit dem der Martyrin vermischten. Wenn ein Fürst bei seiner Krönung oder bei seinem ersten Einzuge in seine Hauptstadt nach alter Sitte Hände voll Gold- und Silbermünzen unter die Menge wirft, so drängt man sich nicht eifriger um diese ausgestreuten Schätze, als die alten Christen um das, was sie höher schätzten, als Gold und Edelsteine, um die Rubintropfen, welche aus dem Herzen eines Martyrers flossen, der für seinen Herrn starb. Aber Alle machten Einem

Platz und erkannten dessen Vorrang an, — des Diakon Reparatus, der gekommen war, um mit Lebensgefahr ein Fläschchen mit dem Blute der Agnes zu füllen, daß es als ein Siegel zur Beglaubigung ihres Martyrthums auf ihr Grab gelegt würde.

Dreißigstes Capitel.

Derselbe Tag; sein dritter Theil.

Tertullus eilte gleich nach dem Palaste, zum Glücke oder Unglücke für diese Candidaten des Martyrthums. Dort traf er den Corvinus mit dem fertigen Rescripte, welches zierlich in großen Uncialbuchstaben geschrieben war. Er hatte das Recht, gleich zum Kaiser zu gehen. Er erstattete amtlich Bericht über die Hinrichtung der Agnes, schilderte in übertriebenen Ausdrücken den Unwillen, welchen dieselbe bei dem Volke hervorrufen könne, und schob Alles auf das ungeschickte Verfahren des Fulvius, dessen schlimmste Handlung er jedoch verschwieg, da er fürchtete, er möchte ihm dann den Proceß machen müssen und es könnten dadurch seine eigenen Plane bekannt werden. Er unterschätzte den Werth von Agnes' Eigenthum und versicherte, es werde ein huldvoller Gnadenact sein und gewiß viel zur Beschwichtigung der Unzufriedenheit beitragen, wenn der Kaiser dasselbe ihrer Verwandten, welche die nächste Erbin sei, überweise. Er schilderte Fabiola als eine junge Dame von außerordentlichem Geiste und wunderbarer Gelehrsamkeit, welche dem Dienste der Götter eifrig ergeben sei und täglich dem Genius des Kaisers opfere.

„Ich kenne sie", sagte Maximianus lachend, als wäre ihm etwas sehr Drolliges eingefallen. „Die arme Närrin! Sie hat mir einen kostbaren Ring gesandt und gestern für das Leben des elenden Sebastianus gebeten, gerade als sie ihn todtschlugen." Er lachte herzlich darüber; dann fuhr er fort: „Ja, ja, gewiß; eine kleine Erbschaft wird sie für den Verlust jenes Kerls trösten. Laß ein Rescript abfassen, und ich will es unterzeichnen."

Tertullus zog das Rescript hervor und sagte, er habe dasselbe im vollen Vertrauen auf des Kaisers großmüthige Huld bereits aufsetzen lassen. Der kaiserliche Barbar setzte eine Unterschrift darunter, die einem Schulknaben Schande gemacht hätte. Der Präfect übergab das Document gleich seinem Sohne.

Er hatte kaum den Palast verlassen, als Fulvius eintrat. Er war zu Hause gewesen, um Hofkleider anzulegen und durch Wasser und Parfümerien aus seinem Gesichte die Spuren der Aufregung des Morgens zu entfernen. Es quälte ihn eine Ahnung, daß er in seinen Erwartungen würde getäuscht werden. Die kaltblütige Weise, wie Eurotas am Abend vorher darüber gesprochen, hatte ihn darauf vorbereitet; das Mißlingen aller seiner Plane und die vielen Unannehmlichkeiten dieses Tages hatten seine Befürchtung erhöht. Ein Weib schien in der That geboren zu sein, ihm in den Weg zu treten und seine Plane zu vereiteln, wohin er sich auch wenden mochte. „Aber, Dank den Göttern", dachte er, „hier kann sie mir nicht im Wege stehen. Sie hat diesen Morgen meinen Ruf für immer zerstört; aber sie kann auf meine rechtmäßige Belohnung keinen Anspruch machen. Sie hat mich zu einem verachteten Menschen gemacht; aber es steht nicht in ihrer Macht, mich zum Bettler zu machen." Das schien seine einzige Hoffnung zu sein. Aber die Verzweiflung trieb ihn voran, und er entschloß sich, seine Ansprüche auf das confiscirte Vermögen der Agnes vor dem einzigen Nebenbuhler, den er fürchtete, vor dem habgierigen Kaiser selbst, nach Kräften geltend zu machen. Er war bereit, sein Leben dafür auf's Spiel zu setzen; denn wenn seine Hoffnung vereitelt wurde, war er zu Grunde gerichtet. Nachdem er einige Zeit gewartet hatte, ging er in das Audienz-Zimmer und trat mit dem unterwürfigsten Lächeln vor den Kaiser.

„Was willst du hier?" war seine Begrüßung.

„Herr", antwortete er, „ich komme, um unterthänigst deine kaiserliche Gerechtigkeit zu bitten, mir baldigst meinen Antheil von dem Vermögen der Agnes überweisen zu lassen. Auf

meine Anklage hin ist sie als Christin verurtheilt worden und sie hat die gerechte Strafe derjenigen erlitten, welche dem kaiserlichen Edicte nicht gehorchen."

„Das ist Alles ganz gut; aber wir haben gehört, wie einfältig du, wie gewöhnlich, die ganze Sache betrieben und wie du dadurch im Volke Murren und Unzufriedenheit gegen uns erregt hast. Je schneller du dich darum aus unserer Gegenwart entfernst und den Palast und die Stadt verlässest, desto besser wird es für dich sein. — Verstehst du? Wir geben gewöhnlich einen solchen Rath nicht zweimal."

„Ich will auf der Stelle jeder Weisung deines allerhöchsten Willens gehorchen, — aber ich bin fast ganz entblößt; befiehl, daß mir das, was mein ist, überwiesen werde, und ich reise unverzüglich ab."

„Kein Wort mehr", antwortete der Tyrann, „sondern mache dich auf der Stelle fort! Was das Vermögen angeht, welches du so hartnäckig verlangst, so kannst du das nicht bekommen. Wir haben es durch ein unwiderrufliches Rescript einer ausgezeichneten und verdienstvollen Person überwiesen, der Dame Fabiola."

Fulvius sprach nichts mehr, sondern küßte dem Kaiser die Hand und entfernte sich langsam. Er sah wie ein ruinirter, gebrochener Mann aus. Man hörte ihn nur, als er aus dem Thore ging, sagen: „Also doch hat sie mich auch zum Bettler gemacht!"

Als er nach Hause kam, staunte Eurotas, welcher seine Antwort in den Augen seines Neffen las, über dessen Ruhe. „Ich sehe", bemerkte er trocken, „Alles ist vorbei."

„Ja. Sind deine Vorbereitungen getroffen, Eurotas?"

„Beinahe. Ich habe die Juwelen, das Hausgeräthe und die Sklaven mit einigem Schaden verkauft; aber mit der Kleinigkeit, die ich noch in Händen hatte, können wir sicher nach Asien kommen. Ich habe den Stabio behalten, weil er der zuverlässigste unter unsern Dienern ist. Er wird unser geringes Reisegepäck auf sein Pferd nehmen. Zwei andere Pferde

werden für dich und mich bereit gehalten. Ich muß nur noch Eins haben, dann sind wir reisefertig."

„Was denn?"

„Das Gift. Ich habe es gestern Abend bestellt; aber es wird erst Mittags fertig sein."

„Wozu das?" fragte Fulvius etwas erschrocken.

„Das weißt du ja", antwortete der Andere unbewegt. „Ich will anderswo noch Einen Versuch machen; aber so viel steht fest: meines Vaters Familie soll nicht in Armuth sterben; sie soll ehrenvoll untergehen."

Fulvius biß sich auf die Lippe und sagte: „Nun gut, wie du willst. Ich bin das Leben leid. Verlasse das Haus sobald als möglich, daß dich Ephraim nicht mehr findet; und sorge, daß du bald nach dem Dunkelwerden mit den Pferden am dritten Meilenstein der Latinischen Straße bist. Dort will ich dich treffen; denn auch ich habe noch vor meiner Abreise ein wichtiges Geschäft abzumachen."

„Was denn?"

„Das sage ich Niemand, selbst dir nicht. Aber wenn ich zwei Stunden nach Sonnenuntergang nicht bei dir bin, so gib mich auf und rette dich ohne mich."

Eurotas sah ihn scharf mit seinem kalten schwarzen Auge an, mit einem der Blicke, womit er den Fulvius immer durchschaute; er suchte zu erkennen, ob derselbe vielleicht daran denke, ihm zu entfliehen. Aber Fulvius sah ruhig und ungewöhnlich offen aus, und der Alte fragte nicht weiter. Während dieses Gespräches hatte Fulvius seine Hofkleidung abgelegt und Reisekleider angezogen. Er machte sich bereit, abzureisen, ohne erst wieder in das Haus zurückkehren zu müssen, und nahm darum auch seine Waffen mit; außer dem Schwerte noch eine sehr gefährliche Waffe, einen jener feingeschliffenen krummen Dolche, die man nur im Orient kannte. Diesen Dolch steckte er in den Gürtel, aber so, daß er unter dem Kleide verborgen war.

Eurotas begab sich sofort zu dem Numidischen Quartier im Palaste und fragte nach Jubala. Sie brachte ihm zwei

Fläschchen von verschiedener Größe und wollte ihm gerade einige Erläuterungen geben, als ihr Mann halb betrunken, halb wüthend herbeikam. Eurotas hatte gerade noch Zeit, die Flaschen beizustecken und der Jubala ein Geldstück in die Hand zu drücken, ehe Hyphax ihm nahe kam. Sein Weib hatte ihm von den Anträgen gesagt, die ihr Eurotas vor ihrer Heirath gemacht, und hatte dadurch in seinem heißen afrikanischen Blute eine Eifersucht rege gemacht, die sich bis zum Haß steigerte. Der Wilde stieß sein Weib wüthend aus dem Zimmer und hätte mit dem Syrier Händel angefangen, wenn dieser nicht, da er seinen Zweck erreicht hatte, nachgiebig gewesen wäre und seinem Gegner versichert hätte, er werde nie wieder kommen.

Es ist jedoch Zeit, daß wir zu Fabiola zurückkehren. Der Leser würde wahrscheinlich nicht sehr überrascht sein, wenn wir sagten, sie sei als Christin nach Hause zurückgekehrt. Dem war aber nicht so. Was wußte sie auch jetzt schon vom Christenthum, daß sie hätte eine Christin sein können? An Sebastianus und Agnes hatte sie ihre uneigennützige, hochherzige und überirdische Tugend bewundert, und sie war jetzt bereit, ihren Glauben als die Wurzel derselben anzuerkennen. Sie sah, daß Beide Motive, Grundsätze, einen erhabenen Geist, einen gewissenhaften Muth und einen entschlossenen tugendhaften Willen hatten, wie es in keinem andern Systeme möglich sei. Sie ahnte auch schon, daß die erhabenen Ansichten Syra's über eine unsichtbare Sphäre der Tugend und einen allsehenden Weltbeherrscher aus derselben Quelle stammten. Aber alles das erschien ihr doch nur als ein großartiges System von theils praktischen, theils speculativen Sittenlehren und Wahrheiten, ähnlich wie andere philosophische Systeme. Von da war noch weit bis zum Christenthum. Sie hatte bis jetzt noch nichts gehört von seinen wichtigen und wesentlichen Lehren, von seinen unergründlichen, aber dem Geiste theilweise zugänglichen Geheimnissen, von dem ehrfurchtgebietenden, umfangreichen und himmelhohen Bau des Glaubens, welchen die

einfältigste Seele umschließen kann, wie eines Kindes Auge ein vollkommenes Abbild eines Berges umschließt, wenn auch ein Riese ihn nicht ersteigen kann. Sie hatte noch nie gehört von Gott, der Einer ist in der Dreifaltigkeit, von dem Sohne, der gleichwesentlich mit dem Vater und um der Menschen willen Fleisch geworden ist. Sie hatte noch nichts vernommen von der wundervollen Geschichte der Erlösung durch Gottes Leiden und Sterben. Sie kannte noch nicht Nazareth, Bethlehem und den Calvarienberg. Wie konnte sie also, mit allem diesem unbekannt, sich eine Christin nennen oder eine Christin sein?

Wie viele Namen mußten ihr noch bekannt und werth werden, welche ihr jetzt noch unbekannt waren oder barbarisch klangen — Maria, Joseph, Petrus, Paulus, Johannes, den süßesten aller Namen nicht zu erwähnen, den Namen, der Balsam ist für das verwundete Herz und süß, wie Honig, der aus den vollen Honigscheiben träufelt! Und wie Vieles mußte sie noch lernen von den Mitteln, das Heil zu wirken auf Erden in der Kirche: von der Gnade, den Sacramenten, dem Gebete, der Liebe Gottes und des Nächsten! Wie große noch unerforschte Strecken lagen noch jenseit des kleinen Raumes, den sie kennen gelernt hatte!

Nein; als Fabiola, erschöpft von den Erlebnissen des vorigen Tages und der Nacht und von den traurigen Scenen des Morgens, nach Hause zurückkehrte und sich in ihr Gemach zurückzog, da war sie vielleicht keine Philosophin mehr, aber auch noch keine Christin. Sie befahl allen ihren Dienern, den Hof, wo ihr Gemach war, zu verlassen, damit sie durch kein Geräusch gestört würde, und Niemand zu ihr zu lassen. So saß sie einsam und schweigend mehrere Stunden, zu aufgeregt, als daß sie hätte einschlummern können. Sie trauerte lange über Agnes, wie eine Mutter über ein plötzlich gestorbenes Kind. Aber war nicht die Wolke, welche sie überschattete, viel heller, als wo sie über der Bahre ihres Vaters schwebte? Kam es ihr nicht als eine Verhöhnung der Vernunft, als ein Spott gegen die menschliche Natur vor, zu

denken, daß *sie* zu Grunde gegangen, — daß sie in ihrem glänzenden Gewande, mit ihrem lächelnden Antlitz und mit ihrem heitern einfachen Herzen sollte hinübergegangen sein — in das Nichts; daß sie verlockt sein sollte durch Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeit, Reinigkeit und Wahrheit, weiter und immer weiter, bis sie, die Arme weit ausgestreckt, um sie zu umfassen, an einen Abgrund kam, aus der ihr die Vernichtung entgegen gähnte? Nein, Agnes, davon war sie überzeugt, war irgendwie und irgendwo glücklich, oder Gerechtigkeit war ein bedeutungsloses Wort.

„Wie eigenthümlich", dachte sie weiter, „daß Alle, die ich als ungewöhnlich tugendhaft kennen gelernt habe, daß Männer, wie Sebastianus, und Jungfrauen, wie Agnes, zu der verachteten Secte der Christen gehören! Nur Eine ist noch übrig, und morgen will ich *sie* fragen."

Als sie ihre Gedanken von diesen abwandte und sich in der heidnischen Welt umsah und sich Fulvius vorstellte, und Tertullus, und den Kaiser, und Calpurnius, und — sie schauderte, als ihr unwillkürlich auch ihr Vater in den Sinn kam, — da fühlte sie schmerzlich den Contrast zwischen Gemeinheit und sittlichem Adel, zwischen Laster und Tugend, Beschränktheit und Weisheit, niedriger Sinnlichkeit und geistiger Erhabenheit. So wurde ihr Herz zu einer Form, für die sich eine vollkommene Gestalt finden mußte, um sie auszufüllen, — sonst mußte die Form zerbrechen; ihre Seele lechzte, wie ein ausgedörrter Boden, dem der Himmel sein erfrischendes Wasser senden muß, wenn er nicht zu einer ewigen Wüste werden soll.

Agnes verdiente gewiß wohl den Ruhm, durch ihren Tod ihre Verwandte bekehrt zu haben; aber hatte nicht ein anderes, demüthigeres Wesen einen ältern Anspruch darauf, — ein Mädchen, welches die Freiheit ausgeschlagen und sein Leben zum Opfer angeboten hatte, um diesen Preis zu gewinnen? Und hatte Syra nicht schon einmal Agnes gebeten, nicht zwischen sie und ihren Lohn zu treten?

Während Fabiola einsam und traurig da saß, wurde sie plötzlich durch das Eintreten eines Fremden gestört, welcher

unter dem ominösen Titel „ein Bote des Kaisers" eingeführt wurde. Der Pförtner hatte ihm erst den Eintritt verweigert; aber da der Fremde ihm versicherte, er komme mit einem wichtigen Auftrage vom Kaiser, so fragte der Pförtner bei dem Haushalter an, und dieser meinte, einem solchen Gesandten dürfe der Eintritt nicht verweigert werden.

Fabiola blickte verwundert auf und ihr Verdruß wurde etwas gemindert, als sie den lächerlichen Aufzug sah, in welchem eine so wichtige Person erschien. Corvinus trat mit der Grazie eines Hanswursts näher, hielt eine blumenreiche Anrede, die offenbar sehr sorgfältig aufgesetzt, aber schlecht auswendig gelernt war, und legte ihr ein kaiserliches Rescript und seine eigene aufrichtige Liebe, der Dame Agnes' Vermögen und seine eigene plumpe Hand zu Füßen. Fabiola begriff gar nicht die Verbindung zwischen diesen beiden Geschenken und ahnte gar nicht, daß durch das eine die Annahme des andern bewirkt werden sollte. Sie ersuchte ihn also, dem Kaiser ihren unterthänigsten Dank für seine Huld abzustatten, und fügte bei: „Sage, ich sei heute zu krank, um ihm persönlich meinen Dank abstatten zu können."

„Diese Besitzungen waren, wie du weißt, confiscirt", stammelte Corvinus ganz verwirrt, „und mein Vater hat sie für dich ausgewirkt."

„Das war nicht nöthig", sagte Fabiola; „denn sie waren mir längst vermacht und wurden mein Eigenthum in dem Augenblicke" — sie stockte, und nachdem sie sich mit einiger Anstrengung gefaßt hatte, fuhr sie fort — „in dem Augenblicke, wo sie aufhörten, eines Andern Eigenthum zu sein; sie verfielen darum gar nicht der Confiscation."

Corvinus verstummte, denn er verstand diese Schlußfolgerung nicht. Endlich stammelte er einige Worte, welche eine unterthänige Bitte sein sollten, Fabiola möge ihn als Bewerber um ihre Hand anerkennen, welche aber Fabiola als eine Bitte um eine Belohnung für die Erwirkung oder Ueberbringung eines so wichtigen Documentes verstand. Sie versicherte ihm, alle billige Forderungen, die er an sie stellen könne,

sollten zu einer gelegenen Zeit gebührend berücksichtigt werden; da sie aber sehr ermüdet und unwohl sei, so müsse sie ihn bitten, sie jetzt zu verlassen. Er verstand dieses als eine günstige Antwort auf sein Gesuch und entfernte sich ganz zufrieden und stolz.

Als er fort war, warf sie kaum einen Blick in das Pergament, welches er auf einen kleinen Tisch neben ihrem Ruhebette gelegt hatte, und versank dann wieder in Nachdenken über die traurigen Scenen, die sie gesehen hatte, bis etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang. Ihre Gedanken verweilten bald bei diesem, bald bei jenem Punkte der Ereignisse der letzten Zeit; endlich dachte sie an ihr Zusammentreffen mit Fulvius auf dem Forum. Die Scene schwebte ihr sehr lebendig vor und die Vorstellung derselben versetzte sie allmälig in eine peinliche Aufregung, welche sie endlich dadurch beschwichtigte, daß sie laut sagte: „Dem Himmel sei Dank, ich werde jetzt wenigstens das Gesicht des Schurken nicht wieder sehen!"

Die Worte waren kaum ausgesprochen, da hielt sie die Hand über die Augen, richtete sich auf ihrem Ruhebette auf und sah nach der Thüre hin. Täuschte sie ihre überreizte Phantasie oder sahen ihre wachen Augen etwas Wirkliches? Ihr Ohr entschied die Frage, denn es vernahm die Worte: „Erlaube mir die Frage, — wer ist der Mann, den du mit diesen gnädigen Worten beehrst?"

„Du, Fulvius!" sagte sie, indem sie würdevoll aufstand. „Noch ein Eindringling also! Nicht in das Haus allein, in die Villa und in den Kerker drängst du dich also ein, sondern selbst in das geheimste Gemach der Wohnung einer Dame, und was noch schlimmer, in das kummervolle Haus derjenigen, die du in Trauer versetzt hast! Entferne dich auf der Stelle, oder ich lasse dich mit Schimpf und Schande hinaustreiben."

„Setze dich nieder und beruhige dich, schöne Dame", antwortete er. „Dies mag mein letzter Besuch bei dir sein; aber wir haben noch eine Rechnung von einiger Bedeutung mit einander zu berichtigen. Was das Schreien und Hülfe-Herbeiholen angeht, so bemühe dich nicht; du hast der Dienerschaft

befohlen, sich fern zu halten, und dein Befehl ist befolgt worden. Es ist Niemand so nahe, daß er dein Rufen hören könnte."

Das war richtig. Fulvius fand, daß ihm Corvinus, ohne es zu wissen, den Weg gebahnt hatte; als er an die Thüre kam, sagte ihm der Pförtner, welcher ihn zweimal im Hause speisen gesehen hatte, welche Befehle Fabiola ertheilt habe, und erklärte ihm, er könne nicht vorgelassen werden, falls er nicht vom Kaiser komme; so seien seine Anweisungen. Fulvius antwortete, er komme gerade vom Kaiser, und der Pförtner ließ ihn ein, wiewohl er sich darüber wunderte, daß zwei kaiserliche Boten an Einem Tage kämen. Fulvius bat zugleich, der Pförtner möge für den Fall, daß er bei seiner Rückkehr nicht zur Hand sei, die Thüre unverschlossen lassen; er sei sehr eilig und möge nicht gern unter so traurigen Verhältnissen Unruhe im Hause verursachen. Er fügte bei, er bedürfe keines Begleiters, da er den Weg zu Fabiola's Gemach kenne.

Fulvius setzte sich der Dame gegenüber und fuhr fort: „Du darfst nicht böse darüber werden, daß ich so unerwartet zu dir komme und daß ich deine liebenswürdigen Selbstgespräche über mich angehört habe; ich habe das im Tullianischen Gefängnisse von dir gelernt. Aber ich muß etwas weiter ausholen. Als ich zum ersten Male von deinem würdigen Vater zu Tische geladen war, da traf ich dort Eine, deren Blicke und Worte gleich meine Liebe gewannen, — ich brauche ihren Namen nicht zu nennen — und deren Herz mit instinctartiger Sympathie meine Gefühle erwiderte."

„Frecher Mensch!" rief Fabiola aus. „Daß du einen solchen Gegenstand hier berühren kannst! Du lügst, wenn du von deiner Liebe zu ihr, oder von ihrer Liebe zu dir sprichst."

„Was die Dame Agnes angeht", fuhr Fulvius fort, „so weiß ich es aus der besten Quelle, von deinem verstorbenen Vater selbst, welcher mich mehr als einmal ermuthigt hat, meine Bewerbung fortzusetzen, indem er mir versicherte, seine Nichte habe ihm selbst ihre Liebe eingestanden."

Fabiola war schmerzlich bewegt; denn sie erinnerte sich jetzt, daß dies nur zu wahr sei; — hatte ja Fabius auch ihr

gegenüber sein einfältiges Mißverständniß zu erkennen gegeben. „Ich weiß wohl", sagte sie, „daß mein lieber Vater sich in dieser Hinsicht einer Täuschung hingegeben hatte; aber ich, vor welcher jenes theuere Kind nichts verheimlichte —"

„Außer ihrer Religion", unterbrach Fulvius mit bitterer Ironie.

„Schweig!" fuhr Fabiola fort, „das Wort klingt wie eine Gotteslästerung auf deinen Lippen — ich weiß, daß du für sie nur ein Gegenstand des Ekels und Abscheues warest!"

„Ja, nachdem du mich dazu gemacht hattest. Von der Stunde unseres ersten Zusammentreffens an bist du meine bittere und unversöhnliche Feindin gewesen, verschworen mit jenem verrätherischen Offizier, der seinen Lohn erhalten hat und dem du den Platz zugedacht hattest, nach welchem ich strebte. Halte deinen Unwillen zurück, schöne Dame, denn ich will zu Ende gehört werden! — Du untergrubest meinen Ruf, du vergiftetest ihre Gefühle und du verwandeltest meine Liebe in nothwendige Feindschaft."

„Deine Liebe!" unterbrach ihn Fabiola entrüstet. „Auch wenn Alles das, was du gesagt hast, nicht niederträchtig falsch wäre, — welche Liebe konntest du gegen sie hegen? Wie konntest du ihre ungekünstelte Einfachheit schätzen, ihre echte Aufrichtigkeit, ihren seltenen Verstand, ihre fleckenlose Unschuld? Gerade so gut könnte der Wolf die Geduld des Lammes, der Geier die Sanftmuth der Taube schätzen. Nein, ihr Reichthum, ihr hoher Stand, ihr Adel war es, was dich anzog, sonst nichts. Ich las es in deinen flammenden Augen, als du sie zum ersten Male auf sie richtetest, wie Basilisken-Augen."

„Das ist nicht wahr!" fuhr er fort. „Hätte ich mein Ziel erreicht, hätte ich eine würdige Gattin gefunden, ich würde meiner Stellung Ehre gemacht haben; ich würde häuslich, zufrieden und liebevoll gewesen sein, so würdig, sie zu besitzen, wie —"

„Wie Jemand sein kann", unterbrach ihn Fabiola, „welcher in dem Augenblicke, wo er ihr seine Hand bietet, sich eben so

bereit erklärt, in drei Stunden sie zu heirathen oder zu morden. Und sie zieht das Letztere vor und er hält Wort. Entferne dich; du verpestest die Luft, in welcher du athmest."

„Ich werde dich verlassen, wenn ich fertig bin, und du wirst nicht sehr froh sein, wenn ich gehe. Du hast also vorsätzlich und ohne Grund alle meine ehrenhaften Absichten durchkreuzt, meine einzige Hoffnung vernichtet, mich einer Stellung in der Gesellschaft, des Wohlstandes und des häuslichen Glückes beraubt. Das war dir noch nicht genug. Du hast die nämliche Rolle gespielt, die du mir zum Vorwurf gemacht hast vor dem Richter, die Rolle eines Spions; du hast meine Unterhaltung belauscht, du hast alle Regeln des weiblichen Anstandes vergessen und bist heute Morgen auf dem Forum aufgetreten, um das öffentlich zu vollenden, was du insgeheim begonnen hattest; du hast den Richter gegen mich aufgereizt und durch ihn auch den Kaiser; du hast mich ungerechter Weise dem Geschrei und der Rache des Volkes preisgegeben, und wenn nicht ein Gefühl, welches stärker ist, als die Furcht, mich jetzt hieher führte, so müßte ich mich verkriechen, wie ein gehetzter Wolf, bis ich mich aus dem nächsten Thore schleichen könnte."

„Und ich sage dir, Fulvius", unterbrach ihn Fabiola, „in dem Augenblicke, wo du durch das Thor gehst, wird diese gottlose Stadt ein geringeres Maß von Bosheit in sich bergen, als jetzt. Ich gebiete dir nochmals, verlaß wenigstens mein Haus, oder ich gehe weg von hier."

„Wir scheiden noch nicht, edele Dame", sagte Fulvius. Sein Gesicht wurde jeden Augenblick erhitzter, seine Lippen immer blasser. Er faßte sie kräftig beim Arme und drückte sie auf ihren Sitz zurück. „Wage nicht noch einen Versuch", fügte er bei, „zu entfliehen oder um Hülfe zu rufen; dein erster Ruf wird der letzte sein, mag es mich kosten, was es will! — Du hast also bewirkt, daß ich nicht allein aus der vornehmen Gesellschaft, sondern auch aus der Stadt ausgestoßen bin, — ein Verbannter, ein obdachloser Wanderer auf einer freundlosen

Erde. War das nicht genug, deine Rachsucht zu sättigen? Nein, du mußtest mich auch noch meines Goldes berauben, meines rechtmäßig, wiewohl schmerzlich erworbenen Reichthums. Meinen Frieden, meinen guten Namen, meinen Unterhalt, Alles hast du mir gestohlen, mir, einem fremden jungen Manne!"

„Verruchter und frecher Mensch!" rief jetzt die Römerin entrüstet aus, gleichgültig gegen alle Folgen, die ihr Auftreten für sie haben könnte. „Du sollst deine Verwegenheit schwer büßen! Wagst du es in meinem eigenen Hause, mich eine Diebin zu nennen?"

„Ich wage es, und ich sage dir, dies ist der Tag der Abrechnung für dich, nicht für mich. Ich habe, — und wäre es auch durch ein Verbrechen, das geht dich nichts an, — ich habe meinen Theil von dem confiscirten Vermögen deiner Nichte verdient. Ich habe ihn sauer verdient, unter Schmerzen und Foltern des Herzens und der Seele, durch schlaflose Nächte voll Kämpfe mit Feinden, die gesiegt haben, — ja, und mit einem Feinde im Hause, der grausamer ist, als sie, — durch tagelanges rastloses Suchen nach Beweisen, inmitten der Oede eines stolzen, aber tief gesunkenen Geistes. Habe ich nicht ein Recht darauf, meinen Lohn zu genießen? — Nenne ihn wie du willst; nenne ihn mein Blutgeld; je schmählicher er ist, um so niederträchtiger ist es von dir, ihn mir wegzunehmen. Das ist, wie wenn ein reicher Mann das Wild dem Hunde aus den Zähnen reißt, nachdem dieser sich die Füße wund gelaufen hat, um es zu erjagen."

„Ich will nach keinen weitern Beiwörtern suchen, um dich damit zu benennen; du wirst durch irgend eine grundlose Einbildung getäuscht", sagte Fabiola ernst und nicht ohne Besorgniß. Sie fühlte es, daß sie einen Wahnsinnigen vor sich habe, einen Menschen, in welchem eine heftige Leidenschaft, von einer ungezügelten und aufgeregten Phantasie gestachelt, sich zu einem Grade von boshafter Wuth gesteigert hatte, der ein Zustand sittlicher Verrücktheit ist, — ein Zustand, worin selbst der Mörder sich für einen Rächer der Tugend hält. „Fulvius", fuhr sie mit erkünstelter Ruhe fort, indem sie ihm kühn in's

Gesicht sah, „ich bitte dich jetzt, zu gehen. Wenn du Geld willst, du sollst es haben; aber gehe um des Himmels willen, ehe du dich durch deinen Zorn um den Verstand bringst.“

„Was für eine grundlose Einbildung meinst du?“ fragte Fulvius.

„Daß du wähnst, ich hätte an einem solchen Tage an Agnes' Reichthum denken, ich hätte mir ihren grausamen Tod irgendwie zu Nutze machen können.“

„Und doch ist dem also; ich weiß es aus dem Munde des Kaisers selbst, daß er dir das Vermögen überwiesen hat. Willst du mich glauben machen, dieser großmüthige und freigebige Fürst habe je einen Pfennig abgegeben, ohne durch Bitten oder Geschenke dazu bewogen worden zu sein?“

„Davon weiß ich nichts. Aber ich weiß, daß ich lieber Hungers gestorben wäre, als daß ich um einen Heller von solchem Gelde gebeten haben sollte.“

„Dann willst du mich also glauben machen, es sei in dieser Stadt irgend Jemand uneigennützig genug, unaufgefordert es für dich zu erbitten? Nein, nein, Fabiola, das ist Alles zu unglaublich. — Aber was ist das?“ Er griff hastig nach dem kaiserlichen Rescripte, welches noch da lag, wo Corvinus es niedergelegt hatte. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war derselbe, den Aeneas empfand, als er den Gürtel der Pallas auf dem Leibe des Turnus erblickte. Die Wuth, welche durch seine spitzfindigen Versuche, Fabiola ihrer Schuld zu überführen, etwas gedämpft war, loderte auf's Neue auf bei dem Anblicke dieses unglücklichen Documents. Er sah es einen Augenblick an, dann sagte er, vor Wuth mit den Zähnen knirschend:

„Jetzt, Fabiola, überweise ich dich der Niederträchtigkeit, der Habgier und der unnatürlichen Grausamkeit in einem weit höhern Grade, als du es gewagt hast, mir diese Verbrechen Schuld zu geben. Sieh dieses schön geschriebene Rescript an mit seinen goldenen Buchstaben und seinen Randverzierungen, und nun wage es, zu behaupten, es sei in der Einen Stunde geschrieben worden, welche zwischen dem Tode deiner Nichte und dem

Augenblicke verflossen ist, wo der Kaiser mir sagte, er habe es unterzeichnet? Und du wirst mir auch den großmüthigen Freund nicht zu nennen wissen, der das Geschenk für dich ausgewirkt hat. Bah! spätestens, als Agnes im Kerker war, als du über sie weintest und seufztest, als du mir meine Grausamkeit und Verrätherei gegen sie vorhieltest, mir, einem Fremden, der ihr fern stand, — da warest du, die sanfte Dame, die tugendhafte Philosophin, die liebende, zärtliche Verwandte, da warest du, die du mir so strenge Strafpredigten hieltest, kaltblütig mit dem Plane beschäftigt, dir mein Verbrechen zu Nutze zu machen, um dir ihr Vermögen zu verschaffen; da hattest du dir diesen geschickten Schreiber ausgesucht, um deine Habgier mit seinem Pinsel zu vergolden und deine Verrätherei gegen dein eigenes Fleisch und Blut mit seinem rothen Mennig zu übermalen!"

„Halt ein, Rasender, halt ein!" rief Fabiola aus, indem sie vergebens versuchte, seinem flammenden Blicke zu begegnen. Er fuhr noch wilder fort:

„Und nun, nachdem du mich so niederträchtig beraubt hast, bietest du mir Geld! Du hast meine Bemühungen glücklich vereitelt, und nun bemitleidest du mich! Du hast mich zum Bettler gemacht, und nun bietest du mir ein Almosen an — ein Almosen von meinem eigenen Verdienste, von dem Verdienste, welches selbst die Hölle ihren unseligen Opfern gönnt, so lange sie noch auf Erden sind!"

Fabiola erhob sich wieder; aber er packte sie wie ein Wahnsinniger und ließ sie nicht los. Er fuhr fort:

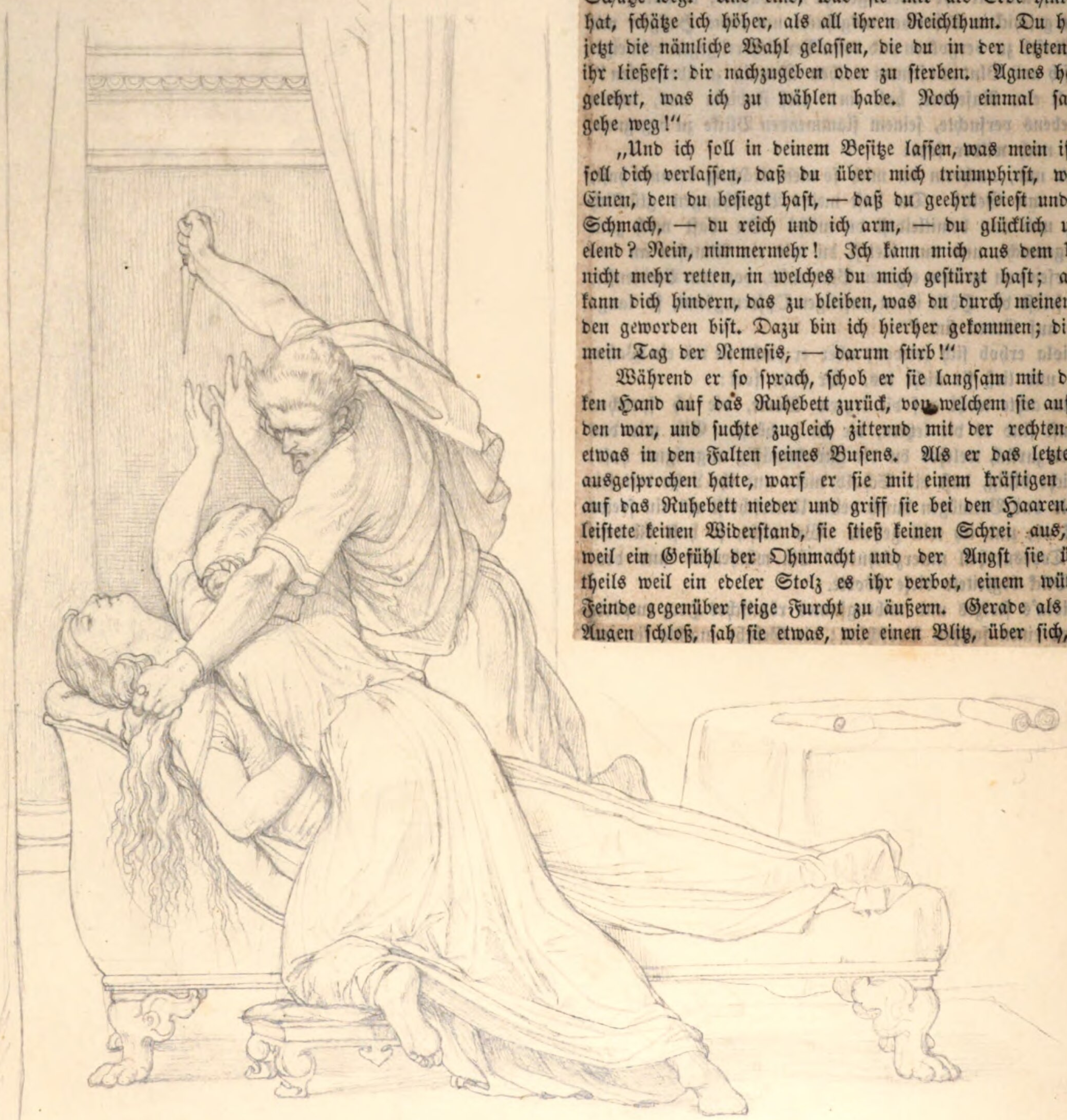
„Nun achte wohl auf die letzten Worte, die ich sprechen will; sonst sind es die letzten, die du je hörst. Gib mir das Vermögen zurück, welches du dir unrechtmäßig angeeignet hast: es ist nicht billig, daß die Schuld mein und ihr Lohn dein sei. Tritt mir das Vermögen durch deine Unterschrift als ein freies Geschenk ab, und ich will gehen. Wo nicht, so hast du dein eigenes Todesurtheil unterzeichnet!" Ein wüthender und drohender Blick begleitete diese Worte.

Fabiola's stolzes und unbeugsames römisches Herz empörte sich gegen einen solchen Vorschlag; die Gefahr machte sie nur

furchtlos. Sie zog ihr Gewand mit matronenhafter Würde an sich und antwortete: „Fulvius, nun höre meine Worte; sollten es auch die letzten sein, die ich je spreche, es sind sicher die letzten, welche du von mir hörst. Ich soll dir dieses Vermögen geben? Ich würde es gern dem ersten Aussätzigen geben, den ich auf der Straße treffe, — aber dir nie. Nie sollst du etwas berühren, was jenem heiligen Mädchen gehört hat, keinen Edelstein und keinen Strohhalm! Eine solche Berührung wäre Befleckung. Nimm von meinem Golde, wenn du willst; aber was je ihr gehört hat, das gebe ich für keine Schätze weg. Und eins, was sie mir als Erbe hinterlassen hat, schätze ich höher, als all ihren Reichthum. Du hast mir jetzt die nämliche Wahl gelassen, die du in der letzten Nacht ihr ließest: dir nachzugeben oder zu sterben. Agnes hat mich gelehrt, was ich zu wählen habe. Noch einmal sage ich, gehe weg!"

„Und ich soll in deinem Besitze lassen, was mein ist? Ich soll dich verlassen, daß du über mich triumphirst, wie über Einen, den du besiegt hast, — daß du geehrt seiest und ich in Schmach, — du reich und ich arm, — du glücklich und ich elend? Nein, nimmermehr! Ich kann mich aus dem Unglück nicht mehr retten, in welches du mich gestürzt hast; aber ich kann dich hindern, das zu bleiben, was du durch meinen Schaden geworden bist. Dazu bin ich hierher gekommen; dieses ist mein Tag der Nemesis, — darum stirb!"

Während er so sprach, schob er sie langsam mit der linken Hand auf das Ruhebett zurück, von welchem sie aufgestanden war, und suchte zugleich zitternd mit der rechten Hand etwas in den Falten seines Busens. Als er das letzte Wort ausgesprochen hatte, warf er sie mit einem kräftigen Stoße auf das Ruhebett nieder und griff sie bei den Haaren. Sie leistete keinen Widerstand, sie stieß keinen Schrei aus, theils weil ein Gefühl der Ohnmacht und der Angst sie überfiel, theils weil ein edeler Stolz es ihr verbot, einem wüthenden Feinde gegenüber feige Furcht zu äußern. Gerade als sie die Augen schloß, sah sie etwas, wie einen Blitz, über sich, — sie



wußte nicht, war es sein flammendes Auge oder glänzender Stahl.

In dem nächsten Augenblicke fühlte sie sich niedergedrückt und erstickt, als wäre eine schwere Last auf sie niedergefallen, und ein heißer Strom floß über ihren Busen.

Eine sanfte flehende Stimme klang in ihr Ohr: „Halt ein, Orontius; ich bin deine Schwester Mirjam!"

Fulvius antwortete mit einer von Wuth erstickten Stimme: „Das ist nicht wahr. Laß mir meine Beute!"

Es wurden leise noch einige Worte in einer Sprache gesprochen, die Fabiola nicht kannte. Dann fühlte sie, daß ihre Haare losgelassen wurden, und hörte wie der Dolch auf den Boden geworfen wurde und wie Fulvius mit dem bittern Ausrufe: „O Christus, das ist deine Nemesis!" — aus dem Gemache eilte.

Fabiola erholte sich; aber sie fühlte, wie die Last, die auf ihr lag, schwerer wurde. Sie machte sich mit einiger Anstrengung frei: ein anderer Leib lag an ihrer Stelle, mit Blut bedeckt, allem Anscheine nach todt.

Es war die treue Syra, welche sich zwischen das Leben ihrer Gebieterin und den Dolch ihres Bruders geworfen hatte.

Einunddreißigstes Capitel.

Der Priester und Arzt.

ΔΙΟΝΥϹΙΟΥ
ΙΑΤΡΟΥ
ΠΡΕϹΒΥΤΕΡΟΥ [1]

Die Gedanken, welche dieser Vorfall natürlich in Fabiola's edelem Herzen hätte hervorrufen müssen, wurden einige Zeit

[1] „(Das Grab) des Dionysius, des Arztes (und) Priesters." Die Inschrift ist kürzlich beim Eingange der Krypta des heiligen Cornelius im Cömeterium des Kallistus gefunden worden.

durch die Anforderungen des Augenblicks unterdrückt. Ihre erste Sorge war, das fließende Blut mit dem, was ihr zunächst zur Hand war, zu stillen. Während sie damit beschäftigt war, kam die Dienerschaft in's Zimmer geeilt. Dem einfältigen Pförtner war es umheimlich geworden, als Fulvius (der Leser hat jetzt seinen wahren Namen gehört) so lange drinnen blieb. Da sah er ihn wie einen Wahnsinnigen aus der Thüre eilen; er meinte auch, er hätte Blutflecken auf seinen Kleidern bemerkt. Er machte nun gleich Lärm.

Fabiola gebot durch einen Wink der Dienerschaft, an der Thüre stehen zu bleiben, und ließ nur Euphrosyne und Graja eintreten. Diese Letztere hatte sich, seit die schwarze Sklavin aus dem Hause war, mehr an Syra (wie wir sie noch nennen müssen) angeschlossen und hatte sehr gelehrig auf ihre sittlichen Unterweisungen gehört. — Es wurde gleich ein Sklave zu dem Arzte geschickt, welcher Syra schon früher während einer Krankheit besucht hatte, — zu Dionysius, welcher, wie wir schon gehört haben, im Hause der Agnes wohnte.

Mittlerweile war Fabiola hoch erfreut, als sie bemerkte, daß das Blut so schnell gestillt wurde, und noch mehr, als sie sah, daß die Sklavin, wenn auch nur für einen Augenblick, die Augen aufschlug und sie ansah. Sie hätte für keine Schätze das süße Lächeln vertauscht, welches diesen Blick begleitete.

Nach einigen Minuten kam der Arzt. Er untersuchte die Wunde sorgfältig und erklärte, sie sei für den Augenblick nicht gefährlich. Der Stoß hätte, wie er gezielt war, gerade Fabiola's Herz treffen müssen. Aber die treue Syra hatte sich trotz des Verbotes den ganzen Tag heimlich in der Nähe ihrer Gebieterin aufgehalten; sie wollte nicht zudringlich sein, aber sie hätte gern jede Gelegenheit, die sich darbieten konnte, benutzt, um die guten Eindrücke der Gnade zu fördern, welche die Scenen des Morgens unfehlbar hervorbringen mußten. Sie war in einem nahen Zimmer, als sie heftige Worte hörte, von einer ihr nur zu bekannten Stimme gesprochen; sie eilte geräuschlos herbei und stellte sich vor den Vorhang, welcher vor der Thüre von Fabiola's Gemach hing. Da stand sie

im Dunkeln auf derselben Stelle, wo Agnes sie vor einigen Monaten getröstet hatte.

Sie war noch nicht lange da, als der letzte Kampf begann. Während Fulvius ihre Gebieterin niederwarf, stellte sie sich nahe hinter ihn, und als er den Arm aufhob, trat sie hervor und warf sich über sein Opfer hin. Der Stoß wurde dadurch, daß sie seinen Arm berührt hatte, von seiner Richtung abgelenkt und traf ihren Nacken, dem er eine tiefe Wunde beibrachte; er wurde jedoch dadurch aufgehalten, daß er das Schlüsselbein traf. Wir brauchen nicht zu sagen, was es sie kostete, dieses Opfer zu bringen. Die Furcht vor dem Schmerze oder die Furcht vor dem Tode hatte sie keinen Augenblick abgeschreckt; aber die Furcht, auf ihres Bruders Stirn das Kains-Mal zu drücken, ihn züm doppelten Brudermörder zu machen, ängstigte sie schrecklich. Aber sie hatte ja ihr Leben für ihre Gebieterin Gott aufgeopfert. Mit dem Mörder zu ringen, wäre nutzlos gewesen; sie kannte seine Kraft und Gewandtheit; Lärm zu machen, ehe der Todesstoß ihre Gebieterin getroffen, war unmöglich; und es blieb ihr nichts Anderes übrig, als ihre Aufopferung zu vollbringen, dadurch, daß sie für das Opfer ihres Bruders eintrat. Indeß wünschte sie doch, ihm die Ausführung seines Verbrechens zu ersparen, und dabei offenbarte sie Fabiola ihre Verwandtschaft und ihren wahren Namen. In seiner Wuth wollte er ihr nicht glauben; aber sie sagte in ihrer Muttersprache zu ihm: „Denke an mein Tuch, welches du von hier mitgenommen!“ Dadurch rief sie ihm ein so furchtbares Familien-Ereigniß in's Gedächtniß zurück, daß er, wenn sich in diesem Augenblicke ein Schlund vor seinen Füßen aufgethan hätte, hineingesprungen sein würde, um seine Scham und seine Gewissensangst zu begraben. Merkwürdiger Weise hatte er diese Familien-Reliquie nie in Eurotas' Hände kommen lassen; seit sie wieder in seinen Besitz gelangt war, hatte er sie stets wie ein Heiligthum verwahrt. Als Alles eingepackt wurde, hatte er das Tuch zusammengefaltet und in den Busen gesteckt, und jetzt hatte er es, als er seinen Dolch suchte, mit herausgezogen; beide fand man auf dem Boden.

Dionysius verband die Wunde und brachte Syra durch geeignete Mittel wieder zum Bewußtsein. Darauf empfahl er, man solle sie ganz in Ruhe und möglichst wenige Personen zu ihr lassen, um alle Aufregung zu verhüten; dann solle man mit der Anwendung der Mittel, die er angab, bis Mitternacht fortfahren. „Ich komme morgen ganz früh wieder", fügte er bei, „und muß dann meine Patientin allein sehen." Er flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, welche ihr mehr zu helfen schienen, als alle Arzneien; denn ihr Gesicht strahlte von einem engelgleichen Lächeln.

Fabiola ließ sie in ihr eigenes Bett bringen, befahl ihren beiden Dienerinnen, in dem anstoßenden Zimmer zu bleiben, und behielt sich selbst das Recht vor, — so sah sie es an, — die Sklavin zu verpflegen, gegen welche sie vor einigen Monaten kaum Dankbarkeit gefühlt hatte, als sie selbst von ihr während ihrer Krankheit war verpflegt worden. Sie hatte den Andern erzählt, wie Syra ihre Wunde erhalten; von der Verwandtschaft des Mörders mit ihrer Befreierin hatte sie aber nichts gesagt.

Wiewohl selbst sehr erschöpft und fast fieberkrank, wollte sie doch das Bett der Kranken nicht verlassen. Als Mitternacht vorüber und also keine weitere Pflege mehr nöthig war, legte sie sich auf ein niedriges Polster neben dem Bette, um zu schlafen. Was waren es nun für Gedanken, denen sie in dem Dämmerlichte des Krankenzimmers Geist und Herz öffnete? Sie waren einfach und innig. Sie sah jetzt auf einmal die Wirklichkeit und Wahrheit von Allem, was ihre Sklavin ihr je gesagt hatte. Bei ihrer letzten Unterhaltung kamen ihr die Grundsätze, welche sie mit Entzücken aussprechen hörte, ganz unausführbar vor, als schöne Theorien, die aber nie verwirklicht werden könnten. Als Mirjam von einer Tugend sprach, welche kein Lob und keinen Lohn von Menschen erwarten könne, die nur von Gottes Auge gesehen werde, da hatte sie diese Idee bewundert, welche auf ihr edeles Gemüth einen tiefen Eindruck machte; aber es widerstrebte ihr, dieselbe als eine Regel für ihr Benehmen zu jeder Stunde anzuerkennen.

Und doch, wenn der Dolchstoß Mirjam's Todesstoß gewesen wäre, was er ja leicht hätte werden können, — was für einen Lohn hätte sie für ihre That gefunden? Was anders konnte sie also zu dieser That angetrieben haben, als gerade diese Theorie von einer allsehenden und vergeltenden unsichtbaren Macht?

Und als Mirjam davon gesprochen hatte, daß die Tugend immer nach dem Heroismus streben müsse, wie chimärisch war ihr der Grundsatz vorgekommen! Und doch hatte hier ohne Vorbereitung, ohne Ueberlegung, ohne Aufregung, ohne Aussicht auf Ruhm, ja mit dem offenbaren Bestreben, verborgen zu bleiben, — eine Sklavin eine That der Selbstaufopferung vollbracht, die in jeder Hinsicht heroisch war. Wie war das möglich, wenn sie nicht eine stets heroische Tugend besaß, die zu jeder Stunde bereit war, zu thuen, was den Namen eines Kriegers auf ewig glorreich gemacht hätte? Syra war also keine Träumerin, sie hatte nicht bloße Theorien, sondern es war ihr Ernst und sie übte wirklich Alles, was sie lehrte. Konnte das eine Philosophie sein? O nein, es mußte eine Religion sein, die Religion der Agnes und des Sebastianus, denen sie Mirjam in jeder Hinsicht gleichstellte. Wie sehnlich verlangte sie danach, wieder mit ihr zu sprechen!

Der Arzt kam, wie er versprochen, frühmorgens wieder und fand seine Patientin viel besser. Er bat, man möge ihn mit ihr allein lassen; dann breitete er ein leinenes Tuch auf dem Tische aus, stellte brennende Kerzen darauf und nahm aus seinem Busen ein gesticktes Tuch, aus welchem er ein goldenes Gefäß hervorzog, dessen heiligen Inhalt die Kranke wohl kannte. Er trat zu ihr und sagte:

„Mein liebes Kind, wie ich dir versprochen, habe ich dir jetzt nicht nur das beste Heilmittel für alle Krankheiten des Leibes und der Seele gebracht, sondern den Arzt selbst, welcher durch Sein Wort alle Dinge wiederherstellt,[1]) Dessen Berührung die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben öffnet, Dessen Wille die Aussätzigen reinigt, Dessen Kleid

[1]) „Qui verbo suo instaurat universa." Das Brevier.

eine Kraft ausströmt, die Alle heilt. Bist du bereit, Ihn zu empfangen?"

„Von ganzem Herzen", antwortete sie, die Hände faltend, „sehne ich mich, Ihn zu besitzen, Den allein ich geliebt, an Den ich geglaubt habe, Dem mein Herz gehört."

„Ist in deiner Seele kein Zorn oder Unwille gegen den, welcher dich verwundet hat? Steigt in deinem Herzen kein Stolz oder keine Eitelkeit auf bei dem Gedanken an das, was du gethan hast? Oder bist du dir eines andern Fehlers bewußt, welcher des demüthigen Bekenntnisses und der Lossprechung bedarf, bevor du die heilige Gabe in dein Herz aufnimmst?"

„Ich weiß, daß ich voll Unvollkommenheiten und Fehler bin, ehrwürdiger Vater; aber ich habe mich keiner bewußten Sünde anzuklagen. Ich brauche dem nicht zu vergeben, den du erwähnt hast; ich liebe ihn dafür zu sehr und ich würde gern mein Leben hingeben, um ihn zu retten. Und worauf könnte ich stolz sein, eine arme Magd, die ich nur gethan habe, was mein Herr gebietet?"

„Lade Ihn also ein, mein Kind, in dein Haus, daß Er komme und dich heile und dich erfülle mit Seiner Gnade."

Er trat an den Tisch und nahm eine Partikel der heiligen Eucharistie in der Gestalt von ungesäuertem Brode, welches er mit Wasser befeuchtete und auf ihre Zunge legte.[1]) Sie verschloß den Mund und verweilte einige Zeit in stiller Betrachtung.

So übte der heilige Dionysius sein doppeltes Amt als Arzt und Priester, welches seine Grabschrift erwähnt.

---

[1]) Eusebius erwähnt in seinem Berichte über Serapion, daß in dieser Weise, ohne den Kelch oder unter nur Einer Gestalt, den Kranken die heilige Communion gereicht wurde.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Das Opfer wird angenommen.

Den ganzen Tag über schien die Kranke mit tiefen, aber lieblichen Gedanken beschäftigt zu sein. Fabiola, welche sie stets nur auf einige Augenblicke verließ, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, beobachtete ihre Züge mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Freude. Es war, als wenn der Geist ihrer Sklavin den sie umgebenden Gegenständen entrückt wäre und in einer ganz andern Sphäre weilte. Bald strahlte ein Lächeln, wie Sonnenschein, in ihren Zügen; bald zitterte eine Thräne in ihrem Auge oder floß über ihre Wange; bald sah sie mit den Augen längere Zeit nach oben und ein ungetrübtes Glück drückte sich in ihren Mienen aus; bald wandte sie sich mit einem unbeschreiblich zärtlichen Blicke zu ihrer Gebieterin und reichte ihr die Hand. So konnte Fabiola Stunden lang vor ihr sitzen, ohne ein Wort zu sprechen, was der Arzt noch untersagt hatte. Sie rechnete es sich zur Ehre an und es war ihr wohlthuend, einem solchen Wesen nahe zu sein.

Endlich sagte sie im Laufe des Tages, als sie der Kranken einige Erfrischungen gereicht hatte, lächelnd: „Ich meine, du befindest dich schon viel besser, Mirjam. Dein Arzt muß dir eine wundervolle Arznei gegeben haben."

„Das hat er auch, meine liebe Gebieterin."

Fabiola war offenbar schmerzlich bewegt; sie beugte sich über die Kranke hin und sagte sanft: „Ich bitte dich, nenne mich nicht Gebieterin; — eher sollte ich dich so nennen. Aber der Name trifft auch nicht mehr zu; denn was ich längst beabsichtigt habe, das ist jetzt ausgeführt; ich habe befohlen, die Urkunde deiner Freilassung auszufertigen, und zwar sollst du nicht als Freigelassene, sondern als Ingenua (Freigeborene) — denn ich weiß, das bist du — für frei erklärt werden."[1])

[1]) Personen, welche aus der Sklaverei entlassen waren, wurden fortan als „Freigelassene" (libertus, liberta) dessen bezeichnet, dessen Sklaven sie gewesen waren; z. B. „Freigelassene des Augustus." Hatten sie aber früher dem Stande der Freien angehört, so wurden sie als ingenuus oder ingenua (freigeboren, wohlgeboren) freigelassen und durch die Emancipation in jenen Stand zurückversetzt.

Mirjam dankte ihr durch einen freundlichen Blick, um sie nicht zu kränken; und Beide schwiegen wieder und waren glücklich.

Gegen Abend kam Dionysius zurück und fand die Kranke bedeutend besser. Er verordnete ihr kräftigere Speisen und gestattete eine kurze ruhige Unterhaltung.

„Ich muß jetzt“, sagte Fabiola, sobald sie allein waren, „die erste Pflicht erfüllen, zu deren Erfüllung mein Herz mich drängt, die Pflicht, dir zu danken — ich wollte, ich wüßte ein stärkeres Wort — nicht für das Leben, welches du mir gerettet, sondern für das hochherzige Opfer, welches du dafür gebracht hast, und — laß mich das beifügen — für das unerreichbare Beispiel der heroischen Tugend, die allein dich dazu angetrieben hat.“

„Aber was habe ich denn anders gethan, als meine einfache Pflicht? Du hattest ein Recht, mein Leben selbst für etwas Geringeres, als die Rettung des deinigen, zu verlangen“, antwortete Mirjam.

„Ohne Zweifel“, antwortete Fabiola, „ist das deine Ansicht, da du in der Befolgung jener Lehre geübt bist, welche mir so erstaunlich vorkam, der Lehre, daß selbst heroische Handlungen als die Erfüllung gewöhnlicher Pflichten anzusehen seien.“

„Und daß sie demnach aufhören“, fügte Mirjam bei, „den Namen zu verdienen, womit du sie bezeichnet hast.“

„Nein, nein“, rief Fabiola lebhaft aus; „versuche nicht, mich gemein und verächtlich in meinen eigenen Augen zu machen, indem du mich lehrst, das zu unterschätzen, was ich nur loben kann als eine unvergleichlich tugendhafte Handlung. Seit ich Zeuge derselben war, habe ich Tag und Nacht darüber nachgedacht, und mein Herz hat sich danach gesehnt, mit dir darüber zu sprechen, und selbst jetzt wage ich es kaum, um nicht durch meine starken Gefühle dir bei deiner jetzigen Schwäche zu schaden. Deine That war edel, sie war groß, sie war über jedes Lob erhaben; ich weiß freilich, du verlangst kein Lob. Ich sehe nicht, wie die Erhabenheit der That noch

hätte gesteigert werden können, oder wie die menschliche Tugend noch eine höhere Stufe erreichen könnte."

Mirjam, welche jetzt in ihrem Bette aufrecht saß, nahm Fabiola's Hand in ihre beiden Hände, sah sie an und sagte mit sanfter und milder, aber ernster Stimme: „Gute und freundliche Dame, höre mich einen Augenblick an. Ich will nicht das herabsetzen, was du so gütig bist zu schätzen; denn das hörst du nicht gern. Aber um dir zu zeigen, wie weit wir noch hinter dem zurückstehen, was wir hätten thuen können, will ich dir eine Scene vorführen, welche der unserigen parallel, in der aber Alles umgekehrt ist. Denke dir, nicht eine edelgesinnte Dame, sondern ein S k l a v e sei in Lebensgefahr — verzeihe mir, liebe Fabiola: ich lese in deinem Gesichte, das Wort kränkt dich, aber ich will jetzt das letzte Mal davon reden, — also ein Sklave, der undankbar und widersetzlich gegen den gütigsten und großmüthigsten Herrn gewesen ist. Denke dir weiter, der Todesstreich drohe ihm nicht von einem Meuchelmörder, sondern von dem Diener der Gerechtigkeit. Wie würdest du die That nennen, wie würdest du den Herrn ansehen, wenn er aus reiner Liebe und um jenen Elenden zu retten, sein eigenes Haupt auf den Block legte, ja vorher auch noch die schmähliche Geißelung erduldete und ein Testament hinterließe, worin er jenen Sklaven zum Erben seiner Titel und seines Vermögens einsetzte und wünschte, man möge den Sklaven als seinen Bruder ansehen?"

„O Mirjam, Mirjam! Du hast ein Bild entworfen, welches zu erhaben ist, als daß es bei einem Menschen glaublich wäre. Deine That wird dadurch nicht in Schatten gestellt; denn ich sprach von m e n s c h l i c h e r Tugend. Zu einer That, wie du sie jetzt geschildert hast, würde, wenn sie möglich wäre, die Tugend eines Gottes gehören."

Mirjam drückte die gefalteten Hände auf den Busen, sah Fabiola mit einem Blicke voll himmlischer Begeisterung an und sagte sanft und feierlich: „U n d J e s u s C h r i s t u s, w e l c h e r d a s A l l e s f ü r d e n M e n s c h e n g e t h a n h a t, w a r w a h r h a f t G o t t."

Fabiola bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schwieg lange. Mirjam betete inbrünstig in ihrem ruhigen Herzen.

„Mirjam, ich danke dir von ganzem Herzen", sagte endlich Fabiola; „du hast dein Versprechen erfüllt, mich dahin führen zu wollen, wo mein Herz Ruhe finden würde. Nur war ich eine Zeit lang besorgt, du möchtest keine Christin sein; aber das war ja nicht möglich. — Nun sage mir, sind diese erhabenen, aber süßen Worte, die du eben ausgesprochen hast, und die so tief, so still und so unwiderruflich in mein Herz eingesenkt sind, wie ein Goldstück, welches auf die Oberfläche des bewegten Meeres fällt, bis in seine stillsten Tiefen hinabsinkt, — sind diese Worte nur ein Theil des christlichen Systems oder das wesentliche Princip desselben?"

„Von einer einfachen Allegorie aus, theuere Dame, hat dein kräftiger Geist gleich den Schlüssel unserer ganzen Lehre erfaßt, und die wesentlichsten und wichtigsten Glaubenssätze des Christenthums in Einen Gedanken zusammengefaßt. Daß der Mensch, Gottes Geschöpf und Knecht, sich gegen seinen Herrn auflehnte; daß die unwiderstehliche Gerechtigkeit ihn verurtheilt hatte und ihn verfolgte; daß dieser nämliche Herr „,Knechtsgestalt annahm und im Aeußern gleich einem Menschen erfunden ward;'"[1]) daß Er in dieser Gestalt Geißelstreiche, Faustschläge, Verhöhnung und einen schmählichen Tod erduldete, — „,der Gekreuzigte'" wurde, wie man Ihn hier nennt, und daß Er dadurch den Menschen vom Verderben erlöste und ihm Antheil gab an Seinen eigenen Schätzen und an Seinem Reiche: das Alles ist in den Worten zusammengefaßt, die ich gesprochen habe. Und du hast ganz richtig geschlossen: nur Gott konnte ein so göttliches Werk vollbringen und ein so erhabenes Sühnopfer darbringen."

Fabiola schwieg nachsinnend einige Zeit; dann fragte sie schüchtern: „Dachtest du hieran, als du in Campanien sagtest, nur Gott könne ein Gottes würdiges Opfer sein?"

„Ja; aber ich meinte außerdem die Fortsetzung dieses

[1]) Phil. 2, 7.

Opfers, die auch noch in unsern Tagen kraft einer wundervollen Anordnung einer allmächtigen Liebe stattfindet. Indeß darüber darf ich jetzt noch nicht reden."

Fabiola fuhr fort: „Ich sehe jeden Augenblick besser ein, wie Alles, was du je zu mir gesagt hast, zusammenhängt und zusammen paßt, gleich den Theilen einer Pflanze, welche alle einer aus dem andern hervorgehen. Ich meinte, diese Pflanze trage nur die lieblichen Blühen einer schönen Theorie; du hast mir durch dein Handeln gezeigt, wie diese Blüthen zu süßen und nahrhaften Früchten reifen können. Es ist mir, als fände ich in der Lehre, welche du mir eben auseinandergesetzt hast, den edeln Stamm, aus welchem alle andern, bis zu eben dieser Frucht, hervorwachsen. Denn wer möchte sich weigern, das für einen Andern zu thuen, was viel geringer ist, als das, was Gott für ihn gethan hat? Aber, Mirjam, es muß eine tiefe und unsichtbare Wurzel geben, aus welcher dieses Alles hervorsprießt, die vielleicht so dunkel ist, daß sie nicht geschaut, so tief, daß sie nicht erreicht, so verwickelt, daß sie durch keines Menschen Macht entwirrt werden kann, — die aber vielleicht einfach ist für ein demüthig vertrauendes Gemüth. Sie müßte, — wenn ich bei meiner jetzigen Unwissenheit davon reden darf — sie müßte groß genug sein, um die ganze Natur zu umfassen, reich genug, die Schöpfung mit Allem, was gut und vollkommen ist, zu erfüllen, stark genug, jenen edeln Baum wachsen zu machen, bis seine Spitze über die Sterne empor reicht und seine Aeste die Enden der Erde überschatten. Ich meine die Idee jenes Gottes, den du mich fürchten gelehrt hast, als du zu mir als Philosophin von Ihm redetest und Ihn als den allgegenwärtigen Beobachter und Richter schildertest; den du mich aber gewiß auch lieben lehren wirst, wenn du Ihn mir als Christin darstellst, als die Wurzel und den Ursprung so maßloser Huld und Liebe. Ohne irgend ein tiefes Geheimniß in Seinem Wesen, welches mir noch unbekannt ist, kann ich jene wundervolle Lehre von der Erlösung des Menschen nicht vollkommen verstehen."

„Fabiola“, antwortete Mirjam, „bessere Lehrer, als ich bin, sollten den Unterricht einer so begabten und scharfsinnigen Dame übernehmen. Aber wirst du mir glauben, wenn ich versuche, dir einige Erläuterungen zu geben?“

„Mirjam“, erwiderte Fabiola mit starker Betonung, „wer bereit ist für einen Andern zu sterben, wird ihn gewiß nicht täuschen.“

„Jetzt“, sagte die Kranke lächelnd, „hast du wieder ein wichtiges Princip erfaßt, das des Glaubens. Ich will darum nur einfach erzählen, was Jesus Christus, welcher in Wahrheit für uns gestorben ist, uns gelehrt hat. Du wirst meinem Worte nur glauben, als dem einer glaubwürdigen Zeugin; du wirst aber Sein Wort annehmen, als das eines unfehlbaren Gottes.“

Fabiola senkte das Haupt und hörte ehrfurchtsvoll derjenigen zu, welche sie längst als Lehrerin einer aus irgend einer unbekannten Schule stammenden Weisheit geschätzt hatte, welche sie aber jetzt fast als einen Engel verehrte, der ihr die Schleusen des ewigen Oceans öffnen könnte, dessen Wasser die unergründliche Weisheit ist, welche die Erde überfluthet.

Mirjam erklärte in den einfachen Ausdrücken der katholischen Dogmen die erhabene Lehre von der Dreieinigkeit; dann, nachdem sie den Fall des Menschen erzählt hatte, das Geheimniß der Menschwerdung; sie berichtete in den Worten des h. Johannes die Geschichte des ewigen Wortes, bis Es Fleisch wurde und unter den Menschen wohnte. Oft unterbrach sie ihre Schülerin mit Ausdrücken der Bewunderung oder Zustimmung, nie mit einem Zweifel oder Bedenken. Die Philosophie war der Religion gewichen, die Zweifelsucht der Gelehrigkeit, der Unglaube dem Glauben.

Aber nun schien sich ein trauriges Gefühl in Fabiola's Herz eingeschlichen zu haben; Mirjam las es in ihren Blicken und fragte nach der Ursache.

„Ich wage es kaum zu sagen“, antwortete sie; „aber Alles, was du gesagt hast, ist so schön, so göttlich, daß es mir

scheint, als könnte es hier noch nicht endigen. Das Wort (welch' ein erhabener Name!) das heißt, der Ausdruck der Liebe Gottes, der Abglanz Seiner Weisheit, der Träger Seiner Macht, ja der Athem Seines lebengebenden Lebens, welches Er selbst ist, wird Fleisch. Wer soll Gott die menschliche Natur geben? Soll Er sie aus der verworfenen, befleckten Menschheit annehmen, oder soll eine neue menschliche Natur eigens für ihn geschaffen werden? Soll Er von Vater und Mutter gleichsam einen doppelten Strom des Verderbnisses in Sich aufnehmen? Und wird irgend Einer auf Erden kühn und erhaben genug sein, sich Seinen Vater zu nennen?"

„Nein", flüsterte Mirjam sanft; „aber es sollte Eine heilig genug und demüthig genug sein, um würdig zu sein, Seine Mutter genannt zu werden. Fast 800 Jahre, bevor der Sohn Gottes in die Welt kam, redete ein Prophet und zeichnete seine Worte auf und legte das Buch in die Hände der Juden, der hartnäckigen Feinde Christi; und seine Worte waren folgende: „„Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und Sein Name wird genannt werden Emmanuel"", [1]) was in der hebräischen Sprache „„Gott mit uns"", das heißt, mit den Menschen, bedeutet. Diese Weissagung wurde erfüllt in der Empfängniß und Geburt des Sohnes Gottes auf Erden."

„Und wer war sie?" fragte Fabiola ehrfurchtsvoll.

„Ihr Name wird gebenedeit von Allen, die ihren Sohn wahrhaft lieben. Maria ist der Name, unter welchem du sie kennen lernen wirst; „„Mirjam"", wie sie in ihrer eigenen Muttersprache heißt, ist der Name, unter welchem ich sie verehre. Du kannst dir vorstellen, daß sie für eine so hohe Bestimmung wohl vorbereitet war durch Heiligkeit und Tugend, nicht als gereinigt, sondern als immer rein, nicht als befreit, sondern als bewahrt vor der Sünde. Der Strom des Verderbnisses, wovon du sprachst, fand vor ihr den Damm eines ewigen Rathschlusses, welcher nicht zulassen konnte, daß die Heiligkeit Gottes mit dem in Berührung käme, was sie nur

[1]) Isaias 7, 14.

sühnen konnte, wenn sie ihm fern blieb. Rein, wie das Blut Adam's, als der Hauch Gottes es durch seine Adern strömen ließ, — rein, wie das Fleisch Eva's, als es von der Hand des Allmächtigen aus der Seite des schlafenden Mannes genommen und geformt wurde, war das Blut und das Fleisch, welches der Geist Gottes zu der glorwürdigen Menschheit bildete, die Maria Jesus gab. — Und nachdem dieser herrliche Vorzug unserm Geschlechte zu Theil geworden ist, kannst du dich nicht wundern, daß Viele, wie die süße Agnes, diese unvergleichliche Jungfrau zum Vorbilde ihres Lebens gewählt, in ihr, die Gott so auserwählt hat, das Muster aller Tugenden gefunden und lieber, als daß sie sich, selbst durch das zarteste Band, an die Räder dieser Welt sollten ketten lassen, — gleich ihr aufwärts zu fliegen gesucht haben auf den Flügeln einer ungetheilten Liebe."

Nach einer Pause und einigem Nachsinnen fuhr Mirjam fort, die Geschichte der Geburt des Heilands, Seine demüthige Jugend, Sein thätiges und mühevolles öffentliches Leben und dann Sein schmachvolles Leiden zu erzählen. Oft wurde die Erzählung durch die Thränen und das Schluchzen ihrer aufmerksamen und lernbegierigen Schülerin unterbrochen.

Endlich war es Zeit geworden, daß Mirjam ruhte. Fabiola fragte sie schüchtern: „Bist du zu ermüdet, mir noch Eine Frage zu beantworten?"

„Nein", war die frohe Antwort.

„Welche Hoffnung", fragte Fabiola, „kann es für die geben, welche nicht sagen kann, daß sie unwissend war, denn sie meinte ja, Alles zu wissen; — ebensowenig, daß sie es vernachlässigt habe, zu lernen, denn sie rühmte sich einer großen Begierde nach allen Arten von Kenntnissen, — welche nur bekennen kann, daß sie die wahre Weisheit verschmäht und ihren Geber gelästert hat, — für die, welche sogar die Leiden und den Tod verspottet hat, welche ein Beweis der Liebe und das erlösende Opfer Dessen waren, Den sie höhnend „‚den Gekreuzigten'" genannt hat?" Ein Strom von Thränen machte es ihr unmöglich, weiter zu reden.

Mirjam wartete, bis der Strom zu dem sanftern Thau geworden war, welcher das Herz besänftigt; dann sagte sie mit milder, tröstender Stimme: „In den Tagen unseres Heilands lebte ein Weib, welches denselben Namen trug, wie Seine makellose Mutter. Aber sie hatte öffentlich gesündigt, und sich mit Vergehen befleckt, welche du, Fabiola, verabscheuen würdest. Sie wurde, wir wissen nicht wie, mit ihrem Erlöser bekannt; in dem Innersten ihres Herzens betrachtete sie nachdenklich Seine gnädige und herablassende Freundlichkeit gegen die Sünder und Seine wundervolle Barmherzigkeit gegen die Gefallenen. Diese Betrachtung erfüllte sie mit inniger Liebe. Sie liebte und liebte immer inbrünstiger; sie vergaß sich selbst und dachte nur daran, wie sie ihre Liebe an den Tag legen könnte, daß Er dadurch, wenn auch noch so wenig, geehrt und sie, wenn auch noch so tief, beschämt würde. Sie ging in das Haus eines reichen Mannes, wo der Herr zu Tische saß und wo man dem göttlichen Gaste die gewöhnlichen Gebräuche der Höflichkeit und Gastfreundschaft vorenthalten hatte, — in das Haus eines stolzen Mannes, welcher in dem Hochmuth seines Herzens die öffentliche Sünderin verachtete; sie erwies Dem, welchen sie liebte, die versäumten Aufmerksamkeiten und sie wurde, wie sie erwartet hatte, als zudringlich gescholten und verhöhnt.“

„Was that sie denn, Mirjam?“

„Sie kniete zu Seinen Füßen nieder, als Er zu Tische saß; sie benetzte dieselben mit ihren Thränen, sie trocknete sie mit ihrem üppigen Haare ab, sie küßte sie inbrünstig und sie salbte sie mit kostbaren Salben.“

„Und was war die Folge davon?“

„Jesus vertheidigte sie gegen die lieblosen Worte Seines Wirthes; Er sagte ihr, es sei ihr vergeben wegen ihrer Liebe, und Er entließ sie mit den tröstlichsten Worten.“

„Und was wurde aus ihr?“

„Als Er auf dem Calvarienberge gekreuzigt wurde, da ward zwei Frauen der Vorzug zu Theil, nahe bei Ihm zu stehen: Maria der Sündelosen und Maria der Büßerin, —

zum Zeichen, daß die makellose und die bereuende Liebe Hand in Hand gehen könnten neben Ihm, der gesagt hat, Er sei gekommen, nicht die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder zur Buße."

An diesem Abende wurde nichts weiter gesprochen. Mirjam, von der Anstrengung ermüdet, sank in einen ruhigen Schlaf. Fabiola saß neben ihr und ihr Herz war übervoll von der wundervollen Erzählung, die sie gehört. Sie sann darüber nach und sah immer besser ein, wie schön alle Theile dieser wunderbaren Lehre zusammenhingen. Wenn Mirjam bereit gewesen war, nach dem Beispiele ihres Erlösers für sie zu sterben, so war sie früher eben so bereit gewesen, ihr zu vergeben, als sie von ihr war beleidigt worden. Jeder Christ, das erkannte Fabiola, müsse ein Abbild, eine Darstellung seines Meisters sein; die Christin aber, welche so ruhig neben ihr schlummerte, war gewiß ein so vollkommenes Abbild jenes Musters, daß Fabiola in ihr wohl den Herrn selbst wie in einem Bilde erkennen konnte.

Als Mirjam nach einiger Zeit erwachte, sah sie ihre Gebieterin (denn die Urkunde ihrer Freilassung war noch nicht unterzeichnet) zu ihren Füßen knieen, wo sie unter Thränen und Schluchzen eingeschlafen war. Sie verstand gleich die volle Bedeutung und Verdienstlichkeit dieser Selbstverdemüthigung; sie weckte sie nicht, sondern dankte Gott von Herzen, daß ihr Opfer angenommen worden.

Als Fabiola erwachte, schlich sie sich nach ihrem Lager zurück, — wie sie meinte, unbemerkt. Es hatte ihr eine große Ueberwindung gekostet, diesen Act der Selbsterniedrigung zu vollbringen; aber sie hatte den Stolz ihres Herzens gründlich gedemüthigt, und sie fühlte nun zum ersten Male, daß ihr Herz christlich sei.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Mirjam's Geschichte.

Als Dionysius am andern Morgen kam, fand er die Kranke und ihre Pflegerin so heiter aussehend und vergnügt, daß er ihnen zu der guten Nachtruhe, die sie gehabt haben müßten, Glück wünschte. Beide lachten darüber, versicherten aber, es sei die glücklichste Nacht ihres Lebens gewesen. Dionysius staunte, bis Mirjam, Fabiola's Hand ergreifend, sagte: „Ehrwürdiger Priester Gottes, ich übergebe deiner väterlichen Sorge diese Katechumene, welche verlangt, in den Geheimnissen unseres heiligen Glaubens unterrichtet und wiedergeboren zu werden durch das Wasser des ewigen Heiles."

„Wie!" fragte Fabiola verwundert, „bist du mehr als ein Arzt?"

„Ja, mein Kind", antwortete der Greis; „wiewohl unwürdig, bekleide ich auch das höhere Amt eines Priesters in Gottes Kirche."

Fabiola kniete unverzüglich vor ihm nieder und küßte seine Hand. Der Priester legte seine rechte Hand auf ihr Haupt und sagte: „Sei getrost, meine Tochter; du bist nicht die Erste aus deinem Hause, welche Gott in Seine heilige Kirche führt. Vor vielen Jahren wurde ich von einer Sklavin, die jetzt nicht mehr lebt, auch hieher gerufen, scheinbar als Arzt, in Wahrheit aber, um die Gattin des Fabius einige Stunden vor ihrem Tode zu taufen."

„Meine Mutter!" rief Fabiola aus. „Sie starb gleich nach meiner Geburt. — Sie ist also als Christin gestorben?"

„Ja, und ich zweifle nicht daran, daß ihr Geist zur Seite deines Schutzengels all dein Leben lang dich umschwebt und dich unsichtbar geführt hat zu dieser seligen Stunde. Und vor dem Throne Gottes hat sie unablässig für dich gebetet."

Zehnfache Freude erfüllte die Herzen der beiden Freundinnen. Nachdem mit Dionysius über den Unterricht Fabiola's und ihre Vorbereitung zum Empfange der Taufe das Nöthige abgesprochen worden, trat sie zu Mirjam, ergriff ihre Hand und

sagte mit leiser, sanfter Stimme: „Mirjam, darf ich fortan dich Schwester nennen?“ Ein Druck der Hand war die einzige Antwort, welche Mirjam geben konnte.

Mit ihrer Gebieterin nahmen auch die alte Amme Euphrosyne und die griechische Sklavin an dem Unterrichte Theil, um am Charsamstag die Taufe zu empfangen. Noch Eine dürfen wir nicht vergessen, welche bereits unter die Zahl der Katechumenen aufgenommen war, — Emerentiana, der Agnes Milchschwester, welche Fabiola mit in ihr Haus genommen und bei sich behalten hatte; es war eine große Freude für sie, die flinke Botin zwischen dem Krankenzimmer und den übrigen Theilen des Hauses sein zu können.

Während ihrer Krankheit theilte Mirjam, so wie ihre Kräfte wieder zunahmen, Fabiola viele Einzelheiten über ihr früheres Leben mit. Da dieselben über das, was wir erzählt haben, einiges Licht verbreiten, so wollen wir ihre Geschichte im Zusammenhange hier einschalten.

Einige Jahre vor dem Beginne unserer Geschichte lebte in Antiochia ein Mann, welcher zwar nicht aus einer alten Familie stammte, aber reich war und sich in den vornehmsten Kreisen jener üppigen Stadt bewegte. Er machte großen Aufwand, und da er in der Verwaltung seines Vermögens nicht sehr aufmerksam war, gerieth er allmälig in Schulden. Er war mit einer sehr tugendhaften Dame verheirathet, welche heimlich eine Christin wurde, und dieses später auch mit Vorwissen und mit der ungern gegebenen Zustimmung ihres Mannes blieb. Bis dahin hatte sie die Erziehung ihrer beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, geleitet. Der Sohn, Orontius, — so genannt von dem schönen Strome, an welchem die Stadt liegt, — war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater zuerst die Religion seiner Gattin entdeckte. Er hatte von seiner Mutter Vieles von den Lehren des Christenthums kennen gelernt und mit ihr dem christlichen Gottesdienste beigewohnt, und von dieser Kenntniß des Christenthums machte er später einen so verderblichen Gebrauch. Er hatte aber nicht die mindeste Neigung, Christ zu werden, und wollte von der Vorbe-

reitung auf die Taufe nichts hören. Orontius war eigensinnig und verschlagen; er haßte jede Beschränkung seiner Leidenschaften und alle strengen Sittenvorschriften, sehnte sich nach weltlicher Ehre und nach dem ungestörten Genusse aller sinnlichen Freuden. Er erhielt eine feine Bildung, und außer der griechischen Sprache, die damals in Antiochia allgemein gesprochen wurde, sprach er auch, wie wir gesehen haben, flüssig und geläufig lateinisch, wiewohl mit einer etwas fremden Betonung, — während im Hause mit den Sklaven und oft im Kreise der Familie in der Landessprache gesprochen wurde. Orontius sah es nicht ungern, als sein Vater ihn der Aufsicht der Mutter enthob und darauf bestand, er solle bei der herrschenden und begünstigten Religion des Staates bleiben.

Um die Tochter, welche drei Jahre jünger war, kümmerte sich der Vater nicht so viel. Er hielt es für thöricht und unmännlich, sich viel Sorge wegen der Religion zu machen; die Religion zu ändern oder die Religion des Staates zu verlassen, sah er als ein Zeichen von Schwäche an; aber Weibern, meinte er, welche mehr unter dem Einfluß der Phantasie und des Gefühls ständen, könne man dergleichen Launen durchgehen lassen. Darum gestattete er seiner Tochter Mirjam — der Name war syrisch, da die Mutter aus einer reichen Familie zu Edessa stammte — die freie Uebung ihres neuen Glaubens. Sie wurde neben ihrer hohen geistigen Ausbildung ein Muster der Tugend, blieb aber immer einfach und anspruchlos. Es war dies eine Zeit, in welcher die Stadt Antiochia wegen der Gelehrsamkeit ihrer Philosophen berühmt war, von denen Einige ausgezeichnete Christen waren.

Einige Jahre später, als der Sohn herangewachsen und sein schlimmer Charakter deutlich genug hervorgetreten war, starb die Mutter. Vor ihrem Tode erkannte sie die schlimmen Vermögensverhältnisse ihres Gatten, und damit ihre Tochter nicht durch seine schlechte Verwaltung oder durch ihres Sohnes verderblichen Eigennutz und Ehrgeiz in Noth gerathen könnte, verfügte sie über ihr eigenes bedeutendes Vermögen zu Gunsten Mirjam's in einer solchen Weise, daß es gegen die Hab-

sucht Beider gesichert war. Trotz aller Zureden und Intriguen ließ sie sich nicht dazu bestimmen, über das Vermögen anders zu verfügen, und auf ihrem Sterbebette machte sie es ihrer Tochter unter andern mütterlichen Ermahnungen zur Pflicht, daß sie später, wenn sie großjährig geworden, in keine Abänderung ihrer Bestimmungen einwilligen wolle.

Die Verhältnisse gestalteten sich immer schlimmer; die Gläubiger drängten; es waren schon Besitzungen leichtsinnig verkauft worden: da erschien eine mysteriöse Person, Namens Eurotas, in der Familie. Niemand als der Vater schien ihn zu kennen, und dieser sah ihn offenbar als einen Solchen an, der zugleich ein Segen und ein Fluch, ein Retter und ein Verderber für die Familie sei.

Der Leser kennt Eurotas' eigene Enthüllungen; es genügt, wenn wir Folgendes hinzufügen. Er war der ältere Bruder; aber wohl einsehend, daß er wegen seines rauhen, finstern und unheimlichen Charakters nicht geeignet sei, als Haupt der Familie ihr Vermögen ruhig zu verwalten, und von dem hochfahrenden Ehrgeiz getrieben, sein Haus noch reicher und mächtiger zu machen, nahm er nur eine mäßige Geldsumme und verschwand. Er ließ sich in kühne Handels-Unternehmungen im innern Asien ein, drang bis Indien und China vor und kam nun nach jahrelanger Abwesenheit zurück mit einem bedeutenden Vermögen und einer Sammlung von seltenen Edelsteinen, welche seinem Neffen auf seiner kurzen Laufbahn in der Welt von Nutzen waren, ihn aber zu Rom in's Verderben stürzten.

Eurotas hatte gehofft, zu Hause eine reiche Familie zu finden und ihren Glanz durch seine Reichthümer vermehren zu können; statt dessen fand er sein Haus in den bedrängtesten Vermögensverhältnissen. Aber sein Familienstolz verließ ihn nicht, und nach vielen Vorwürfen und bittern Zänkereien mit seinem Bruder, von denen aber sonst Niemand etwas erfuhr, bezahlte er mit seinem eigenen Gelde dessen Schulden und wurde so der eigentliche Eigenthümer des ganzen Familien-Vermögens.

Nach einigen traurigen Jahren erkrankte der Vater und starb. Auf seinem Sterbebette sagte er dem Orontius, er könne ihm nichts hinterlassen; Alles, was er besitze, selbst das Haus, worin er wohne, gehöre seinem Freunde Eurotas — daß er sein Bruder sei, sagte er ihm nicht — und von diesem sei er fortan abhängig, seiner Leitung müsse er sich überlassen. So fand sich der junge Mann mit seinem Stolze, seinem Ehrgeize und seiner Vergnügungssucht ganz in den Händen eines herzlosen, gewissenlosen und nicht minder ehrgeizigen Mannes, welcher ihm bald als Grundlage ihres Verhältnisses zu einander vorschrieb, Orontius müsse ihm unbedingt gehorchen, während er selbst scheinbar sein Untergebener sein wolle; dabei machte er als Grundsatz geltend: um den Reichthum und Glanz seines Hauses wieder herzustellen, dürfe ihm nichts zu groß oder zu gering, zu gut oder zu böse sein.

Bei so zerrütteten Vermögensverhältnissen in Antiochia zu bleiben, war unmöglich; aber mit einem guten Capital konnte man anderswo etwas ausrichten. Aber selbst wenn man Alles, was noch übrig war, verkaufte, so reichte das kaum hin, die Schulden zu decken, welche nach dem Tode des Vaters sich herausstellten. Es war nun noch das Vermögen der Schwester da, und Beide stimmten darin überein, daß man dasselbe bekommen müsse. Man versuchte alle Künste der Ueberredung; aber sie weigerte sich ruhig und standhaft, theils aus Gehorsam gegen den Befehl ihrer sterbenden Mutter, theils weil sie beabsichtigte, ein Haus für fromme Jungfrauen zu gründen und darin ihre Tage zu verleben. Sie war jetzt gerade alt genug, um nach dem Gesetze über ihr Vermögen verfügen zu können. Sie bot den Beiden jede ihr mögliche Unterstützung an und schlug vor, sie wollten eine Zeitlang alle zusammen auf ihre Kosten leben. Aber das genügte ihnen nicht; und als alle andere Mittel fehlgeschlagen waren, fing Eurotas an, davon zu reden, daß man eine Person, die ihnen so sehr im Wege stehe, um jeden Preis beseitigen müsse.

Orontius schauderte, als er zuerst solche Reden hörte, aber Eurotas machte ihn allmälig mit dem Gedanken vertrauter.

Vor einem Morde bebte er freilich noch zurück, aber er kam so weit, daß er es sich beinahe als Verdienst anrechnete, wenn er ein milderes Mittel vorschlüge — in ähnlicher Weise, wie die Brüder des Joseph, als sie einen langsamern und minder blutigen Weg einschlugen, um einen verhaßten Bruder zu beseitigen. List und geheime Gewalt, die das Gesetz nicht strafen könnte und die Niemand offenbar zu machen wagen würde, schien ihm am zweckmäßigsten zu sein.

Wie wir bereits erwähnt haben, wurde den Christen der ersten Jahrhunderte oft gestattet, die heilige Eucharistie zu Hause aufzubewahren und zu genießen. Wir haben beschrieben, wie sie in ein Orarium oder leinenes Tuch gelegt wurde, welches oft wieder mit einem kostbaren Tuche bedeckt wurde. So wurde das heilige Sacrament in eineni Kästchen (arca) mit einem Schlosse aufbewahrt, wie der h. Cyprian berichtet.[1]) Orontius wußte das, und er wußte auch, daß der Inhalt eines solchen Kästchens höher geschätzt wurde, als Gold und Silber, daß man es, wie die Väter berichten, als ein Verbrechen ansah, wenn man aus Nachlässigkeit etwas von dem consecrirten Brode auf den Boden fallen ließ,[2]) und daß der Name „Perle", welcher auch den kleinsten Theilchen desselben gegeben wurde,[3]) darauf hinwies, daß es so kostbar in den Augen eines Christen war, daß er Alles, was er hatte, hingeben würde, um es vor gottesräuberischer Entweihung zu schützen. Das reich gestickte Tuch, welches wiederholt in unserer Geschichte erwähnt wurde, war von Mirjam's Mutter dazu gebraucht worden, diesen Schatz einzuhüllen, und ihrer Tochter

[1]) „Cum arcam suam, in qua Domini sanctum fuit, manibus indignis tentasset aperire, igne inde surgente deterrita est, ne auderet attingere." — „Als sie mit unwürdigen Händen das Kästchen zu öffnen suchte, worin das Heilige des Herrn war, da schreckte sie ein daraus hervorströmendes Feuer, so daß sie es nicht zu berühren wagte." Cypr. de lapsis c. 26.

[2]) Martene de antiquis ecclesiae ritibus.

[3]) So in den morgenländischen Liturgien. Fortunatus nennt die h. Eucharistie: „Corporis Agni margaritum ingens" — „die große Perle des Leibes des Lammes", l. 3 carm. 25.

war dasselbe werth, sowohl als Andenken an ihre Mutter, als auch darum, weil sie es zu demselben Zwecke gebrauchte.

Eines Tages kniete sie frühmorgens vor ihrem Kästchen, und nachdem sie sich durch ein andächtiges Gebet vorbereitet, öffnete sie dasselbe. Wie groß war ihr Schrecken, als sie sah, daß das Schloß aufgebrochen und ihr Schatz nicht mehr da war! Wie Maria Magdalena am Grabe, weinte sie, daß man ihren Herrn weggenommen und daß sie nicht wußte, wo man Ihn hingelegt habe.[1]) Gleich ihr „weinte sie und bückte sich und blickte" wieder in ihr Kästchen, und sie fand ein Blatt, welches sie in der ersten Verwirrung nicht bemerkt hatte.

Dieses Blatt belehrte sie, was sie suche, sei wohl verwahrt in den Händen ihres Bruders und könne eingelöst werden. Sie eilte gleich zu ihm und fand ihn bei dem düstern Manne, in dessen Gegenwart sie immer zitterte; sie warf sich vor ihm auf die Kniee und bat ihn flehentlich, ihr zurückzugeben, was sie höher schätze, als all ihr irdisches Gut. Er war auf dem Punkte, ihren Bitten und Thränen nachzugeben, als Eurotas ihn durch einen wüthenden Blick einschüchterte und dann zu Mirjam sagte: „Mirjam, wir nehmen dich beim Worte. Wir wollen die Aufrichtigkeit und Stärke deines Glaubens erproben. Ist es dir mit deinem Anerbieten Ernst?"

„Ich will gern Alles, was ich habe, hingeben, um das Allerheiligste vor Entweihung zu bewahren."

„Dann unterzeichne dieses Blatt", sagte Eurotas höhnisch.

Sie nahm die Feder in die Hand, las das Blatt flüchtig durch und unterschrieb es. Es war eine Urkunde, wodurch sie dem Eurotas ihr ganzes Vermögen abtrat. Orontius war wüthend, als er sah, daß er von dem überlistet worden, welchem er selbst dieses Mittel, seine Schwester zu zwingen, vorgeschlagen hatte. Aber es war zu spät; er war jetzt nur um so fester in seiner harten Knechtschaft. Später mußte Mirjam mit Beobachtung aller von dem römischen Gesetze vorgeschriebenen Formalitäten ihre Erklärung über die Abtretung ihrer Rechte wiederholen.

[1]) Joh. 20, 13.

Eine kurze Zeit hindurch wurde sie freundlich behandelt; dann fing man an, ihr zu bedeuten, daß sie Antiochia verlassen müsse, da Orontius und sein Freund sich nach Nikomedia, der Residenz des Kaisers, zu begeben beabsichtigten. Sie wünschte, nach Jerusalem gebracht zu werden, wo sie in irgend einer Genossenschaft frommer Frauen Aufnahme zu finden hoffte. Man brachte sie demgemäß an Bord eines Schiffes. Der Capitän desselben stand nicht in gutem Rufe, und Orontius wußte, daß derselbe außer dem geringen Ueberfahrtsgelde von Eurotas heimlich eine bedeutende Summe unter Bedingungen erhielt, nach deren Inhalt zu fragen er nicht den Muth hatte. Wiewohl arm, trug sie das am Halse, was sie, wie sie durch die That bewiesen hatte, höher schätzte, als allen Reichthum. Denn, wie der heilige Ambrosius von seinem Bruder Satyrus erzählt, die Christen trugen, wenn sie eine Seereise antraten, die heilige Eucharistie am Halse bei sich.[1]) Wir brauchen nicht zu sagen, daß Mirjam dieselbe in das einzige kostbare Tuch eingehüllt hatte, welches sie aus ihrem elterlichen Hause mitnahm.

Als das Schiff den Hafen verlassen hatte, fuhr der Capitän, statt die Küste entlang auf Joppe oder einen andern Hafen von Palästina hinzusteuern, auf die hohe See hinaus, als wollte er nach einem fernen Lande segeln. Was er im Sinne führte, war schwer zu errathen; aber die wenigen Reisenden, welche auf dem Schiffe waren, wurden ernstlich besorgt, und es kam zu einem heftigen Streite. Dieser wurde durch einen plötzlich entstehenden Sturm unterbrochen; das Schiff wurde einige Tage lang von den Wogen hin und her getrieben und scheiterte dann an einer Felseninsel in der Nähe von Cypern. Gleich Satyrus schrieb es Mirjam dem kostbaren Schatze zu, den sie bei sich trug, daß sie glücklich die Küste erreichte. Sie meinte, sie sei allein am Leben geblieben; denn sie sah Niemand, der sich gerettet hatte. Es waren indeß auch einige Andere gerettet, und diese erzählten, als sie nach Antiochia

[1]) Ambr. de excessu Satyri, 1, 43.

zurückkamen, Mirjam sei mit den andern Reisenden und der Schiffsmannschaft umgekommen.

Leute, welche von der Beute gestrandeter Schiffe lebten, fanden sie am Ufer. Arm und ohne Freunde, wurde sie an einen Sklavenhändler verkauft, nach Tarsus auf dem Festlande gebracht und dort an einen vornehmen Mann verkauft, welcher sie gütig behandelte. Nach einiger Zeit beauftragte Fabius einen seiner Agenten in Asien, ihm zur Bedienung seiner Tochter eine gebildete und wo möglich tugendhafte Sklavin zu besorgen, und so kam Mirjam unter dem Namen Syra in das Haus des Fabius.

Vierunddreißigstes Capitel.

Ein schöner Tod.

Einige Tage nach den Vorfällen, welche wir in dem vorletzten Capitel erzählt haben, wurde Fabiola gemeldet, ein alter Mann, der in großer Angst sei oder zu sein scheine, wünsche sie zu sprechen. Als sie herabkam und ihn nach seinem Namen und nach seinem Begehr fragte, sagte er: „Ich heiße Ephraim, edele Dame, und ich habe eine bedeutende Forderung, für welche mir das Vermögen der verstorbenen Dame Agnes als Unterpfand zugesichert war. Da dieses Vermögen, wie ich höre, jetzt in deinen Besitz übergegangen ist, so komme ich, um von dir bezahlt zu werden; denn sonst bin ich ein ruinirter Mann."

„Wie ist das möglich?" fragte Fabiola verwundert. „Ich glaube nicht, daß meine Nichte je in ihrem Leben Schulden gemacht hat."

„Nein, sie nicht", antwortete der Wucherer etwas verlegen, „aber ein Herr, Namens Fulvius, welchem das Vermögen durch Confiscation zufallen sollte; ihm habe ich auf dasselbe bedeutende Summen vorgeschossen."

Fabiola's erster Gedanke war, den Menschen aus dem Hause werfen zu lassen; aber sie dachte an Fulvius' Schwester

und sagte höflich zu ihm: „Die Schulden des Fulvius will ich bezahlen, aber nur mit den gesetzlichen Zinsen und ohne Rücksicht auf etwaige wucherische Contracte."

„Aber bedenke, edele Dame, wie riskant das Leihen war! Ich habe wahrhaftig meine Forderungen sehr billig gestellt."

„Gehe zu meinem Verwalter", antwortete sie, „er wird die Sache in Ordnung bringen. Jetzt hast du wenigstens nichts zu riskiren."

Sie befahl demgemäß dem Freigelassenen, welcher ihre Geschäfte besorgte, die Summe unter den erwähnten Bedingungen auszuzahlen, wodurch sie auf die Hälfte des Geforderten ermäßigt wurde. Bald nachher übertrug sie ihm aber ein mühsameres Geschäft: er mußte alle Rechnungen ihres verstorbenen Vaters revidiren, um zu sehen, wo irgend Jemand verkürzt worden sei und auf Schadenersatz Anspruch habe. Da sie ferner erfuhr, daß Corvinus wirklich durch seinen Vater das kaiserliche Rescript ausgewirkt habe, wodurch ihr rechtmäßiges Eigenthum vor Confiscation geschützt worden war, so überwies sie ihm, wiewohl sie sich entschieden weigerte, ihn jemals vorzulassen, eine bedeutende Summe, wodurch ihm ein anständiger Unterhalt gesichert wurde.

Nach Erledigung dieser weltlichen Geschäfte widmete Fabiola ihre Aufmerksamkeit nur der Pflege der kranken Mirjam und der Vorbereitung auf den Empfang der Taufe. Um Mirjam's Wiederherstellung zu befördern, begab sie sich mit ihr und einem kleinen Theile ihrer Dienerschaft nach einem Orte, der ihnen Beiden theuer war, nach der Nomentanischen Villa. Der Frühling war gekommen und man konnte Mirjam's Bett an das Fenster stellen oder in den wärmsten Stunden des Tages sogar in den Garten vor dem Hause hinaustragen. Dann setzte sich Fabiola auf die eine Seite und Emerentiana auf die andere, während sich der arme Molossus, der all seine Munterkeit verloren hatte, zu ihren Füßen legte. Sie sprachen dann oft von den verlorenen Freunden, und namentlich von ihr, an welche Alles, was sie um sich sahen, sie erinnerte. Sobald der Name der Agnes genannt wurde,

spitzte ihr alter treuer Wächter die Ohren, wedelte mit dem Schweife und blickte um sich. Oft sprachen sie auch über Gegenstände der christlichen Lehre, und Mirjam erläuterte demüthig und anspruchlos, aber mit der Wärme, welche Fabiola zuerst bezaubert hatte, die Unterweisungen, welche der fromme Priester Dionysius gegeben hatte.

Als er zum Beispiel von der Kraft und Bedeutung des Kreuzzeichens gesprochen hatte, womit bei der Taufe „die Stirn der Gläubigen bezeichnet, oder das Wasser geweiht werde, durch welches sie wiedergeboren, oder das Oel, womit sie, sowie mit dem Chrisma, gesalbt, oder das heilige Opfer, mit welchem sie gespeist würden",[1]) da erklärte Mirjam den Katechumenen, wie das Kreuzzeichen sonst angewandt werde, und ermahnte sie, das fleißig zu üben, was alle gute Christen thäten, nämlich sich mit diesem heiligen Zeichen zu bezeichnen „im Verlaufe oder beim Beginn jedes Werkes, wenn sie ein- und ausgingen, wenn sie ihre Kleider oder Sandalen anlegten, wenn sie sich wüschen, wenn sie sich zu Tisch setzten, ihre Lampe anzündeten, sich zu Bett legten oder auf einen Stuhl setzten, in was immer für einer Unterhaltung sie auch begriffen sein möchten."[2])

Mirjam's Wunde war geheilt, aber ihre Kräfte nahmen nicht zu. Das bemerkten Alle zu ihrem großen Kummer; nur Fabiola bemerkte es nicht. Ist es ja oft die Mutter oder Schwester, welche zuletzt einsieht, welchen schlimmen Verlauf die Krankheit ihres Kindes oder ihrer Schwester nimmt: die Liebe ist so hoffnungsvoll und so blind! Es zeigte sich ein hektisches Roth auf ihrer Wange, sie war abgemagert und schwach, und von Zeit zu Zeit hörte man sie leise husten. Sie lag lange wach und bat, man möge ihr Bett so stellen, daß sie von der ersten Morgendämmerung an auf einen Ort hinblicken könnte, der in Aller Augen schöner war, als das herrlichste Blumenbeet.

[1]) S. Aug. tract. 118 in Joh.

[2]) So Tertullian, welcher vor dem Jahre 200 lebte und der älteste lateinische Kirchen-Schriftsteller ist, in dem Buche de corona mil. c. 3.

Seit lange war in der Villa ein Eingang zu dem Cömeterium, welches an dieser Straße lag. Dasselbe hieß schon jetzt das Cömeterium der Agnes; denn nahe bei seinem Eingange war diese heilige Marthyrin beigesetzt worden. Ihr Leib ruhte in einem Cubiculum oder Gemache des Cömeteriums unter einem Grabsteine mit einem Bogen darüber. Gerade über dem Eingange dieses Gemaches, mitten im Garten war eine Oeffnung, durch welche das Gemach Licht und Luft erhielt. Die Oeffnung war oben mit einer niedrigen Brustwehr umgeben und durch Gesträuch verdeckt. Nach diesem Punkte sah Mirjam am liebsten hin; das war ja die einzige Weise, wie sie sich in ihrer Krankheit dem Grabe derjenigen nähern konnte, welche sie so sehr geehrt und geliebt hatte.

Ganz früh an einem schönen und ruhigen Morgen — es war nur noch einige Wochen vor Ostern — blickte sie wieder nach dieser Richtung hin. Da bemerkte sie einige junge Männer, welche nach dem nahen Anio-Flusse gehen wollten, um zu angeln, und ihren Weg durch den Garten nahmen. Sie kamen bei dieser Oeffnung vorbei; Einer von ihnen blickte hinein und rief die Andern herbei.

„Das ist eins der unterirdischen Verstecke der Christen.“

„Eins der Löcher, die in ihren Kaninchenbau führen.“

„Laßt uns hineingehen“, schlug Einer vor.

„Ja, und wie sollen wir dann wieder heraus kommen?“ fragte ein Zweiter.

Dies Gespräch konnte Mirjam nicht hören; aber sie sah, was darauf folgte. Einer, welcher sorgfältiger, die Hand über die Augen haltend, hineingesehen hatte, winkte den Andern, dasselbe zu thuen, gebot ihnen dabei aber durch seine Geberden, stille zu sein. Gleich darauf nahmen sie große Steine von dem Gemäuer eines nahen Springbrunnens und warfen sie in die Oeffnung hinab. Sie gingen dann laut lachend weg, und Mirjam meinte, sie hätten unten eine Schlange oder ein anderes Thier gesehen und sich damit unterhalten, dasselbe mit Steinen zu werfen.

Als die Andern herbeikamen, erzählte Mirjam das Vorgefallene, damit man die Steine wegschaffe. Fabiola ging selbst mit einigen Sklaven hinab; denn sie war eifersüchtig auf die Bewachung des Grabes der Agnes. Wie groß war ihr Schmerz, als sie fand, daß die arme Emerentiana, welche hinabgegangen war, um am Grabe ihrer Milchschwester zu beten, in ihrem Blute todt da lag! — Sie war, wie man später erfuhr, den Abend vorher am Flusse vorbeigegangen, wo gerade einige Heiden ihre Orgien feierten. Da sie, zur Theilnahme daran eingeladen, sich nicht nur weigerte, sondern auch den Heiden ihre Gottlosigkeit und ihre Grausamkeit gegen die Christen vorhielt, wurde sie von denselben mit Steinen verfolgt und verwundet, flüchtete sich aber vor ihnen nach der Villa. Sie fühlte sich schwach und die Wunden schmerzten sie: so schlich sie sich denn unbemerkt zum Grabe der Agnes hin, um da zu beten. Dort entdeckten sie einige ihrer frühern Verfolger am Morgen, als sie noch nicht im Stande war, sich zu bewegen. So kamen denn, wie wir erzählt haben, diese brutalen Heiden der kirchlichen Taufe zuvor und spendeten ihr die Bluttaufe. Sie wurde neben Agnes beigesetzt; und die Kirche ehrt das Andenken des bescheidenen Bauernmädchens alljährlich [1]) unter ihren Heiligen.

Fabiola und ihre Gefährtinnen wurden in der üblichen Weise auf die heilige Taufe vorbereitet, wiewohl die Vorbereitungszeit mit Rücksicht auf die Verfolgung abgekürzt wurde. Da sie an dem Eingange eines Cömeteriums wohnten, in welchem große Kirchen waren, so konnten sie die drei Stufen des Katechumenats durchmachen. Erst waren sie „Hörende", [2]) welche bei der Vorlesung der Lectionen zugegen sein durften; dann „Knieende", [3]) welche bei einigen der liturgischen Gebete anwesend waren; zuletzt „Auserwählte" oder „Bittende", [4]) die

[1]) Am 23. Januar.
[2]) Audientes.
[3]) Genuflectentes.
[4]) Electi und Competentes.

um die Taufe baten und zum baldigen Empfange derselben bestimmt waren.

Nachdem sie in diese letzte Classe waren aufgenommen worden, mußten sie häufig in die Kirche kommen, namentlich an den drei Mittwochen nach dem ersten, dem vierten und dem letzten Fastensonntage, an welchen Tagen das römische Meßbuch noch jetzt eine auf diese Sitte bezügliche zweite Collecte und Lection hat. Wenn man die Gebete und Ceremonien betrachtet, welche jetzt in der katholischen Kirche bei der Taufe, namentlich bei der Taufe von Erwachsenen vorkommen, so sieht man, daß in dem jetzigen Tauf-Ritus das zusammengefaßt ist, was in alten Zeiten auf verschiedene Tage vertheilt war. An einem Tage fand die Abschwörung des Satan statt, welche unmittelbar vor der Taufe wiederholt wurde; an einem andern die Berührung der Ohren und der Nase, das Ephpheta, wie es genannt wurde. Weiter fanden wiederholte Exorcismen und Kniebeugungen statt, Bezeichnungen der Stirne und des Leibes mit dem Kreuzzeichen,[1]) Anhauchungen des Täuflings und andere bedeutungsvolle Ceremonien. Noch feierlicher war die Salbung, und zwar wurde nicht bloß das Haupt, sondern der ganze Leib gesalbt. Das apostolische Glaubensbekenntniß wurde erklärt und sorgfältig auswendig gelernt. Die Lehre von dem heiligen Altarssacrament aber wurde erst nach der Taufe mitgetheilt.

Unter diesen vielfältigen Vorbereitungen verfloß die Bußzeit der vierzigtägigen Fasten schnell und feierlich, bis endlich der Charsamstag kam.

Es ist hier nicht der Ort, die kirchlichen Ceremonien bei der Ausspendung der Sacramente zu beschreiben. Das liturgische System erhielt seine Entwickelung hauptsächlich, nachdem friedlichere Zeiten für die Kirche gekommen waren, und Vieles, was zur äußern Form und Feierlichkeit gehört, war in einer Zeit gar nicht thunlich, in welcher die Kirche eine so bittere Verfolgung zu erdulden hatte. Es genügt uns, darauf

[1]) Dabei wird, namentlich bei der Taufe von Erwachsenen, das Vater unser wiederholt.

hingewiesen zu haben, daß nicht nur die Lehren und die wesentlichen heiligen Handlungen, sondern selbst untergeordnete Ceremonien der Kirche in den drei ersten Jahrhunderten dieselben waren, wie jetzt. Wenn unser Beispiel Nachahmung findet, so wird irgend Jemand in einem andern Bändchen eine glänzendere Periode zu schildern haben, als die, welche wir gewählt haben.

Die Taufe Fabiola's und ihrer Dienerinnen fand ganz in der Stille und ohne äußern Glanz statt, in traurigem Gegensatz zu der freudigen und festlichen Stimmung ihres Herzens. Die Titel der Stadt waren alle geschlossen, auch der Titel St. Pastor mit seinem päpstlichen Taufbrunnen. Frühmorgens an dem glücklichen Tage schlichen sich Fabiola und die Ihrigen um die Mauern nach der entgegengesetzten Seite der Stadt, gingen der Via Portuensis nach, — der Straße, welche nach dem Hafen an der Tiber-Mündung führte, — traten in einen Weinberg in der Nähe der Gärten des Cäsar und stiegen in das Cömeterium des Pontianus hinab, welches berühmt war als die Ruhestätte der persischen Martyrer Abdon und Sennen.

Der Morgen wurde unter Gebeten und Vorbereitungen zugebracht. Gegen Abend begannen die kirchlichen Feierlichkeiten, welche die Nacht hindurch fortdauerten. Es kam die Zeit, wo die Taufhandlung stattfinden sollte, — es war eine beinahe schauerliche Feierlichkeit. Tief in den Eingeweiden der Erde hatte man das Wasser einer unterirdischen Quelle in eine viereckige Vertiefung oder Cisterne gesammelt, die vier bis fünf Fuß tief war. Das Wasser war klar, aber kalt und bleich, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, in dem unterirdischen Taufbrunnen, welcher in den Tufo oder vulcanischen Felsen ausgehauen war. Eine lange Treppe führte zu demselben hinab, ein kleiner Vorsprung auf der Seite genügte für den Priester und den Täufling, welcher dreimal in dem Wasser untergetaucht wurde. Die ganze Einrichtung ist noch jetzt gerade so vorhanden, wie damals; nur befindet sich jetzt über dem Taufbrunnen ein Gemälde, die Taufe Christi durch

Johannes darstellend, welches wahrscheinlich ein oder zwei Jahrhunderte später beigefügt worden ist.

Unmittelbar nach der Taufe fand die Firmung statt, und dann wurden die Neophyten oder neugeborenen Kinder der Kirche nach der nöthigen Unterweisung zum ersten Male zum Tische des Herrn zugelassen und mit dem Brode der Engel gespeist.

Erst spät am Ostersonntage kam Fabiola nach ihrer Villa zurück; sie begrüßte Mirjam mit einer langen und stummen Umarmung. Beide waren so glücklich, so selig, so reich belohnt für Alles, was sie in den letzten Monaten für einander gethan hatten, daß sie keine Worte fanden, ihre Gefühle auszudrücken. Fabiola's hauptsächlichster Gedanke, ja ihr Stolz an diesem Tage war, daß sie jetzt ihrer frühern Sklavin gleich geworden, freilich nicht an Tugend, an Schönheit des Charakters, an Geistesgröße, an himmlischer Weisheit, an Verdiensten vor Gott, — o nein, in allem dem fühlte sie sich viel geringer; — aber als Kind Gottes, als Erbin eines ewigen Reiches, als ein lebendiges Glied des Leibes Christi, als zugelassen zur Theilnahme an allen Seinen Gnaden und an dem Preise Seiner Erlösung, als ein neues Geschöpf in Ihm, fühlte sie sich Mirjam gleich, und das sagte sie ihr mit freudigem Lächeln.

Nie war sie so stolz auf prächtige Gewänder gewesen, wie jetzt auf das weiße Kleid, welches ihr nach der Taufe angelegt worden war und welches sie acht Tage lang zu tragen hatte.

Aber der Vater der Erbarmungen weiß unsere Freuden und Schmerzen mit einander zu verbinden, und sendet uns die letztern, wenn er uns am besten auf sie vorbereitet hat. Bei jener freudigen Umarmung, die wir erwähnt haben, bemerkte Fabiola zuerst das kurze und schwere Athemholen ihrer geliebten Schwester. Sie mochte nicht darüber nachdenken und ließ Dionysius bitten, am andern Morgen zu ihr zu kommen. Am Abend hielten sie alle zusammen ihr Ostermahl; Fabiola saß neben Mirjam, und mit ihr saßen zu Tische ihre eigenen getauften Sklaven und Sklavinnen und die der Agnes, welche sie alle bei sich behalten hatte. Sie erinnerte sich nicht, je-

mals an einer so frohen Abendmahlzeit Theil genommen zu haben.

Am andern Morgen früh rief Mirjam Fabiola zu sich und sagte zärtlicher als jemals: „Meine liebe Schwester, was willst du thuen, wenn ich dich verlassen habe?“

Die arme Fobiola war vom Schmerz überwältigt: „Willst du mich denn verlassen? Ich hatte gehofft, wir würden für immer als Schwestern zusammen leben. Aber wenn du Rom verlassen willst, kann ich dich denn nicht begleiten, um dich zu verpflegen und dir zu dienen?“

Mirjam lächelte; aber eine Thräne trat ihr in die Augen, als sie, die Hand ihrer Schwester ergreifend, gegen Himmel wies. Fabiola verstand sie und sagte: „O nein, nein, liebste Schwester! Bitte Gott, der dir nichts verweigern wird, daß ich dich nicht verliere. Ich weiß, das ist selbstsüchtig von mir; aber was kann ich ohne dich thuen? Und jetzt, wo ich gelernt habe, wie viel die, welche mit Christus herrschen, durch ihre Fürbitte für uns thuen können, will auch ich zu Agnes [1]) und Sebastianus beten, daß sie für mich bitten und ein so großes Unglück von mir abwenden. — Sei gutes Muthes! Dein Zustand ist gewiß nicht bedenklich; das warme Wetter und das milde Klima von Campanien werden dich bald wieder herstellen. Wir wollen dann wieder an der Quelle zusammen sitzen und über bessere Dinge reden, als über Philosophie.“

[1]) Agnae sepulchrum est Romulea in domo,
Fortis puellae, martyris inclytae.
Conspectu in ipso condita turrium,
Servat salutem virgo Quiritum,
Necnon et ipsos protegit advenas
Puro ac fideli pectore supplices.

O welch' ein Schatz für Rom ist Agnes' Grab,
Der Jungfrau und erlauchten Martyrin!
Sie schützet mächtig der Quiriten Stadt,
In deren Weichbild ihre Asche ruht;
Sie schützet auch die Fremden, die zum Grab
Andächtig pilgern und vertrauensvoll.

Prudentius.

Mirjam schüttelte den Kopf, nicht traurig, sondern heiter, und antwortete: „Täusche dich nicht, Theuerste. Gott hat mich leben lassen, daß ich diesen glücklichen Tag sähe. Aber jetzt ruht Seine Hand auf mir zum Tode, wie bisher zum Leben, und ich begrüße sie mit Freuden. Ich weiß nur zu gut, daß meine Tage gezählt sind."

„O, laß es nicht so bald sein!" schluchzte Fabiola.

„Nicht, so lange du noch dein weißes Kleid trägst, liebe Schwester", antwortete Mirjam. „Ich weiß, du wirst gern um mich Trauer anlegen wollen; aber ich möchte dich keiner Stunde von der Zeit berauben, in welcher du dieses bedeutungsvolle weiße Kleid trägst."

Dionysius kam und fand seine Patientin, die er seit einiger Zeit nicht mehr besucht hatte, sehr verändert. Was er als möglich befürchtet hatte, war eingetroffen: die Spitze des Dolches hatte die Rippenhaut verletzt, und die Schwindsucht war die Folge davon. Er bestätigte Mirjam's ernsteste Befürchtungen.

Fabiola ging zum Grabe der Agnes und betete um Ergebung in Gottes Willen. Sie betete lange und inbrünstig, unter vielen Thränen, und kehrte dann zurück.

„Schwester", sagte sie gefaßt, „Gottes Wille geschehe; ich bin bereit, selbst dich Ihm aufzuopfern. Nun bitte ich dich aber, sage mir, was du wünschest, das ich thuen soll, wenn du von mir hinweggenommen sein wirst."

Mirjam blickte zum Himmel und antwortete: „Lege meinen Leib zu den Füßen der Agnes; dann bleibe hier und bewache uns; bete zu ihr und für mich, bis ein Fremder kommen wird aus dem Morgenlande, ein Bringer froher Botschaft."

Am folgenden Sonntage, dem „Sonntag der weißen Kleider", feierte Dionysius mit besonderer Erlaubniß die heiligen Geheimnisse in Mirjam's Zimmer und reichte ihr die heilige Communion als Wegzehrung. (Es wurde in den ersten Jahrhunderten nicht selten die heilige Messe in Privathäusern gelesen,

wie wir aus den Schriften des h. Augustinus und Anderer [1]) sehen). Danach salbte er sie mit Oel und betete über sie, — das letzte Sacrament, welches die Kirche spendet.

Fabiola und die Ihrigen, welche dieser feierlichen Handlung betend und weinend beigewohnt hatten, stiegen nun in die Krypta hinab und kehrten nach dem Gottesdienste in ihren gewöhnlichen Kleidern zu Mirjam zurück.

„Die Stunde ist gekommen", sagte diese, indem sie Fabiola's Hand ergriff. „Verzeihe mir, wenn ich von meinen Pflichten gegen dich etwas vernachlässigt oder dir nicht ein so gutes Beispiel gegeben habe, wie ich hätte thuen sollen."

Das war zu viel für Fabiola und sie brach in Thränen aus; — Mirjam tröstete sie und sagte: „Bezeichne meine Lippen mit dem Zeichen der Erlösung, wenn ich nicht mehr reden kann; und du, guter Dionysius, sei meiner eingedenk am Altare Gottes, wenn ich hingeschieden bin."

Er betete ihr vor und sie antwortete, bis endlich ihre Stimme verstummte; ihre Lippen bewegen sich noch und sie küßte das Kreuz, welches man ihr vorhielt. Sie sah heiter und freudig aus; endlich hob sie ihre Hand auf und bekreuzte ihre Stirne; sie suchte dann auch ihre Brust mit dem Kreuze zu bezeichnen und in diesem Augenblicke sank die Hand todt nieder. Ein Lächeln überzog ihr Antlitz und — sie starb, wie seitdem Tausende der Kinder Christi gestorben sind.

Fabiola trauerte sehr um sie; aber diesmal trauerte sie, wie die, welche Hoffnung haben.

---

[1]) Der h. Ambrosius las Messe in dem Hause einer Dame jenseit der Tiber, wie Paulinus in seiner Biographie (Opp. ed. Maur. t. 1) erzählt. Der h. Augustinus erwähnt, daß ein Priester in einem Hause Messe las, von welchem man glaubte, es werde von bösen Geistern beunruhigt, de civ. D. l. 22 c. 8.

Erstes Capitel.

Der Fremde aus dem Morgenlande.

Wir kommen uns jetzt vor, als wandelten wir in einer Einöde. Fast Alle, deren Worte und deren Handlungen, ja selbst deren Gedanken uns bis jetzt begleitet und erfreut haben, sind Einer nach dem Andern von uns geschieden, und es sieht um uns herum in der That sehr öde aus. Aber konnte das anders sein? Haben wir ja keine gewöhnliche Zeit des Friedens und des Alltagslebens geschildert, sondern eine Zeit des Krieges und des Kampfes. Ist es unnatürlich, daß die Tapfersten und Heldenmüthigsten um uns herum gefallen sind? Wir haben von der grausamsten Verfolgung gesprochen, welche die Kirche jemals erduldet hat, von jener Zeit, wo man damit umging, eine Säule zu errichten mit der Inschrift, daß der christliche Name ausgerottet sei. Ist es auffallend, daß die Heiligsten und Reinsten die Ersten waren, welche gekrönt wurden?

Aber die Kirche Christi hatte noch viele Jahre lang eine härtere Verfolgung zu erdulden, als die wir geschildert haben. Eine Reihe von Tyrannen und Unterdrückern setzte den furchtbaren Krieg wider sie ohne Unterbrechung in dem einen oder andern Theile der Welt noch zwanzig Jahre fort,

selbst noch nachdem Constantinus der Verfolgung gesteuert hatte, so weit seine Macht reichte. Diokletianus, Galerius, Maximinus und Licinius im Morgenlande, Maximianus und Maxentius im Abendlande ließen in ihren Ländern den Christen keine Ruhe. Gleich einem jener heftigen Stürme, welche über die halbe Welt dahinbrausen und verschiedene Länder nach einander mit ihrer verwüstenden Gewalt heimsuchen, während ihre dunkeln Vorboten oder ihre finstern Wolken gleichzeitig sie alle überschatten, — ließ diese Verfolgung ihre alles Christliche zerstörende Wuth erst an einem Lande aus, dann an einem andern, — an Italien und an Afrika, an Ober-Asien und an Palästina und Aegypten, und dann wieder an Armenien, während sie keinem Orte einen rechten Frieden gönnte, vielmehr wie eine schreckliche Gewitterwolke über dem ganzen Reiche hing.

Und doch gedieh die Kirche und blühte; sie trotzte dieser Welt voll Sünde. Ein Papst bestieg nach dem andern den päpstlichen Thron und das Schaffot; es wurden Concilien gehalten in den dunkeln Hallen der Katakomben; Bischöfe kamen mit Lebensgefahr nach Rom, um den Nachfolger des h. Petrus zu befragen; es wurden Briefe gewechselt zwischen fern entlegenen Kirchen und dem obersten Hirten der Christenheit und zwischen verschiedenen Kirchen, Briefe voll Sympathie, Vertrauen und Liebe; ein Bischof folgte dem andern auf seinem Stuhle und weihte Priester und andere Geistliche, um an die Stelle der Gefallenen zu treten und auf den Bollwerken der Stadt den Geschossen der Feinde sich auszusetzen: — das Werk des unvergänglichen Reiches Christi wurde fortgesetzt ohne Unterbrechung und ohne Furcht vor Vernichtung.

Wurde ja auch gerade inmitten all dieser Unruhen und Kämpfe eine gewaltige Institution begründet, welche in späterer Zeit so Erstaunliches leisten sollte. Die Verfolgung trieb Viele aus den Städten in die Wüste von Aegypten, wo das Mönchthum entstand, welches machte, daß „die Wildniß jauchzte und blühte, wie eine Lilie, daß sie sproßte und aufblühte und jauchzte, freudig und lobsingend.“[1]) Als darum Diokletianus,

[1]) Isaias 35, 1. 2.

des Purpurs entkleidet, als ein grämlicher elender Greis gestorben war; als Galerius, lebendig von Geschwüren und Würmern zerfressen, durch ein öffentliches Edict das Fehlschlagen seiner Bestrebungen anerkannt; als Maximianus Herculeus sich selbst erdrosselt hatte; als Maxentius in der Tiber ertrunken; als Maximinus unter den Qualen gestorben war, welche die göttliche Gerechtigkeit über ihn sandte, unter eben so schrecklichen Qualen, wie die Christen sie von ihm erduldet, so daß selbst seine Augen aus ihren Höhlen hervorquollen; als endlich Licinius auf Constantin's Befehl getödtet worden war: — da stand die Braut Christi, zu deren Vernichtung sie Alle sich verschworen hatten, jung und blühend da, wie immer, und bereit, ihren großen Weg anzutreten und überallhin sich zu verbreiten und über alle Länder ihre Herrschaft auszudehnen.

Im Jahre 313, nach dem Siege über Maxentius, gab Constantinus der Kirche volle Freiheit. Auch wenn alte Schriftsteller es nicht beschrieben hätten, könnten wir uns leicht vorstellen, wie freudig und dankbar die armen Christen diese große Veränderung begrüßten. Es war, wie wenn in einer Stadt, in welcher die Pest gewüthet hat, die noch lebenden Einwohner, nachdem das Erlöschen der Krankheit öffentlich verkündet worden, hervorkommen und weinend, aber freudig einander begrüßen. Zehn Jahre lang hatten die Christen, welche noch am Leben waren, zerstreut und verborgen gelebt; die Familien konnten kaum in den ihnen zunächst liegenden Cömeterien zusammenkommen; so wußten denn jetzt Manche nicht, wer von ihren Freunden und Verwandten ein Opfer der Verfolgung geworden und wer sie überlebt habe. Erst schüchtern, dann muthiger kamen sie hervor; bald wurden die frühern Versammlungsplätze, welche die in den letzten zehn Jahren geborenen Kinder nicht gesehen hatten, gereinigt oder wieder in baulichen Zustand gesetzt, ausgeschmückt und neu eingeweiht, — man begann wieder, und zwar jetzt ohne Furcht, dort die heiligen Geheimnisse zu feiern.

Constantinus befahl auch, den Christen das confiscirte Eigenthum zurückzugeben, mochte es im Besitze des Staates

oder von Privatleuten sein; er fügte aber die weise Bestimmung bei, daß die jetzigen Besitzer aus dem kaiserlichen Schatze entschädigt werden sollten.[1]) Die Kirche war bald eifrig damit beschäftigt, ihre Ceremonien und Institutionen in ihrem schönsten Glanze erscheinen zu lassen. Die vorhandenen Basiliken wurden zum gottesdienstlichen Gebrauche eingerichtet und neue gebaut auf den Stellen von Rom, welche den Christen am theuersten waren.

Der Leser braucht nicht zu fürchten, wir möchten noch eine lange Geschichtserzählung beginnen wollen; das bleibt einem Andern überlassen, der besser dazu geeignet ist, den Glanz und die Erhabenheit der Kirche, nachdem sie frei und fessellos geworden, zu schildern. Wir haben nur vom Berge herab auf das Land der Verheißung hinzuweisen, welches wie ein einladendes Paradies zu unsern Füßen liegt; wir sind aber nicht der Josue, welcher Andere dorthin zu führen hat. Was wir in diesem kurzen dritten Theile unseres bescheidenen Buches noch zu sagen haben, ist nicht mehr, als zur Vervollständigung desselben nöthig ist.

Versetzen wir uns also in das Jahr 318, fünfzehn Jahre nach der letzten Todesscene, die wir beschrieben haben. Die Zeit und die Gesetze haben die christliche Religion sicher gestellt, und die Kirche organisirt sich vollständiger und fester. Viele, welche bei der Wiederkehr des Friedens traurig den Kopf hangen ließen, weil sie durch schwaches Nachgeben während der Verfolgung ihr Leben gerettet, hatten jetzt durch Buße ihren Fall gesühnt; hie und da wurde ein fremder Greis von den Vorübergehenden ehrfurchtsvoll gegrüßt, wenn sie sahen, daß sein rechtes Auge ausgebrannt oder seine Hand abgehauen war, oder wenn sein hinkender Gang zeigte, daß ihm während der Verfolgung um Christi willen die Kniesehnen waren durchschnitten worden.[2])

[1]) Eus. h. e. 10, 5.

[2]) Gegen Ende der Verfolgung verhängten, wie Eusebius erzählt, einige Statthalter im Morgenlande, welche des Mordens müde waren, diese Strafen über die Christen.

Wenn der freundliche Leser in dieser Zeit mit uns aus dem Nomentanischen Thore nach dem Thale hingehen will, welches er schon kennt, so wird er sehen, daß unter den schönen Bäumen und Blumenbeeten auf Fabiola's Villa eine traurige Verwüstung angerichtet worden ist. Wo die erstern standen, stehen jetzt Gerüste und auf den letztern liegen Ziegelsteine, Marmorblöcke und Säulen. Constantia, die Tochter des Constantinus, hatte, als sie noch nicht Christin war, an Agnes' Grabe gebetet, um von einem schmerzlichen Geschwüre geheilt zu werden; sie war durch eine Erscheinung getröstet und vollständig geheilt worden. Nachdem sie getauft worden, baute sie zum Danke über dem Grabe eine schöne Basilika. Indeß war für die Gläubigen die Krypta noch zugänglich, in welcher Agnes ruhte; und groß war die Zahl der Pilger, die aus allen Theilen der Welt dorthin kamen.

Fabiola kehrte eines Nachmittags aus der Stadt nach ihrer Villa zurück; sie hatte den Tag bei den Kranken in dem Hospital zugebracht, welches sie in ihrem Hause gegründet hatte. Der Fossor, welcher die Aufsicht über das Cömeterium hatte, kam ihr in freudiger Aufregung entgegen und sagte: „Ich glaube gewiß, der Fremde aus dem Morgenlande ist gekommen, den du so lange erwartet hast."

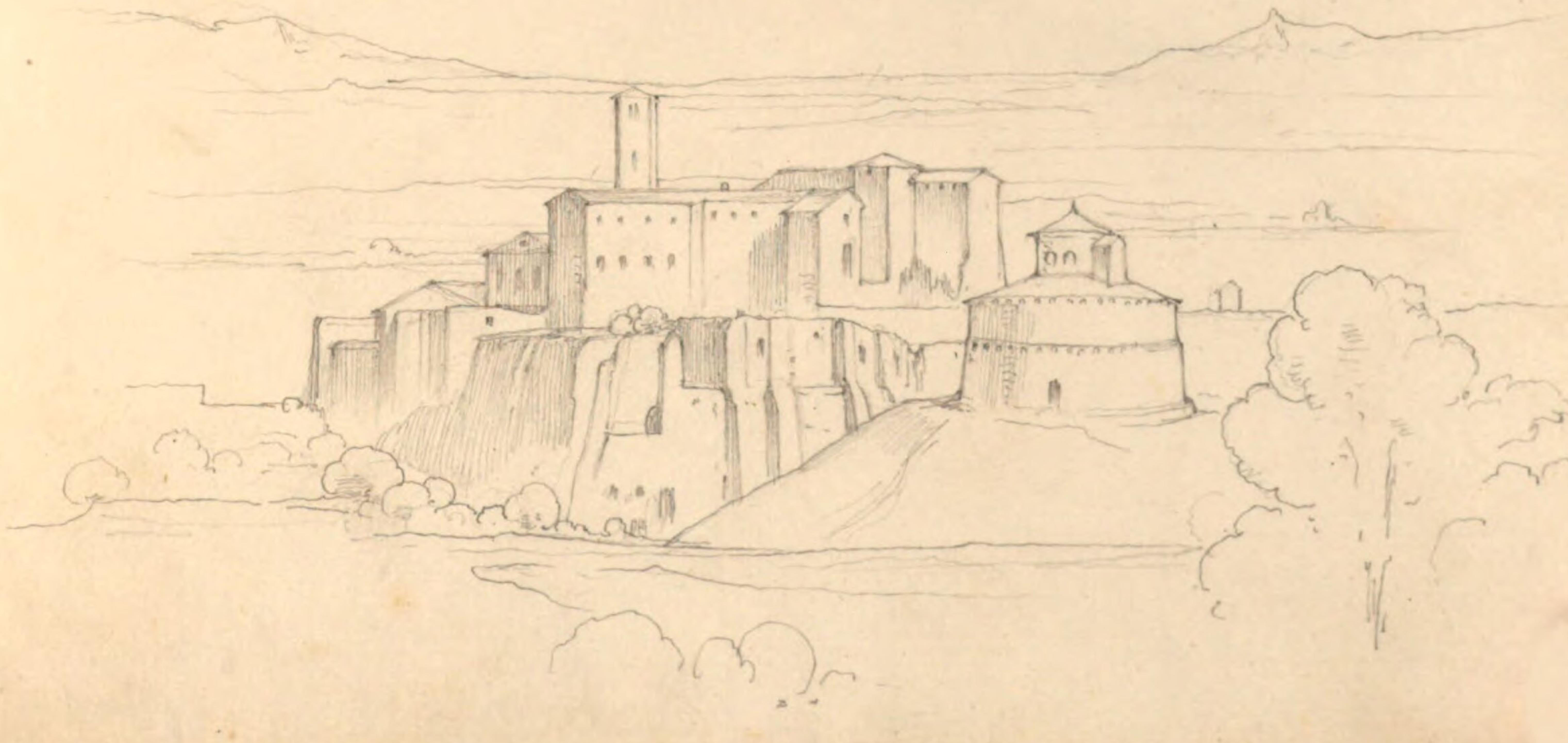
Fabiola, welche die Worte der sterbenden Mirjam stets in ihrem Herzen bewahrt hatte, fragte hastig: „Wo ist er?"

„Er ist wieder weggegangen", war die Antwort.

„Woher weißt du denn", fragte sie, in ihrer Freude gestört, „daß er es war?"

„Im Laufe des Morgens", antwortete der Todtengräber, „bemerkte ich unter den Betenden einen Mann, der noch nicht fünfzig Jahre alt, aber unter Kummer und Abtödtungen früh gealtert zu sein schien. Sein Haar und sein langer Bart war fast grau. Seine Kleidung war morgenländisch; er trug ein Gewand, wie es gewöhnlich die Mönche aus jenen Ländern tragen. Als er vor das Grab der Agnes kam, warf er sich auf den Boden nieder und weinte; er seufzte und schluchzte so laut, daß Alle ringsum zum Mitleid bewegt wur-

Sta. AGNESE
Anno 1829.





den. Viele traten zu ihm und sprachen: „,Bruder, du bist in großer Noth; weine nicht, die Heilige ist erbarmungsvoll.'" Andere sagten: „,Wir wollen Alle für dich beten; sei gutes Muthes.'" [1]) Aber er schien sich gar nicht trösten lassen zu wollen. Ich dachte bei mir, in der Gegenwart einer so gnädigen und gütigen Heiligen könne Niemand so trostlos und muthlos sein, als nur Ein Mann."

„Fahre fort, fahre fort", sagte Fabiola; „was that er weiter?"

„Nach langer Zeit", fuhr der Todtengräber fort, „stand er auf, zog einen schönen und funkelnden Ring aus seinem Busen und legte ihn auf das Grab. Ich meine, den Ring hätte ich vor vielen Jahren schon einmal gesehen."

„Und dann?"

„Als er sich umwandte, sah er mich, und erkannte an meiner Kleidung, daß ich ein Fossor sei. Er kam zu mir heran und ich konnte sehen, wie er zitterte, als er, ohne mir in's Gesicht zu sehen, furchtsam fragte: „,Bruder, weißt du, ob hier irgendwo eine Jungfrau aus Syrien, Namens Mirjam, begraben liegt?'" Ich zeigte ihm schweigend das Grab. Nach einer für ihn offenbar sehr schmerzlichen Pause, fragte er wieder tief ergriffen und mit bebender Stimme: „,Weißt du, Bruder, woran sie gestorben ist?'" „,An der Auszehrung'", antwortete ich. „,Gott sei Dank!'" rief er aus, mit einem Seufzer, als wäre er von einer großen Angst befreit. Er warf sich dann wieder auf den Boden und seufzte und weinte noch über eine Stunde; dann trat er an das Grab heran, küßte inbrünstig den Grabstein und entfernte sich."

„Er ist es, Torquatus, er ist es!" rief Fabiola freudig aus. „Warum hast du ihn nicht zurückgehalten?"

„Ich wagte es nicht, Fabiola; nachdem ich einmal sein Gesicht gesehen, hatte ich nicht den Muth, seinem Auge zu begegnen. Aber er wird gewiß wiederkommen; er ist nach der Stadt gegangen."

[1]) Dieser Erzählung liegt eine geschichtliche Thatsache zu Grunde.

„Wir müssen ihn finden“, schloß Fabiola. „Theuere Mirjam, dieses tröstliche Ereigniß hast du also sterbend vorhergesehen!“

Zweites Capitel.

Der Fremde in Rom.

Am andern Morgen früh ging der Fremde über das Forum. Er sah eine Gruppe von Leuten um einen Mann versammelt, den sie offenbar neckten und quälten. Er würde eine solche Scene auf einem offenen Platze nicht beachtet haben, hätte er nicht einen Namen rufen gehört, der ihm bekannt war. Er trat also näher. In der Mitte stand ein Mann, der jünger war, als er selbst; aber wenn der Fremde älter aussah, als er war, weil er so blaß und abgemagert war, so sah jener aus dem entgegengesetzten Grunde noch älter aus. Er war kahlköpfig und aufgedunsen; sein Gesicht war aufgeschwollen und roth, voll Blattern und Beulen. Sein häßliches Auge, seine Haltung und seine Stimme ließen ihn als einen Trunkenbold erkennen. Seine Kleider waren schmutzig, sein ganzes Aeußere verwahrlost.

„Ha ha, Corvinus“, sagte ein junger Mensch zu ihm; „jetzt wirst du deinen Lohn bekommen. Hast du es schon gehört? Constantinus kommt dieses Jahr nach Rom; dann werden die Christen sich rächen; meinst du nicht?“

„Sie nicht!“ antwortete er. „Sie haben nicht das Zeug dazu. Wir besorgten das freilich, als Constantinus nach dem Tode des Maxentius sein erstes Edict zu Gunsten der Christen erließ; aber das Jahr darauf beruhigte er uns, indem er alle Religionen für gleich erlaubt erklärte.“ [1])

„Das ist im Allgemeinen richtig“, fuhr ein Anderer fort, um ihn noch weiter zu quälen; „aber ist es nicht wahrscheinlich, daß er diejenigen, welche bei der Verfolgung besonders

[1]) Eusebius a. a. O.

thätig gewesen sind, nach der Lex talionis [1]) behandelt wird? Dann heißt es: Schlag um Schlag, Verbrennen um Verbrennen, wildes Thier um wildes Thier!"

„Wer sagt das?" fragte Corvinus erblassend.

„Nun, es wäre mindestens sehr natürlich", sagte Einer.

„Und sehr gerecht", fügte ein Anderer bei.

„O, es hat nichts zu sagen", sagte Corvinus; „man wird immer durchkommen können, wenn man Christ wird. Und ich werde lieber Alles, was man will, als daß ich stehen sollte —"

„Wo Pankratius stand", unterbrach ihn ein Dritter boshaft.

„Halt das Maul!" fuhr der Trunkenbold wüthend auf. „Wage es nicht noch einmal, diesen Namen zu nennen!" Und er ballte die Faust und sah den Sprecher wüthend an.

„Ha ha, er hat dir gesagt, wie du sterben würdest", rief der junge Mensch und lief weg. „He, he! einen Panther her für Corvinus!"

Alle liefen von dem Wüthenden weg, eiliger, wie vor einem wilden Thiere. Er verfluchte sie und warf ihnen Steine nach.

Der Pilger sah aus einer kleinen Entfernung die Scene an und ging dann weiter. Corvinus ging langsamer desselben Weges; es war die Straße, welche zu der Lateranensischen Basilika führte, die jetzt die Kathedrale von Rom war. Plötzlich hörte man ein lautes Gebrüll und gleichzeitig einen durchdringenden Schrei. Sie waren an dem Coliseum, bei den Käfigen der wilden Thiere vorbeigegangen, welche zur Feier des Besuches des Kaisers mit einander kämpfen sollten. Die krankhafte Neugierde, welche sich oft bei Personen findet, die sich für bestimmt halten, Opfer irgend eines unvermeidlichen Verhängnisses zu werden, trieb den Corvinus unwiderstehlich zu dem Käfig hin, in welchem ein schöner Panther eingesperrt war. Er trat ganz nahe an das Eisengitter heran, reizte das Thier durch Geberden und Worte, und sagte: „Ja, ja, du siehst auch so aus, als sollte ich durch dich sterben! Du bist wohl verwahrt in deinem Kasten!" In demselben Augenblicke

[1]) Das Gesetz der Wiedervergeltung, nach welchem es auch im mosaischen Gesetze „Auge um Auge, Zahn um Zahn", u. s. w. heißt.

sprang das Thier wüthend auf ihn los, traf durch das Gitter hindurch seinen Nacken und seinen Hals mit den Klauen und brachte ihm eine furchtbare Wunde bei.

Man hob ihn auf und brachte ihn nach seiner nicht weit entfernten Wohnung. Der Fremde folgte ihm. Die Wohnung war schlecht, schmutzig und unbequem im höchsten Grade; zur Bedienung hatte er nur einen alten, abgelebten Sklaven, der dem Anscheine nach eben so durch den Trunk herabgekommen war, wie sein Herr. Der Fremde schickte denselben aus, um einen Wundarzt zu holen, welcher lange ausblieb; mittlerweile suchte er das Blut zu stillen.

Während er damit beschäftigt war, heftete Corvinus die Augen auf ihn, wie ein Wahnsinniger.

„Kennst du mich?" fragte der Fremde sanft.

„Ob ich dich kenne? Nein — ja. Laß sehen! Ha — der Fuchs! Mein Fuchs! Weißt du noch, wie wir zusammen Jagd machten auf diese schändlichen Christen? Wo bist du all diese Zeit gewesen? Wie Viele hast du erjagt?" Dabei lachte er fürchterlich.

„Still, still, Corvinus!" antwortete der Andere. „Du mußt ganz ruhig sein, sonst bist du rettungslos verloren. Zudem höre ich nicht gern von jenen Zeiten reden; denn ich bin jetzt selbst ein Christ."

„Du ein Christ?" schrie Corvinus wüthend. „Du, der du mehr von ihrem besten Blute vergossen hast, wie irgend ein Anderer? Haben sie dir das Alles vergeben? Oder hast du darüber ruhig schlafen können? Haben dich des Nachts keine Furien gepeitscht? keine Phantome erschreckt? keine Vipern an deinem Herzen genagt? Sage mir, wie du sie verscheucht hast, daß ich sie auch verscheuche. Sind sie aber zu dir noch nicht gekommen, so kommen sie noch; sie werden gewiß kommen; — warum sollten sie denn auch dich nicht eben so quälen, wie mich?"

„Still, Corvinus! Ich habe gelitten so hart, wie du. Aber ich habe das Heilmittel gefunden, und ich will es dir sagen, sobald der Arzt dich gesehen hat, den ich kommen höre".

Der Arzt kam, verband die Wunde, erklärte sie aber für sehr bedenklich, zumal bei einem Kranken, dessen Blut in Folge der Unmäßigkeit ganz verdorben sei.

Der Fremde setzte sich wieder neben ihn und sprach von der Barmherzigkeit Gottes und Seiner Bereitwilligkeit, selbst dem größten Sünder zu vergeben, wie ja sein eigenes Beispiel zeige. Der unglückliche Mensch schien in einer Art von Betäubung zu liegen und das, was gesagt wurde, kaum anzuhören, gewiß nicht zu verstehen. Der Fremde setzte ihm die wichtigsten Lehren des Christenthums auseinander; er wußte freilich nicht, ob Corvinus ihn anhöre, aber er mochte die Hoffnung nicht aufgeben. Dann fuhr er fort: „Und nun, Corvinus, wirst du mich fragen, wie derjenige, welcher alles dieses glaubt, Verzeihung erlangen könne. Durch die Taufe, durch die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste.“

„Wie?“ rief der Kranke ärgerlich aus.

„Dadurch, daß er getauft wird mit Wasser.“

Er wurde durch ein krampfhaftes Stöhnen oder vielmehr Brüllen unterbrochen. „Wasser? Wasser? Ich will kein Wasser! Fort damit!“ Ein heftiger Krampf-Anfall schien ihm die Kehle zuzuschnüren.

Der Fremde erschrack, suchte ihn aber zu beruhigen. „Du mußt nicht meinen“, sagte er, „du sollest jetzt in diesem fieberhaften Zustande in Wasser eingetaucht werden“ (der Kranke schauderte und stöhnte wieder); „bei der Taufe von Kranken [1]) sind nur einige Tropfen nöthig, — nicht mehr, als in diesem Glase ist.“ Er zeigte ihm dabei das Wasser in einem kleinen Gefäße. Beim Anblicke desselben verzerrte sich das Gesicht des Kranken, der Schaum trat ihm vor den Mund und er wurde von heftigen Krämpfen erschüttert. Die Töne, die er ausstieß, glichen eher dem Geheul eines wilden Thieres, als Lauten, wie sie von menschlichen Lippen kommen.

[1]) Bettlägerige wurden durch Benetzung des Kopfes mit Wasser getauft; man nannte dies die klinische Taufe. S. Bingham, Origines, B. II. C. 11.

Der Pilger sah jetzt, daß die Wasserscheu mit allen ihren furchtbaren Symptomen in Folge des Bisses des wüthenden Panthers bei dem Kranken eingetreten war. Zu Zeiten kostete es ihm und dem Sklaven Mühe, ihn niederzuhalten. Wiederholt brach er in die furchtbarsten Lästerungen gegen Gott und Menschen aus; dann, nachdem er ruhiger geworden war, stöhnte er vor sich hin: „Wasser wollen sie mir geben? Wasser? Wasser? Nichts da! Feuer ist es; Feuer habe ich, und das ist mein Antheil! Ich brenne schon, innen und außen. Seht, wie es herankommt, rings um mich herum; jeden Augenblick kommt es näher!" Und er wehrte die eingebildeten Flammen mit den Händen von beiden Seiten des Bettes ab, und suchte sie um seinen Kopf herum auszublasen. Dann wandte er sich zu den Beiden und sagte: „Warum löscht ihr sie nicht aus? Ihr seht ja, daß sie mich verbrennen!"

So verfloß der schreckliche Tag und es kam eine noch schrecklichere Nacht. Das Fieber wurde heftiger, mit ihm das Delirium und die Wuth-Anfälle, wiewohl der Körper schwächer wurde. Endlich richtete er sich im Bette auf und sah mit stieren Augen vor sich und rief mit einer von Wuth erstickten Stimme aus: „Weg, Pankratius! Fort mit dir! Du hast mich lange genug angesehen. Halte deinen Panther fest! Halte ihn fest, sage ich, er will mich packen! Er kommt! Oh! —" Mit einem krampfhaften Griff riß er, als wollte er das Thier von seinem Halse wegreißen, den Verband von seiner Wunde. Es brach ein Blutstrom hervor und er fiel todt auf das Bett zurück.

Sein Freund sah, wie unbußfertige Christen-Verfolger sterben.

Drittes Capitel.

Schluß.

Am andern Morgen ging der Pilger weg, um das Geschäft zu besorgen, woran ihn der in dem vorigen Capitel er-

zählte Vorfall gehindert hatte. Man sah ihn erst in der Nähe der Janusbilder auf dem Forum nach Jemand fragen. Endlich fand er den Mann, welchen er suchte, und Beide gingen nach einem schmutzigen kleinen Locale unter dem Capitol, an dem Abhange, welcher Clivus Asyli hieß. Dort wurden bestaubte alte Bücher hervorgeholt und man sah Seite für Seite durch, bis man zu dem Datum der „Consuln Diokletianus Augustus zum achten Male und Maximianus Herculeus Augustus zum siebenten Male“ [1]) kam. Dort fand man einige Notizen, die auf gewisse Documente verwiesen. Es wurde eine Rolle vergilbter Pergamente hervorgeholt, welche mit demselben Datum bezeichnet waren; die in den Büchern angegebene Nummer wurde herausgenommen und untersucht. Das Resultat der Untersuchung schien beide Theile zu befriedigen.

„Es ist das erste Mal in meinem Leben“, sagte der Mann, welcher die Pergamente aufbewahrte, „daß Jemand, der sich glücklich durchgemacht hatte, nach fünfzehn Jahren zurückkommt, um nach seinen Schulden zu fragen. Du bist wohl ein Christ?“

„Ja, durch Gottes Gnade.“

„Ich dachte es wohl. Guten Morgen, Herr. Ich werde jederzeit bereit sein, dir Geld vorzustrecken, unter eben so billigen Bedingungen, wie mein Vater Ephraim, der jetzt bei Abraham ist.“ — „Ein gewaltiger Narr, das muß ich sagen!“ fügte er bei, als der Fremde sich entfernt hatte.

Mit raschen Schritten und mit fröhlicherm Blicke, als man bis jetzt an ihm bemerkt hatte, ging der Fremde geraden Weges nach der Villa vor dem Nomentanischen Thore. Nachdem er in der Krypta seine Andacht verrichtet hatte, — aber mit leichterm Herzen, wie das erste Mal, — wandte er sich an den Fossor und sagte, als wären sie nie getrennt gewesen: „Torquatus, kann ich mit der Dame Fabiola sprechen?“

„Gewiß“, antwortete dieser; „komm hieher.“

Keiner von Beiden sprach, als sie neben einander gingen, von den alten Zeiten oder von dem, was sie seitdem erlebt

[1]) 303 n. Chr. Geb.

hatten. Instinctmäßig schienen sie Beide darüber einig zu sein, daß alles Vergangene von den Menschen vergessen werden müsse, wie sie hofften, daß es in Gottes Augen getilgt sei. Fabiola war an diesem und dem vorhergehenden Tage zu Hause geblieben, in der Hoffnung, der Fremde werde wiederkommen. Sie saß im Garten bei einem Springbrunnen; Torquatus zeigte sie dem Fremden und entfernte sich.

Sie stand auf, als sie den lange erwarteten Besucher kommen sah. Sie war eigenthümlich ergriffen, als er vor sie hintrat.

„Edele Dame", sagte er demüthig und einfach, „ich würde es nie gewagt haben, wieder vor deine Augen zu kommen, hätte mich nicht eine Pflicht der Gerechtigkeit und eine zehnfache Pflicht der Dankbarkeit dazu genöthigt."

„Orontius", antwortete sie, — „ist das der Name, mit welchem ich dich anreden muß?" (er nickte bejahend) — „du hast keine Pflichten gegen mich, als die, welche uns unser großer Apostel vorschreibt, — daß wir einander lieben sollen."

„Ich weiß es, daß du so denkst. Darum würde ich auch, meiner Unwürdigkeit bewußt, es nicht gewagt haben, dir zu nahen, wäre es nicht strenge Pflicht für mich. Ich weiß es, welchen Dank ich dir schulde für die Güte und Liebe, welche du ihr erwiesen hast, die mir jetzt theuerer ist, als irgend eine Schwester auf Erden sein könnte; — ich weiß es, wie du gegen sie die Liebespflichten erfüllt hast, die ich vernachlässigt hatte."

„Dadurch bist du ja eben die Veranlassung geworden", unterbrach ihn Fabiola, „daß sie zu mir gekommen und der Engel meines Lebens geworden ist. Bedenke, Orontius, daß Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde, um der Retter seines Geschlechtes zu werden."

„Du bist in der That zu gütig gegen mich Unwürdigen", fuhr der Pilger fort; „aber ich will dir nicht danken für die Liebe, welche du einer Andern erwiesen, die dir so reichlich vergolten hat. Erst diesen Morgen habe ich gehört, wie

gütig du gegen Jemand gewesen bist, der auf deine Güte gewiß keinen Anspruch hatte."

„Ich verstehe dich nicht", sagte Fabiola.

„Dann muß ich mich deutlicher erklären", fuhr Orontius fort. „Ich bin jetzt mehrere Jahre in Palästina ein Mitglied einer jener Genossenschaften von Männern gewesen, welche von der Welt entfernt in Wüsten wohnen, und ihren Tag und selbst ihre Nacht zwischen heiligen Gesängen, Betrachtung und Arbeiten theilen. Strenge Buße für unsere frühern Sünden, Fasten, Trauern und Beten sind die Hauptpflichten unseres Standes. Hast du hier von solchen Männern gehört?"

„Der Ruhm des heiligen Paulus und des heiligen Antonius ist im Abendlande eben so groß, wie im Morgenlande", antwortete die Dame.

„In der Gesellschaft des größten Schülers des heiligen Antonius habe ich gelebt. Sein erbauliches Beispiel und der Trost, den er mir zugesprochen, haben mich aufrecht erhalten. Aber Ein Gedanke quälte mich und ließ mich selbst nach jahrelangen Bußübungen nicht ganz ruhig werden. Ehe ich Rom verließ, hatte ich große Schulden gemacht; die Summe, dachte ich, müßte durch die Zinsen zu einer ungeheuern Höhe angewachsen sein; und doch war es eine nicht zu umgehende Pflicht für mich, sie zu bezahlen. Ich war ein armer Cönobit [1]) und lebte von dem, was ich durch Flechten von Matten aus Palmblättern verdiente, und von den wenigen Kräutern, welche im Sande wuchsen. Wie konnte ich meiner Verpflichtung nachkommen? Es blieb mir nur Ein Mittel übrig. Ich konnte freiwillig ein Sklave meines Gläubigers werden, um seine Schläge und seine bittern Vorwürfe in Geduld zu ertragen oder von ihm verkauft zu werden; denn ich bin noch stark und kann arbeiten. In beiden Fällen, dachte ich, würde das Beispiel meines Erlösers mich trösten und stärken; jedenfalls würde ich dann aber Alles gegeben haben, was ich hatte, — mich selbst. — Ich ging diesen Morgen auf das Forum, fand

[1]) So hießen die Ordensleute, welche ein gemeinsames Leben führten

den Sohn meines Gläubigers, sah seine Bücher nach und fand, daß du meine Schuld vollständig bezahlt hast. Ich bin also jetzt nicht der Sklave des Juden, sondern dein Sklave, edele Fabiola." Mit diesen Worten kniete er unterwürfig vor ihr nieder.

„Stehe auf, stehe auf!" sagte Fabiola, mit Thränen in den Augen. „Du bist nicht mein Sklave, sondern ein geliebter Bruder in unserm gemeinsamen Herrn."

Dann setzte sie sich mit ihm hin und sagte: „Orontius, ich habe eine Bitte an dich. Erzähle mir, wie du zu dem Leben geführt worden bist, dem du dich so hochherzig geweiht hast."

„Ich will gehorchen und es dir möglichst kurz berichten. Ich floh, wie du weißt, in einer traurigen Nacht aus Rom, begleitet von einem Manne —". Seine Stimme bebte.

„Ich weiß es; ich weiß, wen du meinst — Eurotas", unterbrach ihn Fabiola.

„Er war es, der Fluch unseres Hauses, der Urheber all meines Unglücks und der Leiden meiner geliebten Schwester. Wir mietheten für eine große Summe zu Brundusium ein Schiff und segelten nach Cypern. Wir versuchten es mit Handelsunternehmungen und andern Speculationen; aber Alles schlug fehl. Es lastete offenbar ein Fluch auf Allem, was wir begannen. Unser Vermögen schmolz zusammen und wir mußten ein anderes Land aufsuchen. Wir segelten nach Palästina und hielten uns einige Zeit zu Gaza auf. Bald waren wir ganz arm. Jedermann mied uns, wir wußten nicht, warum; aber mein Gewissen sagte mir, daß ich das Kains-Mal auf meiner Stirne trug."

Er hielt einige Zeit inne und weinte; dann fuhr er fort: „Endlich, als alle unsere Mittel erschöpft waren und wir nichts mehr hatten, als einige Juwelen, welche allerdings sehr werthvoll waren, welche aber Eurotas, ich wußte nicht warum, nicht abgeben wollte, drängte er mich, die Christen zu denunciren; denn es begann dort eine blutige Verfolgung. Das erste Mal in meinem Leben weigerte ich mich, seinen Befehlen zu gehorchen. Eines Tages forderte er mich auf, mit ihm aus der

Stadt zu gehen; wir gingen weit, bis wir zu einem schönen Platze mitten in der Wüste kamen. Es war ein enges Thal, mit schönem Grün bedeckt, von Palmbäumen beschattet und von einem klaren Bache durchströmt, welcher aus einem Felsen am Ende des Thales entsprang. In diesem Felsen sahen wir Grotten und Höhlen; der Ort schien aber unbewohnt zu sein; man hörte kein anderes Geräusch, als das Plätschern des Wassers."

„Wir setzten uns nieder, um auszuruhen, und Eurotas sprach furchtbare Worte zu mir. Die Zeit sei gekommen, sagte er, wo wir beide den schrecklichen Entschluß ausführen müßten, den er gefaßt habe: — wir dürften den Ruin unserer Familie nicht überleben; hier müßten wir beide sterben. Die wilden Thiere würden unsere Leichen verzehren und Niemand werde dann das Ende der letzten Sprößlinge unseres Hauses erfahren. Mit diesen Worten zog er zwei Fläschchen von ungleicher Größe hervor, bot mir das größere und trank selbst das kleinere aus. Ich weigerte mich, es anzunehmen, und hielt ihm vor, daß er das Gift so ungleich vertheilt habe. Er antwortete, er sei alt und ich jung, und Jedem sei seine Dosis mit Rücksicht auf seine Stärke zugemessen. Ich weigerte mich noch fortwährend, da ich den Tod fürchtete; aber eine Art von dämonischer Wuth schien ihn zu befallen; er packte mich mit Riesenstärke, warf mich auf den Rasen und goß mir mit den Worten: „‚Wir müssen beide zusammen sterben!'" den Inhalt des Fläschchens mit Gewalt in den Mund, ohne mir einen Tropfen zu ersparen."

„Ich verlor gleich das Bewußtsein. Als ich erwachte, befand ich mich in einer Höhle. Ich rief mit schwacher Stimme nach Wasser. Ein ehrwürdiger alter Mann mit weißem Barte hielt mir ein hölzernes Gefäß mit Wasser an den Mund. „‚Wo ist Eurotas?'" fragte ich. — „‚Meinst du deinen Gefährten?'" fragte der alte Mönch. — „‚Ja'", sagte ich. — „‚Er ist todt!'" war die Antwort. Ich weiß nicht, wie das zugegangen ist, daß er starb und ich nicht; aber ich danke Gott von Herzen, daß Er mich verschont hat."

„Jener alte Mann war Hilarion aus Gaza, welcher viele Jahre bei dem heiligen Antonius in Aegypten zugebracht hatte und kürzlich [1]) zurückgekehrt war, um das Cönobiten- und Eremiten-Leben auch in seinem Vaterlande einzuführen. Er hatte schon mehrere Schüler; sie wohnten in den nahen Höhlen und pflegten ihre ärmliche Nahrung unter dem Schatten jener Palmbäume einzunehmen und ihren Durst aus dem Bache zu löschen. Ihr liebevolles Benehmen gegen mich, ihre freudige Frömmigkeit und ihr heiliges Leben gewannen mein Herz, als ich genas. Ich sah die Religion, welche ich verfolgt hatte, in einer erhabenen Gestalt; ich erinnerte mich an die Unterweisungen meiner lieben Mutter und an das Beispiel meiner heiligen Schwester; von der Gnade überwältigt, beweinte ich meine Sünden zu den Füßen eines Dieners Gottes, [2]) und am Tage vor Ostern empfing ich die heilige Taufe."

„Dann sind wir doppelt Geschwister", sagte Fabiola, „ja, Zwillingskinder der Kirche; denn auch ich bin an dem nämlichen Tage zum ewigen Leben geboren. Aber was willst du jetzt thuen?"

„Ich will noch diesen Abend wieder abreisen. Den doppelten Zweck meiner Reise habe ich erreicht. Ich wollte erstens meine Schulden bezahlen und zweitens eine Gabe auf das Grab der Agnes legen. Du wirst dich erinnern", fuhr er lächelnd fort, „daß dein guter Vater unschuldiger Weise mich auf den Gedanken brachte, Agnes habe Gefallen an meinen Juwelen. Ich war ein Thor. Aber nach meiner Bekehrung beschloß ich, sie solle das kostbarste Juwel haben, welches Eurotas noch aufbewahrt hatte; und das habe ich ihr gebracht."

„Aber hast du auch Reisegeld?" fragte die Dame schüchtern.

„Mehr als genug", antwortete er. „Dafür sorgt die christliche Mildthätigkeit der Gläubigen. Ich habe ein Schreiben von dem Bischof von Gaza, welches mir überall Speise

[1]) Im Jahre 303.

[2]) Der Taufe ging oft ein geheimes Sündenbekenntniß voraus. Bingham, Origines B. 11, C. 8, §. 14.

und Trank und ein Nachtlager verschafft; aber ich will einen Trunk Wasser und ein Stück Brod von dir annehmen, auf eines Jüngers Namen hin."[1])

Sie standen auf und gingen nach dem Hause hin, als ein Weib in der größten Eile durch das Gesträuch gerannt kam und zu ihren Füßen niedersank mit dem Ausrufe: „Rette mich, theuerste Gebieterin, rette mich! Er verfolgt mich und will mich tödten!"

Fabiola erkannte ihre frühere Sklavin Jubala. Ihr Haar war grau und zerzaust, ihr ganzes Aussehen verrieth tiefes Elend. Fabiola fragte, wen sie meine.

„Mein Mann", antwortete sie, „ist schon lange hart und grausam gegen mich gewesen; aber heute ist er noch brutaler wie gewöhnlich. O rette mich vor ihm!"

„Hier hast du nichts zu besorgen", antwortete die Dame; „aber ich fürchte, du bist nichts weniger, als glücklich. Ich habe dich lange, lange nicht mehr gesehen."

„Nein, theuere Gebieterin, warum sollte ich auch kommen, dir all mein Leid zu klagen? O, warum habe ich dich und dein Haus verlassen, wo ich hätte so glücklich sein können? Ich hätte bei dir und Graja und der guten alten Euphrosyne, welche jetzt todt ist, lernen können, auch gut zu werden, und ich könnte jetzt auch eine Christin sein."

„Wie, hast du denn daran wirklich gedacht, Jubala?"

„Längst, edele Dame, in meinen Leiden und in meiner Reue. Ich habe gesehen, wie glücklich die Christen sind, selbst die, welche so böse gewesen waren, wie ich. Und weil ich diesen Morgen meinem Manne das sagte, hat er mich geschlagen und gedroht, er wolle mich tödten. Aber in den christlichen Lehren bin ich, Gott sei Dank! durch eine Freundin unterrichtet worden."

„Wie lange schon hat dich denn dein Mann so mißhandelt, Jubala?" fragte Orontius, welcher durch seinen Oheim davon gehört hatte.

[1]) Matth. 10, 42.

„Immer", antwortete sie, „seit ich ihm bald nach unserer Heirath gesagt hatte, daß mir früher ein Fremder Namens Eurotas seine Hand angeboten habe. O, das war ein böser Mensch, ein Mann von schwarzen Leidenschaften und gewissenloser Schurkerei! An seinen Namen knüpft sich meine schmerzlichste Erinnerung."

„Wie so?" fragte Orontius gespannt.

„Als er Rom verlassen wollte, bat er mich, ihm zwei narkotische Tränke zu bereiten; einer sei für einen Feind bestimmt, und dieser müsse sicher todbringend sein; der andere solle nur für einige Stunden bewußtlos machen; diesen könne er vielleicht einmal für sich gebrauchen. Als er kam, um sie abzuholen, wollte ich ihm gerade erklären, daß das kleinere Fläschchen das tödtliche Gift enthalte, nicht, wie es wohl scheinen könnte, das größere: in demselben Augenblicke kam mein Mann herein und trieb mich in einem Anfall von Eifersucht aus dem Zimmer. Ich fürchte nun, ich habe dadurch zu etwas Bösem Anlaß gegeben und irgend Jemandes Tod verschuldet."

Fabiola und Orontius sahen einander schweigend an und bewunderten das gerechte Walten der Vorsehung. Da stieß plötzlich das Weib einen lauten Schrei aus. Zu ihrem Entsetzen sahen sie, wie ein Pfeil in Jubala's Busen hineinfuhr. Fabiola fing sie in ihre Arme auf; Orontius blickte um sich und sah ein schwarzes Gesicht häßlich grinsend durch die Umzäunung des Gartens schauen. In dem nächsten Augenblicke sah man einen Numidier auf seinem Pferde forteilen, den Bogen nach Weise der Parther über der Schulter gespannt, um sich gegen jeden Verfolger zu schützen. Der Pfeil war unbemerkt zwischen Orontius und Fabiola durchgeflogen und hatte Jubala tödtlich getroffen.

„Jubala", fragte Fabiola, „wünschest du als Christin zu sterben?"

„Sehnlichst", antwortete sie.

„Glaubst du an Einen Gott in drei Personen?"

„Ich glaube fest Alles, was die christliche Kirche lehrt."

„Und an Jesus Christus, welcher geboren und gestorben ist für unsere Sünden?"

„Ja, ich glaube Alles, was du glaubst", antwortete Jubala mit schwächerer Stimme.

„Schnell, schnell, Orontius!" rief Fabiola, auf den Springbrunnen weisend.

Er eilte zu dem Bassin, füllte beide Hände mit Wasser, kam eilends zurück und goß es über das Haupt der armen Afrikanerin, indem er gleichzeitig die Tauffformel aussprach. Sie starb, und das Wasser der Wiedergeburt vermischte sich mit ihrem Blute der Sühnung.

Nach dieser schrecklichen und doch auch tröstlichen Scene traten sie in das Haus und gaben Torquatus Anweisungen über die Beerdigung der doppelt getauften Neubekehrten.

Orontius staunte über die einfache Einrichtung des Hauses, welche einen starken Gegensatz zu der üppigen Pracht von Fabiola's früherer Wohnung bildete. Plötzlich aber zog in einem kleinen Gemache ein prachtvolles Kästchen seine Aufmerksamkeit auf sich, welches mit Juwelen besetzt, aber durch einen gestickten Vorhang verdeckt war, so daß man nur den Rand sehen konnte. Er trat näher und las die Inschrift:

„Das Blut der seligen Mirjam, vergossen
„von grausamen Händen."

Er wurde todtenbleich, dann purpurroth und sank fast zusammen.

Fabiola sah es und trat freundlich zu ihm, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte sanft: „Orontius, wir haben beide allen Grund zu erröthen, aber wir dürfen darum nicht den Muth sinken lassen."

Mit diesen Worten zog sie den Vorhang zurück und Orontius erblickte in einem Krystallgefäße das gestickte Tuch, welches in seiner eigenen Geschichte und in der Geschichte seiner Schwester eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Auf demselben lagen zwei scharfe Waffen, deren Spitzen von Blut rostig waren. In einer erkannte er seinen eigenen Dolch wieder; die andere schien ihm eines jener Werkzeuge weiblicher Rachsucht

zu sein, womit, wie er wußte, heidnische Damen ihre Sklaven bestraften.

„Wir haben beide“, sagte Fabiola, „sie verwundet, beide das Blut derjenigen vergossen, welche wir jetzt als eine Schwester im Himmel ehren. Aber was mich angeht, so datire ich von dem Tage, wo ich es gethan und wo ich ihr Gelegenheit gegeben habe, ihre Tugend zu zeigen, das Aufdämmern der Gnade über meiner Seele. Was sagst du, Orontius?“

„Auch ich begann in dem Augenblicke, wo ich sie so mißhandelte und wo sie einen so glänzenden christlichen Heroismus zeigte, die Hand Gottes auf mir zu fühlen, welche mich zur Reue und Vergebung geführt hat.“

„So ist es immer“, schloß Fabiola. „Das Beispiel unseres Heilands hat die Martyrer erzeugt, und das Beispiel der Martyrer führt uns hinauf zu Ihm. Ihr Blut erweicht unsere Herzen, das Seinige allein reinigt unsere Seelen. Das ihrige ruft für uns um Gnade, das Seinige verleiht sie. — Möge die Kirche in den Tagen des Friedens und des Sieges nie vergessen, was sie der Zeit ihrer Martyrer zu danken hat! Was uns beide betrifft, so danken wir ihnen unser geistiges Leben. Möge Vielen, welche von dieser Zeit nur lesen werden, dieselbe Erbarmung und Gnade zu Theil werden!“

Sie knieten nieder und beteten lange still vor dem Schreine. Dann schieden sie, um sich auf Erden nicht wieder zu sehen.

Nach einigen Jahren, welche Orontius unter strengen Bußübungen verlebte, bezeichnete ein Rasenhügel unter den Palmbäumen des Thales bei Gaza den Ort, wo er den Schlaf der Gerechten schlummerte. Und nach vielen Jahren, reich an Werken der Tugend und Wohlthätigkeit, schied auch Fabiola von dieser Erde, um in Frieden zu ruhen neben Agnes und Mirjam.

Zweiter Theil.

Kampf.

Dritter Theil.

Sieg.